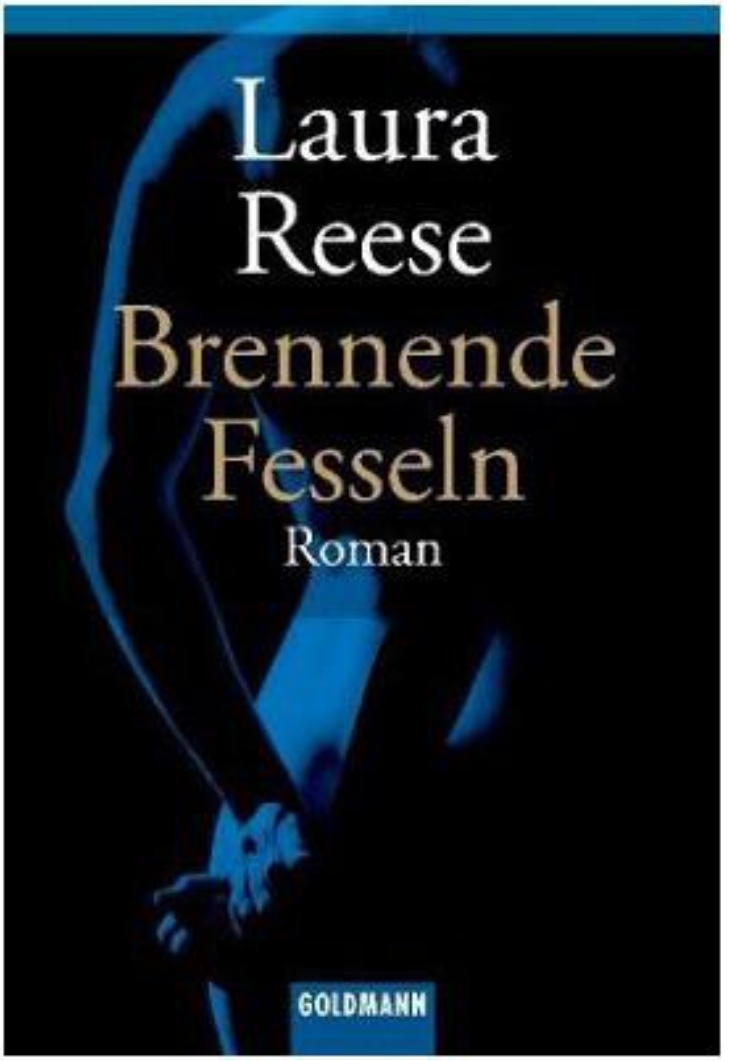
Reese, Laura

Brennende Fesseln



Buch

Nora Tibbs ist eine erfolgreiche, attraktive Journalistin, die ihr Leben im Griff hat. Der Unterschied zu ihrer jüngeren Schwester, der schüchternen, verwundbaren Franny, könnte größer nicht sein. Eigentlich ist Franny für Nora immer eine Unbekannte geblieben. Erst als sie tot und grausam verstümmelt in ihrem Apartment gefunden wird, entdeckt Nora, welcher Abgrund hinter der unscheinbaren Fassade lauerte. Sie liest die Tagebücher ihrer Schwester und kommt einer leidenschaftlichen Affäre zwischen Franny und einem gewissen M. auf die Spur. Während die Ermittlungen der Polizei im Sand verlaufen, gibt Nora die Suche nach dem Täter nicht auf. Sie läßt sich mit dem Musikprofessor Michael ein – dem Mann, der M. und damit Frannys Mörder sein könnte. Doch statt einen kühlen Kopf zu bewahren, erliegt sie dessen bizarrer Anziehungskraft und wird zur Gefangenen einer so ungeheuren Leidenschaft, daß sie dafür bereitwillig ihr

Leben riskiert …

Autorin

Laura Reese lebt in Davis, Kalifornien. Ihr Debütroman *Brennende Fesseln* löste wegen seines gewagten Inhalts in Amerika heftige Kontroversen aus, wurde in den teilweise hymnischen Kritiken als »Die Geschichte der O. der neunziger Jahre« bezeichnet und schaffte den Sprung auf die Bestsellerlisten.

Außerdem von der Autorin bei Goldmann erschienen:

Außer Atem. Roman

Inhaltsverzeichnis

Buch
Autorin
Danksagung
Inschrift
Bevor ich beginne
ERSTER TEIL - FRANNY
Kapitel 1
Kapitel 2
Kapitel 3
Kapitel 4
Kapitel 5
ZWEITER TEIL - NORA
Bevor ich weitererzähle …
Kapitel 6
Kapitel 7
Kapitel 8
Kapitel 9
Kapitel 10
Kapitel 11
Kapitel 12
Kapitel 13

Kapitel 14
Kapitel 15 - Frannys letzter Kampf
Kapitel 16
Kapitel 17
Kapitel 18
Kapitel 19
Kapitel 20
Kapitel 21
Kapitel 22
Kapitel 23
Kapitel 24
Kapitel 25 - Wasserratte
Kapitel 26
Kapitel 27
DRITTER TEIL - FRANNY
Kapitel 28
Kapitel 29
VIERTER TEIL - NORA
Kapitel 30
Kapitel 31
Kapitel 32
Kapitel 33
Kapitel 34

Kapitel 35
Kapitel 36
Kapitel 37
Kapitel 38
Kapitel 39
Kapitel 40
Kapitel 41
Kapitel 42
Bevor ich schließe …
Copyright

Weil die Erziehung eine wichtige Rolle spielt,
widme ich dieses Buch
meinen Eltern, Howard und Jane,
und allen meinen Geschwistern,
Howie, Ben, Mary und Janet.

Danksagung

Mein Dank gilt all denen, die mich unterstützt und ermutigt haben und dabei oft große Geduld bewiesen: meinem Lektor Charles Spicer, der das endgültige Manuskript intensiv mit mir durchgearbeitet hat und mein Bestes in etwas noch Besseres zu verwandeln wußte; meiner Agentin Barbara Lowenstein, die meine Arbeit trotz aller Mängel annahm, mich dann zwang, durch heuristische Türen zu gehen, und damit wundervolle Dinge bewirkte; ihrer Assistentin Nancy Yost, die mir wertvolle Tips und Anregungen zum ursprünglichen Manuskript gab und mich in die richtige Richtung lenkte; Mary Mackey, die an meine Arbeit glaubte und sie auf eine Weise beeinflußte, die ihr gar nicht bewußt ist; Mary Koompin-Williams, ihres Zeichens Coroner von Yolo County, und J. L., die meine vielen Fragen unermüdlich beantwortet haben; C. Michael Curtis, der mir Hoffnung machte und mit Ratschlägen zur Seite stand, als ich sie am meisten brauchte;

und meinen ganz besonderen Freunden Gail McGovern, Charles Smith und, in memoriam, Bob Stovall – die alle drei auf ihre eigene, einzigartige Weise als Katalysatoren fungierten und mir durch ihre vorbehaltlose Unterstützung immer dann Zuversicht schenkten, wenn ich an meiner Arbeit zu zweifeln begann.

Mir ist, als hätte ich seinen Todeskampf durchlebt. Es ist wahr,
er hatte den letzten Schritt getan, er war über den Rand getreten,
während ich meinen zögernden Fuß zurückziehen
durfte. Und darin liegt vielleicht der ganze Unterschied; vielleicht
sind alle Weisheit und alle Wahrheit und alle Aufrichtigkeit
einfach zusammengedrängt in jenem einen unfaßbaren
Augenblick, da wir die Schwelle des Unsichtbaren überschreiten.

Josef Conrad,
Herz der Finsternis

Und auch das… ist einer der finstersten Orte der Erde gewesen.

Joseph Conrad,
Herz der Finsternis

Bevor ich beginne

Es fällt mir nicht leicht, diese Geschichte zu erzählen. Ich widme sie dem Andenken meiner Schwester, die vor nur zehn Monaten, im Frühling letzten Jahres, an einem trägen Tag, an dem die Eichelhäher heiser schrien und die Sonne warm und sanft vom Himmel schien, tot in ihrer Wohnung in Davis aufgefunden wurde, während draußen die knospenden Bäume ihre ersten Blüten öffneten. Es war ein herrlicher Tag, die Art von Frühlingstag, die eine Verheißung von reiner Unschuld und Neubeginn bereithält – einer der Tage, an denen der Sonnenschein die Stadt erstrahlen läßt. Aber während draußen der Frühling seinen Einstand gab, lag drinnen in der Wohnung meine liebe Schwester, Klebeband über dem Mund und um die nackten Hand-und Fußgelenke gewickelt. Sie war brutal mißhandelt und gequält worden, und ihre Leiche verrottete – zwei Wochen lang unbemerkt – in der Hitze eines Raumes, in dem das

Heizungsthermostat auf zweiundzwanzig Grad eingestellt war. Dies ist ihre Geschichte und die Geschichte von Michael M., einem Musikprofessor an der Universität, der immer noch in Davis lebt und den ich für ihren Mörder halte.

Mein Name ist Nora Tibbs, und meine Schwester Frances war vierundzwanzig, als sie starb. Wir sind beide in Davis aufgewachsen, einer kleinen Universitätsstadt, fünfundzwanzig Kilometer westlich von Sacramento. Der Tod ist für mich nichts Neues. Ich hatte einen jüngeren Bruder, Billy, der im Alter von nur zwölf Jahren bei einem Wanderausflug tödlich verunglückte. Es war eine schwierige Zeit für uns alle. Billys Abwesenheit war so schmerzhaft, die Erinnerung an ihn noch in jedem Raum des Hauses lebendig. Meine Eltern sehnten sich nach einer Veränderung. Schließlich zogen sie mit Franny nach Montana. Ich war zehn Jahre älter als meine Schwester, und da ich gerade eine neue Stelle als Journalistin

angetreten hatte, blieb ich zurück und zog nach Sacramento, an meinen Arbeitsort. Ein Jahr später waren meine Eltern tot. Sie waren bei einem Autounfall ums Leben gekommen, und Franny, damals erst vierzehn, kam nach Sacramento, um bei mir zu leben.

Wir waren einander überhaupt nicht ähnlich. Ich bin wie mein Vater groß und athletisch gebaut und trete recht bestimmt auf, wenn die Situation es verlangt. Franny dagegen war weich und rundlich und blaß. Ihr Haut war zart wie die eines Babys, und sie hatte etwas Gemütliches, Zerknautschtes an sich: Ihre Klamotten waren immer groß und weit, ihre langen braunen Haare ein Wirrwarr aus Locken. Sie war ungewöhnlich schüchtern und daher leicht zu übersehen. Ihre Stimme wurde immer leiser, wenn ihr jemand zu aufmerksam zuhörte, und auf Partys – den wenigen, zu denen ich sie mitschleppen konnte – neigte sie dazu, sich wie ein Chamäleon dem Hintergrund anzupassen, indem sie einfach mit der Einrichtung verschmolz. Wenn jemand

versuchte, sie ein wenig aus der Reserve zu locken, und ihr dabei zu nahe kam, wurde sie plötzlich spröde und ausweichend, als hätte sie ihr ganzes Leben damit verbracht, nervös auf den Moment hinzuzittern, in dem ein Lehrer sie herauspicken und nach etwas fragen würde, das sie nicht beantworten konnte: In solchen Momenten trat ein Ausdruck des Unbehagens in ihre Augen, sie wandte den Blick ab und zog den Kopf ein; sie verschränkte die Arme über der Brust, als wolle sie sich selbst umarmen, und zog sich in ihr Inneres zurück.

Franny arbeitete in Sacramento als Dialyseschwester, was bedeutete, daß sie die meisten Arbeitstage mit Leuten verbrachte, die Nierenprobleme hatten. Sie schloß sie an Maschinen an, die sie am Leben erhielten, indem sie das Gift aus ihrem Blut herausfilterten. Es war kein Zufall, daß Franny Dialyseschwester wurde. Sechs Monate vor seinem Unfall erkrankte unser Bruder an Glomerulonephritis, einer

Nierenentzündung, die bei ihm zu Nierenversagen führte. Er mußte zur Dialyse und kam auf eine Warteliste für eine Spenderniere. Nach Billys Tod faßte Franny den Entschluß, Dialyseschwester zu werden. Ich verstand ihre Motivation – sie und Billy waren nur ein Jahr auseinander gewesen und hatten einander sehr nahegestanden –, aber ihre Entschlossenheit wirkte fast schon besessen, als würde sie mehr von Schuld als von Liebe getrieben.

Trotzdem schien ihr die Arbeit zu liegen. Sie erwies sich – und das überraschte mich – als sehr kompetent. Jede Schüchternheit und Unsicherheit fiel von ihr ab. Sie huschte geschäftig im Büro herum, gab Medikamente aus, schloß einen Patienten an die Maschine an, maß bei einem anderen den Blutdruck, tröstete nebenbei einen dritten. Sie hatte alles unter *Kontrolle*. Wer Franny kannte, wußte, daß das kein Wort war, das die Leute normalerweise auf sie angewendet hätten. Aber ein paar Stunden später, sobald sie das

Gefühl hatte, daß die Dinge sie zu überwältigen drohten, zog sie sich wie eine Schildkröte in ihren Panzer zurück.

Inzwischen war sie wieder nach Davis gezogen. Sacramento machte ihr angst – sie gewöhnte sich nie an die vielbefahrenen Freeways (die eigentlich gar nicht so hektisch sind, verglichen mit dem Verkehr in Los Angeles oder San Francisco), die Zeitungsberichte über Gewalttaten, Schießereien, gelegentliche Messerstechereien, Morde unter Bandenmitgliedern. Franny pendelte lieber zur Arbeit. Davis war ruhig, und abgesehen von ein, zwei Fahrraddiebstählen, gab es dort kaum Kriminalität. Sie mochte den Markt am Samstagvormittag im Central Park. Sie genoß es, mit ihrem Rad durch das Arboretum, die Baumschule auf dem Unigelände, zu fahren und am Putah Creek die Enten zu füttern. Bei dieser Gelegenheit lernte sie Michael M. kennen.

Meine Schwester führte auf ihrem Macintosh-

Computer ein bruchstückhaftes Tagebuch, das sie »Franny's File« nannte. Als ich es las, entdeckte ich, daß ich sie überhaupt nicht gekannt hatte. Sie schrieb über ihre Leidenschaften, über ihre Sehnsüchte und Sorgen. Sie schrieb über Michael M., über die Dinge, die er ihr antat, ihre Erniedrigung und Verzweiflung. Seine subtile, unterschwellige Schwärze sickert zwischen ihren Worten hindurch; trotzdem wirkt der Ton ihrer Tagebucheinträge naiv und unschuldig. Sie scheint nicht in der Lage gewesen zu sein, zwischen ihren eigenen Zeilen zu lesen und zu erkennen, wie krank M.s Phantasie war. Wie ein metastasenbildender Krebs manövrierte er sich in ihr Leben und machte sich daran, sie zu zerstören.

Die Polizei hat ihren Mörder noch nicht gefaßt, und obwohl die ermittelnden Beamten ihr Tagebuch gelesen haben, hat man M. laufenlassen. Aus Mangel an Beweisen, hieß es. Er habe kein Motiv, nichts, was ihn mit dem Verbrechen in Verbindung bringe. Das

einzige, was das Tagebuch beweise, sagte ein Beamter nicht gerade taktvoll zu mir, sei, »daß Ihre Schwester in punkto Männer keine besondere Menschenkenntnis besaß«. Sie sind in eine Sackgasse geraten, aber ich habe vor, ihnen die Beweise zu liefern, die sie brauchen. Daß M. nicht angeklagt worden ist, heißt noch lange nicht, daß er die Tat nicht begangen hat. Jeder, der Frannys Tagebuch gelesen hätte – der gelesen hätte, was er ihr angetan hat –, würde verstehen, wieso er schuldig ist und wieso ich ihn nicht davonkommen lassen werde – nicht davonkommen lassen kann.

Ich habe immer geglaubt, daß die Menschen grundsätzlich gut sind, daß sie in einem Zustand der Gnade geboren werden, an dem nur ein unglückliches Umfeld etwas ändern kann. Ich habe immer geglaubt, daß das Böse – das ererbte, angeborene Böse – nicht existiert. Inzwischen bin ich mir nicht mehr so sicher. Ich bin Journalistin, schreibe wissenschaftliche Artikel für den *Sacramento*

Bee, und im Lauf der Jahre habe ich dabei folgendes gelernt: In der Debatte »Erbe versus Erziehung« erweist sich das Erbgut letztendlich als Sieger. Die Gehirnforschung gelangt zunehmend zu der Erkenntnis, daß die Gene eine viel größere Rolle für das menschliche Verhalten spielen, als bisher angenommen. Die Wissenschaftler spekulieren sogar, daß Gewalttätigkeit erblich ist und daß der männliche Teil unserer Spezies ein Gen in sich trägt, das ihn dazu drängt, sich aggressiv zu verhalten und eher den Krieg zu suchen als den Frieden. Männer benehmen sich einfach anders als Frauen, und nach Meinung verschiedener Wissenschaftler haben diese Verhaltensunterschiede biologische Wurzeln. An diesem Punkt sollte ich – nur, um Mißverständnisse zu vermeiden – vielleicht klarstellen, daß ich Männer mag, schon immer gemocht habe. Die Männer schlechtzumachen ist nicht mein Metier, und mein Ziel besteht nicht darin, aus einem

höchst persönlichen Motiv heraus das gesamte männliche Geschlecht als bösartig darzustellen. Ich habe durchaus gute Beziehungen mit Männern gehabt.

Aber wenn es stimmt, daß Männer aufgrund ihrer Gene zu Gewalt und Aggression neigen, ist dann auch Bösartigkeit eine Frage der Biologie? Existiert das Böse als eine Art Normabweichung – vielleicht als Genmutation, als Folge eines schiefgegangenen Vererbungsprozesses? Existiert es in manchen Männern so ausgeprägt, daß es ein fester Bestandteil ihres Wesens ist? Die Antworten auf diese Fragen weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß manche Männer, sei es durch ihre Erbanlagen, sei es durch ihre Erziehung, tatsächlich böse sind, und diese Geschichte, Frannys Geschichte, handelt von dem Leid, das ein solcher Mann verursacht hat.

Böse Menschen sind nicht an ihrer schwarzen Kleidung zu erkennen, und sie werfen auch keinen Halbschatten unheilvollen

Dämmerlichts. Sie sind von den Leuten im Nebenhaus nicht zu unterscheiden. M. lehrt immer noch an der UCD, der University of California in Davis. Ich sehe ihn in Begleitung anderer Frauen, junger und alter. Er sagt etwas, und sie lächeln oder lachen. Er sieht harmlos aus, nicht wie ein Mensch, der eines Mordes fähig wäre. Trotzdem gelange ich, wenn ich das Tagebuch meiner Schwester lese, immer wieder zu der Erkenntnis, daß er ein böser Mann ist, ein Mann ohne Gewissen oder Seele. Er hat Franny zerstört, und zwar absichtlich und ohne Gewissensbisse. Sie war gefesselt und gefoltert worden, und trotzdem konnte der zuständige Gerichtsmediziner die genaue Todesursache nicht feststellen. Woran sie letztendlich gestorben ist, bleibt bis heute ein Rätsel.

Ich beginne diese Geschichte, ohne zu wissen, wie sie enden wird. Ich werde versuchen, mich an Frannys Tagebuch zu halten und die Ereignisse in der Reihenfolge aufzuzeichnen, in der sie sie in ihren

Computer eingegeben hat. Aber in ihren Eintragungen gibt es große Lücken; sie hat Einzelheiten ausgelassen, Details, die ihren Mörder zur Strecke bringen würden. Das alles werde ich mir bei Michael M. holen müssen. Natürlich habe ich ihn schon gesehen, habe den Mann aus der Ferne beobachtet. Und bevor ich meine Geschichte beende, werde ich Kontakt mit ihm aufnehmen und ihn ziemlich gut kennenlernen.

Nach dem Tod meiner Schwester bin ich nach Davis zurückgekehrt. Da ich etwas Geld gespart hatte, war ich in der Lage, mich bei der Zeitung für längere Zeit beurlauben zu lassen; trotzdem schreibe ich noch gelegentlich als freie Mitarbeiterin einen Artikel für sie. Ich bin gerade dabei, im südlichen Teil der Stadt ein Haus zu mieten, in einem Viertel, das als Willowbank bekannt ist. M. lebt auch hier in Willowbank, im älteren Teil, wo die Häuser groß und weitläufig sind und die Bäume einen Baldachin über den Straßen bilden und während unserer heißen,

trockenen Sommer angenehmen Schatten spenden; wo es keine Gehsteige gibt und kaum Zäune, abgesehen von ein paar niedrigen, freundlichen Holzzäunen, die mehr aus ästhetischen Gründen als zum Schutz errichtet wurden. Ich bin hierhergezogen, um näher bei M. zu sein, um mir selbst ein Bild von ihm zu machen.

Immer wieder lese ich Frannys Tagebuch. Es beginnt so hoffnungsvoll, mit einer subtilen Ironie, von der ich gar nicht wußte, daß sie sie besaß:

Ich habe das Gefühl, demnächst eine Reise anzutreten. Etwas Wundervolles und Aufregendes geschieht mit mir. Ich fühle mich wie ein neuer Mensch, und das verdanke ich alles Michael. Er sieht Dinge in mir, die noch nie zuvor ein Mensch gesehen hat; er läßt mich Dinge fühlen, die ich noch nie zuvor gefühlt habe. Ich bin dabei, mich zu verändern, soviel steht fest. Ich wünsche mir so sehr, aus meinem trägen, sicheren Leben herauszutreten und mich meinen

Träumen zu stellen, meine Leidenschaften freizulassen. Ich möchte mich in Michaels Gewalt begeben, die Zügel ganz ihm überlassen. Gestern abend hat er versprochen, mir Orte zu zeigen, an denen ich noch nie gewesen bin. Ich habe zu ihm gesagt: »Die Galápagos-Inseln? Hawaii?«, aber ich wußte, daß er es nicht geographisch meinte. Oh, Michael! Ich habe nie gewagt, von jemandem wie dir zu träumen. Ich dachte, du wärst unerreichbar für mich, aber jetzt stelle ich fest, daß deine Fingerspitzen die meinen berühren.

Was für ein unschuldiger Anfang, voll nackter Hoffnung und Freude. Ihre Reise sollte nicht so unschuldig werden.

Sie begann wie ein Traum – Frannys Beschreibungen ihrer ersten sexuellen Begegnungen mit M. sind mit einem Romantizismus eingefärbt, der etwas fast Traumartiges, märchenhaft Idyllisches hat –, und sie endete als Alptraum, als langsamer

Abstieg in das schwarze Herz eines bösen, sadistischen Mannes, als eine Reise in die Hölle, aus der es keine Rückkehr gab.

Deshalb widme ich diese Geschichte Franny, ihrem Andenken. Ich schreibe diese Geschichte, weil ich muß. Ich spüre, daß ich keine Wahl habe: Sie ist zu meiner eigenen Obsession geworden. Wie Conrads Marlow, wie Coleridges alter Seemann bin ich gezwungen, diese Geschichte zu erzählen. Ich lerne gerade, daß Schriftsteller sich ihre Obsessionen nicht aussuchen; die Obsessionen suchen *sie* aus. Ich erzähle Frannys Geschichte, weil sie selbst dazu nicht mehr in der Lage ist. Ich erzähle ihre Geschichte, um die Wahrheit zu enthüllen und M. zu entlarven – um das zu tun, wozu die Polizei nicht fähig war. Wir leben in einer Gesellschaft, in der Menschen für ihre Taten zur Rechenschaft gezogen werden, und M. muß die Verantwortung für die seinen übernehmen. Er hat Franny auf eine dunkle Reise mitgenommen, von der sie nie

zurückgekehrt ist. Ich werde dieselbe Reise antreten, aber ich habe länger gelebt als meine Schwester, und selbst wenn ich nicht weiser bin als sie, bin ich doch wenigstens erfahrener. Diesmal wird die Reise anders enden, da bin ich mir sicher – für M. und für mich.

ERSTER TEIL
FRANNY

1

Am letzten Tag des Monats Oktober wurde Frances Tibbs, während sie über das Unigelände radelte, klar, daß sie zum ersten Mal in ihrem Leben verliebt war.

Zumindest glaubte sie, verliebt zu sein. Sie hatte es noch nicht laut ausgesprochen, die Worte noch nicht auf der Zunge getestet, aber es fühlte sich an wie Liebe: Alles erschien ihr frisch und neu und aufregend.

Plötzlich trat ein Mann vor Franny auf den Weg und erschreckte sie fast zu Tode. Sie zog die Bremsen und wich ihm aus, kam gerade noch an ihm vorbei. Er hatte sich einen Nylonstrumpf über den Kopf gezogen. In der Rechten trug er einen riesigen Revolver, vielleicht auch ein Gewehr oder eine Schrotflinte. Franny kannte den Unterschied nicht, aber bei genauerem Hinsehen fand sie, daß sie Waffe nicht besonders echt aussah. Sie war kleiner, als sie sich ein Gewehr vorstellte, und schien aus Plastik zu sein.

Plastik.

Eine Spielzeugwaffe. Es war Halloween, fiel ihr ein. Der Mann – jetzt sah sie, daß es nur ein College-Student war – war offenbar zufrieden mit dem Schrecken, den er ihr eingejagt hatte. Anzüglich grinsend schulterte er sein Gewehr und trottete weiter.

Mit dem Gefühl, sich zum Narren gemacht zu haben, stieg sie wieder auf ihr Rad und strampelte den Weg am nördlichen Arm des Putah Creek entlang. Hier, in seinem eingedämmten nördlichen Teil, führte der Flußarm nur wenig Wasser. Es war brackig, hatte eine ungute grüne Farbe und verströmte einen abgestandenen, modrigen Geruch, den sie nur zu gern hinter sich ließ. Hatte man erst einmal das oberste Ende des Flußarmes erreicht, wurde der Weg sehr angenehm. Zu beiden Seiten war er von Bäumen und dichter, dunkelgrüner Vegetation gesäumt, und die Luft war von erdigen, hölzernen Gerüchen erfüllt. Sie radelte in der Hoffnung hier heraus, ihren neuen Freund Michael zu treffen. Sie hätte nicht erklären können, was

genau sie zu ihm hinzog. Sie wußte nur, daß sie ständig an ihn dachte und daß ihr ihr Leben irgendwie ein wenig heller vorkam, seit sie ihn getroffen hatte, als stünden ihr plötzlich mehr Möglichkeiten offen. In gewisser Weise erinnerte er sie an ihren Vater, einen geduldigen, ruhigen Mann, von dem sie gewußt hatte, daß er sie beschützen würde. Es war schon so lange her, daß ihre Eltern gestorben waren, und obwohl sie eine Schwester hatte, fühlte sie sich allein auf der Welt. Aber Michael hatte eine so einfühlsame Art, sie anzusehen, als könnte er mit einem einzigen Blick ihre ganze Geschichte erfassen. Es war ein schönes Gefühl.

Sie hatte eine Stelle erreicht, wo es abwärts ging, und beschleunigte. Radfahren war Teil ihres neuen Diätplans. Sie hatte mehrere Lieblingsstrecken: den Weg zwischen den Solarhäusern im Westteil von Davis hindurch, den Howard-Reese-Fahrradweg entlang des Russell Boulevard bis hinaus nach Cactus Corners und die Strecke, auf der sie sich

gerade befand und die sie am häufigsten fuhr, den Weg, der am südlichen Rand des Unigeländes entlang des Putah Creek verlief. Der Pfad war schmal und schlängelte sich durch die Baumschule der Uni, eine waldige Enklave aus Büschen und Bäumen, hauptsächlich Mammutbäume, Koniferen und Eukalyptus. Franny liebte diesen Ort. Unter den Bäumen waren Picknicktische versteckt, auf dem Boden lagen Holzspäne und heruntergefallenes Laub, das sich allmählich zersetzte, und der Geruch, der in der Luft hing, war ein sehr alter; er erinnerte sie an frühere Zeiten. Es war der feuchte, humusschwere Geruch längst vergessener Orte und alter Zivilisationen, die unter unzähligen Schichten von Schutt und Verwesung begraben lagen.

Sie überquerte einen hölzernen Brückenbogen, um zu einem grasbewachsenen Hügel auf der anderen Seite des Flußarmes zu gelangen. Hier dehnte sich das Wasser zu einem breiten, trüben Teich aus. Ein guter Platz, um Enten zu

beobachten. Zu dieser Tageszeit, am späten Nachmittag, war auf dem Campus wenig los, und sie hatte diesen Ort so ziemlich für sich allein. Sie stieg ab, setzte sich ins Gras und hing ihren Tagträumen nach. Sie hoffte, daß Michael vorbeikommen würde. Die Luft war kühl – aber nicht so kalt, wie sie in ein paar Wochen sein würde, wenn der Nebel sich über das Land senkte und einem bis in die Knochen kroch –, und der Himmel hatte eine Art schmuddelige Spülwasserfarbe, stumpf und grau. Ein leichter Wind kräuselte die Oberfläche des Wassers und raschelte durch die Baumwipfel. Hin und wieder ließ ein stärkerer Windstoß rötlichbraune Blätter durch die Luft flattern.

Franny schlang die Arme um die Knie, um sich warm zu halten. Der Rasen war gerade erst gemäht worden und verströmte noch den frischen, feuchtgrünen Geruch frisch gemähten Grases. Vor vielen Jahren, als sie noch ein Kind war, war ihr Vater mit ihr und Billy manchmal hierhergekommen. Ihre ältere

Schwester Nora war damals schon im Teenageralter und nicht dazu zu bewegen, sie zu begleiten. Aber Franny und Billy liebten das Arboretum, und manchmal saßen sie einfach bloß da, wie in Trance, mit geschlossenen Augen, und saugten die Geräusche rundherum in sich auf. Oft hörten sie auch zu, wie ihr Vater, ein Experte für Umweltfragen, ihnen von der Beziehung des Menschen zur Natur erzählte. Es gebe ein evolutionäres Band, hatte er ihnen mehr als einmal erklärt, das sich im Laufe von Millionen Jahren entwickelt habe und die Menschen untrennbar mit ihrer Umgebung verbinde, mit der Erde, der Sonne, dem Himmel. Und tatsächlich: Hier draußen, wo nur das Rauschen des Windes in den Bäumen, das sporadische Geschnatter der Enten und hin und wieder das zischende Geräusch eines vorbeifahrenden Radfahrers zu hören war – hier draußen fühlte sie sich irgendwie ruhig, verwurzelt. Ob das die Anziehungskraft der Natur war oder die schützende Kraft ihrer

liebevollen Erinnerungen an ihren Vater, wußte sie nicht. Inzwischen gehörte für sie beides untrennbar zusammen.

Zwei College-Studenten, ein Junge und ein Mädchen, gingen Arm in Arm über die Brücke und blieben in der Mitte stehen, um auf das Wasser hinabzublicken. Wehmütig beobachtete Franny ihre sorglosen, verträumt lächelnden Gesichter. Sie waren offensichtlich verliebt. Franny mußte ebenfalls lächeln. Sie hörte die beiden reden, konnte aber die einzelnen Worte nicht verstehen. Ihr Lachen stieg in die Baumwipfel hinauf.

Franny ließ ihren Blick weiter in Richtung Campus schweifen. Sie hielt nach Michael Ausschau. Vor drei Wochen hatte sie ihn hier kennengelernt. Sie hatte gerade altes Brot aus einer Tüte an die Enten verfüttert, als plötzlich jemand hinter ihr gesagt hatte: »Sie sind keine Studentin.«

Erschrocken war sie herumgefahren. Sie hatte Michael vorher noch nie gesehen. Er war groß, mit olivfarbener Haut und dunklem

Haar, das an den Schläfen bereits ergraute. Aus den Falten in seinem Gesicht hatte sie geschlossen, daß er Ende Vierzig sein mußte. Er hatte etwas Wissendes, fast Zynisches an sich, als hätte er schon alles gesehen und getan. Er hatte beide Hände in den Hosentaschen und starrte sie mit unergründlicher Miene an, ohne zu blinzeln. Franny senkte den Kopf. Als sie wieder aufblickte, beobachtete er sie noch immer. Seine Augen wirken kalt und gefühllos, hatte sie damals gedacht, aber dann war langsam ein Lächeln auf seine Lippen getreten. Sie empfand es als unangenehm, so im Zentrum seiner Aufmerksamkeit zu stehen, und hatte das Gefühl, irgendwie begutachtet zu werden, als würde er gerade eine Entscheidung über sie fällen.

»Nein«, antwortete sie, »ich bin keine Studentin« und wurde rot, als hätte er sie bei irgend etwas Verbotenem ertappt, obwohl sie genau wußte, daß das nicht der Fall war. Sie wandte sich ab. Verlegen riß sie ein Stück

Brot ab und warf es einer Ente hin. Fünf hatten sich vor ihr versammelt, Stockenten mit schimmernden grünen Köpfen, und nun rauften sie um das Brot. Sie warf ihnen den Rest hin und griff in die Tüte, um für Nachschub zu sorgen. Der Mann hatte sich nicht von der Stelle gerührt, und sie spürte, daß er sie immer noch beobachtete. Sein Blick verunsicherte sie.

»Sie sehen auch nicht aus wie eine Studentin«, sagte er schließlich, und Franny fragte sich, wieso nicht. Schließlich lag ihre Schulzeit noch nicht so lange zurück.

»Ich habe Sie schon öfter hier draußen im Gras liegen und die Enten füttern sehen. Sie kommen immer um diese Zeit und immer allein.«

Franny warf ihm einen schnellen, schrägen Blick zu, sagte aber nichts. Daß sie schon seit Wochen von jemandem beobachtet worden war, beunruhigte sie ein wenig. Wieder sah sie ihn an. Alles an ihm war scharf und klar gezeichnet: das kantige Kinn,

die gerade, scharf geschnittene Nase, der schlanke, aber kräftige Körper. Er war nicht gerade das, was man einen schönen Mann nannte, aber er war beeindruckend. Zu beeindruckend. Sie wünschte, sie hätte etwas Häßliches an ihm entdecken können, irgend etwas, das ihn weniger einschüchternd gemacht hätte, vielleicht ein bißchen Fett um die Taille oder Hängebacken.

»Darf ich?« fragte er, und ohne eine Antwort abzuwarten, nahm er sie am Handgelenk und zog ihr die Scheibe Brot aus der Hand. Franny brachte kein Wort heraus, so sehr war sie von der Intimität dieser Geste überrascht. Sie sah zu, wie er die Enten mit ihrem Brot fütterte.

Er sagte: »Neuerdings schaue ich um diese Zeit immer hier heraus, weil ich hoffe, Sie zu finden. Wenn Sie nicht da sind, kommt mir mein Tag irgendwie unvollständig vor, als würde etwas fehlen.« Er wandte leicht das Gesicht und sah sie an. In seinen Augen funkelte eine Spur von Schalk. »Anscheinend

gehören Sie schon zu meinem Tagesablauf wie meine morgendliche Tasse Kaffee.«

Franny hatte über seine Worte gelächelt. Mit Koffein war sie noch nie verglichen worden. Dann hatte er sich vorgestellt, und seit drei Wochen traf sie sich hier regelmäßig mit ihm. Er kam nicht jeden Tag. Manchmal blieb er mehrere Tage weg, bis sich ihr Magen angstvoll zusammenzog und sie sich zu fragen begann, ob sie ihn jemals wiedersehen würde. Aber dann tauchte er wieder auf und fing einfach zu reden an, ohne irgendein erklärendes Wort über seine lange Abwesenheit zu verlieren. Er hatte eine ruhige, entspannte Art, die es ihr leichtmachte, mit ihm zu reden, auch wenn sie das Reden eigentlich meistens ihm überließ. Im Gegensatz zu manchen anderen Menschen schien ihm das aber nichts auszumachen, und er drängte sie auch nicht, mehr aus sich herauszugehen. Er schien instinktiv zu wissen, daß sie schon von selbst kommen würde, wenn sie soweit war. Dafür

war sie ihm dankbar – die meisten Leute gaben sie auf, bevor sie begann, sich in ihrer Gegenwart wohl zu fühlen –, und es dauerte nicht lange, bis sie sich eingestehen mußte, daß sie nicht wegen der sportlichen Betätigung zum Putah Creek radelte, sondern in der eindeutigen Absicht, ihn zu treffen. Wenn er nicht kam, war sie jedesmal enttäuscht.

Michael arbeitete als Musikprofessor an der Uni. Er war kultiviert und intelligent, ein Typ, von dem sie nicht geglaubt hätte, daß er sich je für sie interessieren würde. Nicht, daß sie einen bestimmten Typ hatte. Sie war mit einigen Männern zusammengewesen, aber es hatte nie funktioniert. Erst letzten Monat hatte Nora sie zu einer Party des *Bee* geschleppt, und sie hatte dort einen Mann kennengelernt. Er war Reporter wie Nora, hatte blondes Haar und eine so offene, natürliche Ausstrahlung, eine fast jungenhafte Unschuld, daß sie ihm instinktiv vertraut hatte. Er schien es ernst zu meinen, aber am

nächsten Morgen – nachdem sie mit ihm geschlafen hatte – erklärte er ihr verlegen, er habe am Vorabend zuviel getrunken. Franny konnte niemandem einen Vorwurfmachen, höchstens sich selbst. Sie hatte noch nie so impulsiv gehandelt, nie mit einem Mann geschlafen, den sie gerade erst kennengelernt hatte. Sie war zu schnell gewesen, zu krampfhaft auf der Suche, hatte gehofft, daß der Sex – der nicht besonders gut war – zu größerer Vertrautheit führen würde. Was nicht der Fall war. Er lud sie zum Frühstück ins *Food for Thought Café* an der K Street ein, aber sie spürte die ganze Zeit, wie unbehaglich er sich fühlte. Er war zu höflich, zu eifrig bemüht: Er hatte einen Fehler gemacht und versuchte, mit Anstand aus der Sache herauszukommen. Sie sah das Unbehagen in seinen Augen, das Mitleid, die Unsicherheit. Hätte sie sich nicht selbst so elend gefühlt, hätte er ihr wahrscheinlich leid getan. Danach wartete sie mehrere Tage vergeblich auf seinen Anruf. Schließlich rief

sie ihn an. Es war peinlich und erniedrigend. Vielleicht könnten sie trotzdem Freunde sein, hatte er in freundlichem Ton gesagt. Sie hatte sein gutgemeintes, aber halbherziges Angebot abgelehnt, indem sie einfach auflegte.

Michael würde so etwas nie tun, dachte sie jetzt. Michael. Er war doppelt so alt wie sie, achtundvierzig, das hatte sie inzwischen erfahren – nur sechs Jahre jünger, als ihr Vater gewesen wäre –, aber sie hatte sich noch nie bei einem Menschen so wohl gefühlt wie in seiner Gegenwart. Manchmal, wenn sie zu Hause war, phantasierte sie ein bißchen vor sich hin, gab Michael einen Platz in ihrem Leben, machte ihn zu ihrem Freund. Sie hatte keine Ahnung, was er von ihr dachte oder ob er überhaupt an sie dachte. Obwohl er immer nett zu ihr war und sie wirklich zu mögen schien, kam er ihr unerreichbar vor.

Sie hörte im Gras hinter sich Schritte rascheln und lächelte, weil sie wußte, daß es Michael war.

»Hallo, Franny.«

Beim Klang seiner Stimme drehte sie sich um. Es war immer, als tauche er aus dem Nichts auf und ertappe sie bei ihren Tagträumen. Sie lächelte ihn an. Er hatte etwas Sinnliches an sich, das sie nicht verstand, etwas Mächtiges, das sie wie eine Unterströmung mit sich zu reißen schien. Zugleich aber sprach aus seinen dunklen, kühlen Augen und dem beherrschten Ton seiner Stimme etwas Distanziertes, das in ihr den Wunsch weckte, die Arme auszustrecken und ihn an sich zu ziehen, obwohl sie genau wußte, daß sie das nie tun würde.

Er setzte sich neben sie ins Gras und lehnte sich auf die Ellbogen zurück, ohne auf die Kälte zu achten. Seine Kleidung, eine braune Hose und eine Jacke, deren Ärmel er bis zu den Ellbogen hinaufgeschoben hatte, wirkte lässig, aber er hatte immer etwas Formelles an sich, egal, was er trug. Er wirkte aufgeräumt, stets im reinen mit sich selbst, während Franny, die sich verfroren und

ungepflegt fühlte, ein formloses Bündel sich bauschender Klamotten war: übergroßer Mantel, schwarze Jeans, Zopfpulli, Wollschal und Handschuhe.

Schweigend beobachtete er das junge Paar auf der Brücke. Sie wandten sich ab und gingen Hand in Hand davon.

»Junge Liebe«, sagte er mit einer Spur Sarkasmus in der Stimme. Franny sah ihn an, erwartete, daß er weitersprechen würde. Aber er schwieg.

»Ich finde die beiden irgendwie süß«, sagte sie schließlich leise.

Michael sah sie nachdenklich an. Sein Blick war durchdringend, als könnte er ihre Gedanken lesen. Verunsichert senkte sie den Kopf. Ein unerwarteter Windstoß ließ ihre Haare fliegen. Dann spürte sie plötzlich, wie er ganz leicht mit dem Handrücken über ihre Wange fuhr – das erste Mal, daß er sie berührte.

»Du hast recht, Franny«, sagte er. »Es kann sehr süß sein.« Dann fügte er hinzu: »Für dich

war es nie so, oder?«

Bin ich so leicht zu durchschauen? fragte sie sich und spürte, wie ihr die Röte in die Wangen stieg. Es war ihr peinlich, daß er wußte, daß sie mit vierundzwanzig Jahren noch nie verliebt gewesen war, nie auch nur ansatzweise in Versuchung gewesen war, sich zu verlieben. Sie wollte ihm gerade antworten, ihm sagen, daß die Liebe für sie tatsächlich nie süß gewesen sei, als eine Frau vorbeikam, eine zierliche Person mit welligem schwarzem Haar, die Michael lächelnd begrüßte und im Vorbeigehen mit ihm flirtete. Sie war sehr hübsch, mit geschwungenen, sauber gezupften Augenbrauen und geschminkten Lippen, und sie trug ein enges weinrotes Leinenkostüm, das bei einer größeren Frau längst nicht so attraktiv ausgesehen hätte.

Franny spielte mit dem Gras. Sie riß einen Halm mit der Wurzel aus. »Sie ist hübsch«, sagte sie schließlich. Dann fügte sie hinzu: »Ich glaube, sie mag dich.«

Michael sah sie mit einem halben Lächeln an, und sie wurde rot, weil er erraten hatte, daß sie eifersüchtig war.

»Das spielt keine Rolle«, sagte er. »Ich bin nicht an ihr interessiert. Soll ich dir sagen, wie der Typ Frau aussieht, der mich interessiert?«

»Oh«, sagte Franny. »Ich weiß nicht …« Ihre Stimme verlor sich. Sie wußte nicht, ob sie ihn über andere Frauen reden hören wollte.

Michael lachte tief und freundlich. Er sagte: »Fahren wir zu mir. Ich glaube, es ist Zeit, daß ich mit dir schlafe.«

Franny blinzelte. In ihrer Phantasie passierte es nie auf diese Weise. Da sagte er niemals: »Ich glaube, es ist Zeit, daß ich mit dir schlafe.« Sie hatte etwas anderes erwartet, etwas Romantischeres.

Als sie ihm keine Antwort gab, stand er auf. »Komm«, sagte er. »Riskier es doch einfach.«

Franny hatte das Gefühl, noch nie etwas wirklich Gewagtes, Abenteuerliches getan zu

haben. Letztendlich hatte sie nie etwas riskiert. Nora, ihre ältere Schwester, riskierte ständig etwas. Sie fuhr nach Nicaragua, während dort der Krieg tobte. Sie fuhr ganz allein, mit Rucksack. Und im Urlaub war sie einmal zum Wildwasser-Rafting an den Urabamba River in Peru gefahren. Franny konnte sich nicht vorstellen, durch die Welt zu ziehen und zum bloßen Vergnügen ihr Leben aufs Spiel zu setzen. Vielleicht, dachte sie, ist es wirklich an der Zeit, etwas zu riskieren. Deshalb blickte sie zu ihm auf und sagte das einzige, was ihr einfiel: »Okay.«

Michael verstaute Frannys Rad im Kofferraum seines Wagens, und sie fuhren zu seinem Haus in Willowbank, im südlichen Teil von Davis. Dort waren alle Häuser groß und alt, die meisten sehr gepflegt, mit efeuüberwucherten Eingängen, weiten Rasenflächen und vielen alten Bäumen. Michaels Haus war ein Stück zurückgesetzt, ein weitläufiges Gebäude im Ranch-Stil, dessen Vorderseite von Glyzinien verhüllt

wurde. Drinnen wirkte das Haus frisch renoviert: glänzende Plankenböden aus robuster Eiche, Oberlichter in Küche und Diele, eine keramikgeflieste Küchentheke und im Wohnzimmer eine Glasfront, die vom Boden bis zur Decke reichte. Alles wirkte klar, aber lässig, genau wie Michael selbst.

Nervös ging sie durch sein Haus. Es war in warmen, satten Farben gehalten, hauptsächlich erdigen Brauntönen. Eigentlich hätte das eine beruhigende Wirkung auf sie haben müssen, aber dem war nicht so. Sie fühlte sich seltsam fehl am Platz, irgendwie linkisch, wie eine Ente in einer Nobelboutique: Sie gehörte nicht hierher.

Michael beobachtete sie, während sie sein Haus begutachtete. Erst nahm er ihr den Mantel ab, dann den Schal, schließlich die Handschuhe. Franny kam es so vor, als würde er sie schälen, Schicht um Schicht. Er machte ihr einen Drink, ohne zu fragen, ob sie überhaupt einen wollte, und reichte ihn ihr mit den Worten: »Trink das. Ich glaube, du

brauchst etwas, das dich ein bißchen entspannt.«

Normalerweise trank sie keinen Alkohol – sie mochte den Geschmack nicht –, aber diesmal machte sie wie ein Kind genau das, was ihr gesagt wurde. Er führte sie zur Couch, und sie setzten sich. Er sprach mit ihr, wie er es auf dem Campus auch immer getan hatte: beruhigend und leise, als wollte er sie mit seinen Worten liebkosen. Sie mußte an die Worte ihres Vaters denken, die genauso beruhigend gewesen waren, und schließlich entspannte sie sich; allerdings war sie sich nicht sicher, ob es wirklich an Michaels Stimme lag, daß sie ruhiger wurde, oder an den stummen Worten ihres Vaters oder dem Alkohol. Schließlich küßte Michael sie; sein Kuß war zärtlich, nicht so betrunken und träge wie die Küsse des letzten Mannes, mit dem sie zusammengewesen war, dem Reporter des *Bee*. Michaels Kuß war sanft und warm und ausgesprochen erotisch – genauso, wie sie es sich erhofft hatte.

Er führte sie ins Schlafzimmer und hängte seine Jacke über einen Stuhl. Der große, hohe Raum mit der gewölbten Decke wirkte hell und luftig. Die Wände waren in blassen Blau-und Grautönen tapeziert, die Möbel hell, modern und bequem. Das Prunkstück des Raumes war ein riesiges Vierpfostenbett. Die Vorhänge waren offen, und durch das Fenster konnte Franny hinaus in den Garten sehen, wo ein riesiger schwarzer Hund über den Rasen trottete.

Michael beobachtete Franny, die steif im Türrahmen stand. »Schau nicht so grimmig«, sagte er. »Es wird dir gefallen.«

»Tut mir leid«, sagte sie und versuchte ein kurzes Lächeln. Sie schaltete das Licht aus. Draußen war es noch nicht richtig dunkel, und selbst ohne Licht war jeder Gegenstand im Zimmer deutlich zu erkennen. Sie fragte sich, wie sie es ins Bett und unter die Decke schaffen sollte, ohne daß er sie sah. Sie war nicht direkt fett – sie war das, was manche Leute mollig nannten. Rubenesk. Egal, wie

man es nannte, sie wollte es nicht zeigen. Michael hatte breite Schultern und war normal gebaut. Fett war an ihm keines zu entdecken. Erneut beäugte sie das Bett und überlegte, wie sie es wohl am besten anstellte. Nervös biß sie auf ihrer Unterlippe herum.

Michael trat auf sie zu und nahm sie in die Arme. »Du solltest deinen Blick sehen, Franny. Sag mir, was los ist.«

»Ich habe nicht viel Erfahrung in solchen Dingen«, sagte sie.

Er lächelte sie an. »Das ist mir durchaus bewußt.«

Er zog ihr den Pulli über den Kopf, und sie hatte das Gefühl, sich entschuldigen zu müssen. »Ich weiß, daß ich ein paar Pfund abnehmen muß«, sagte sie.

Michael lachte sanft. Er küßte sie auf den Hals und flüsterte: »Ich werde dir geben, was du willst, Franny.« Und sie fragte sich, was das war. Was wollte sie überhaupt? Dann zog er sie ganz aus, massierte ihren üppigen Körper, knetete ihn wie Brotteig, sanft und

warm. Zuerst war ihr das peinlich – er wollte nicht zulassen, daß sie sich unter der Decke versteckte –, aber dann verlor sie sich unter der Berührung seiner geschickten Hände. Ihre Figur schien ihm tatsächlich nichts auszumachen. Er drehte sie hierhin und dorthin, arrangierte ihre Arme und Beine, als wäre sie eine Schaufensterpuppe, saugte und zog an ihren schweren Brüsten, steckte seine Finger in jede ihrer Körperöffnungen, experimentierte und massierte an ihr herum, bis sie tief in sich etwas spürte wie die Anziehungskraft der Natur, die sie nachmittags am Putah Creek gespürt hatte, nur daß das hier stärker war, dringender, und er zwang sie, sich ihm zu öffnen, tauchte seine Zunge tief in sie hinein, saugte an ihr, bis sie sich zum ersten Mal in ihrem Leben dem urzeitlichen Drängen in ihrem Inneren ergab. Es war ein wundersames Gefühl der Erleichterung, beängstigend und grandios zugleich. Und irgendwann, an einem Punkt jenseits der Sprache, erfaßte sie plötzlich,

was sie wirklich wollte: jemanden, zu dem sie gehörte, einen Freund, einen Vater, einen Geliebten.

2

Sue Deever, die unter Altersdiabetes litt, saß auf einem malvenfarben gepolsterten Ruhesessel neben einer Dialysemaschine und wartete darauf, von Franny angeschlossen zu werden. Sie war eine rundliche Frau Anfang Fünfzig, der beide Beine amputiert worden waren. Franny arbeitete seit zwei Jahren an der Dialyseklinik der Uni, und sie hatte den langsamen Verfall von Mrs. Deever miterlebt. Sie war die Mutter einer Jugendfreundin von Franny. Als Franny die Arbeit in der Klinik antrat, hatte sie Mrs. Deever jahrelang nicht gesehen gehabt und war über ihr Aussehen sehr erschrocken. Mrs. Deevers rechtes Bein war vier Jahre zuvor amputiert worden, das linke folgte, kurz nachdem Franny in der Klinik anfing. Sie konnte nur noch verschwommen sehen, ihre Nerven waren geschädigt, ihre Leber funktionierte nach vielen Jahren exzessiven Alkoholkonsums nicht mehr richtig. Dasselbe galt für ihre Nieren, weshalb sie regelmäßig

zur Dialyse mußte. Sie lebte in einem Pflegeheim in Davis und kam dreimal die Woche zur Behandlung in die Klinik. Sie war eine liebe Frau, und es machte Franny traurig, sie in diesem Zustand zu sehen.

Die Klinik befand sich in Sacramento, in einem medizinischen Komplex an der Ecke Alhambra und Stockton. Das Wartezimmer hatte große Ähnlichkeit mit jedem anderen Arztwartezimmer: eine Reihe niedriger Stühle und ein kleiner Tisch mit einem Fächer aus Zeitschriften. Aber um das Wartezimmer zu verlassen, mußten die Patienten durch eine Tür gehen, die ihnen jeweils mit einem Summton geöffnet wurde. Ein enger Gang und eine weitere Tür führten in das Vorzimmer – mehrere Stühle, ein Waschbecken, eine rollstuhlgerecht in den Boden eingelassene Waage –, von wo aus man schließlich in den Hauptbehandlungsraum gelangte, einen großen Saal, der in einem weichen, beruhigenden Pastellton gestrichen war. In der Mitte des mit Linoleum ausgelegten

Raumes befanden sich zwei Überwachungsstationen, und entlang der Wände standen achtzehn große Ruhesessel, die wie bequeme Liegestühle aussahen. Neben jedem Stuhl war eine Dialyseeinheit installiert. Es war früh am Morgen, und das Personal hatte alle Hände voll zu tun. Sämtliche Stühle waren besetzt, einige Leute waren schon an ihre künstlichen Nieren angeschlossen, andere warteten noch darauf. Die meisten Patienten waren alt und ausgemergelt. Ihre Organe waren so weit geschädigt, daß eine Heilung nicht mehr möglich war. Für die Arbeit am Patienten waren hauptsächlich Techniker zuständig, aber heute war jemand ausgefallen, und Franny mußte drei Patienten übernehmen, darunter auch Mrs. Deever.

Mrs. Deever war bereits gewogen worden, man hatte ihre Temperatur gemessen und ihren Arm mit einem Hautdesinfektionsmittel abgerieben. Franny maß ihren Blutdruck, hörte ihre Lungen und ihr Herz ab und trug hin

und wieder etwas in das Überwachungsblatt ein, das auf ihrem Klemmbrett befestigt war. Sie blickte auf. Ihr Blick wanderte über Mrs. Deevers Sessel hinweg. Die Fensterreihe in der gegenüberliegenden Wand war mit Jalousien verdunkelt. Draußen scheuchte ein scharfer Nordwind die Wolken über den Himmel. Als Franny auf dem Weg zur Arbeit den Yolo Causeway überquert hatte, hatte sich der Wind mit voller Wucht gegen ihren Wagen gestemmt, und in der Ferne hatte sie die schneebedeckten Gipfel der Sierra Nevada aufragen sehen. Vielleicht konnte sie Michael dazu bringen, am Wochenende mit ihr hinzufahren.

»Ganz schön kalt heute, was?« meinte Mrs. Deever, während sie Franny beobachtete. »Ich wette, du bist in Gedanken bei deinem neuen Freund.«

Franny sah zu ihr hinunter und lächelte. Mrs. Deever hatte schulterlanges, strohfarbenes Haar, das sie nach jedem Waschen auf Wickler drehte, obwohl die Spitzen bereits

dünn und brüchig wurden. Und sie trug wie immer Make-up: einen knallroten Lippenstift, Puder, um ihre fleckige Haut abzudecken, sorgfältig aufgetragenen Lidschatten und Wimperntusche. Sie war eine Frau, die versuchte, sich nicht unterkriegen zu lassen, auch wenn ihr Körper nicht mehr mitspielte. Ihr Gesicht wirkte trotz der Hamsterbacken und des schweren Doppelkinns offen und freundlich. Franny und sie waren einander im Lauf der letzten zwei Jahre sehr nahegekommen, und Franny sah sie nicht nur hier, sondern besuchte sie auch regelmäßig im Pflegeheim. Mrs. Deever, deren eigene Kinder beide in einem anderen Bundesstaat lebten, legte eine fast mütterliche Sorge um Franny an den Tag. Voller Mitgefühl hörte sie zu, wenn Franny ein Problem hatte, und erteilte ihr gute Ratschläge, egal, ob Franny sie darum bat oder nicht. Franny wußte, daß ihre enge Beziehung auf ihrer beider Einsamkeit beruhte, aber das spielte keine Rolle. Mrs. Deevers Gegenwart erinnerte sie

daran, wie sehr sie ihre eigene Mutter vermißte; und sie wußte, daß Mrs. Deever ihre Kinder vermißte.

»Sie haben recht«, antwortete Franny lächelnd. »Ich habe gerade an ihn gedacht.« Über ihrem blauen Kittel trug sie eine Plastikschürze. Zusätzlich hatte sie einen transparenten Gesichtsschutz und Gummihandschuhe übergezogen. Diese Ausstattung trugen alle Techniker und Schwestern, um sich beim Anschließen der Patienten vor Blutspritzern zu schützen. Franny öffnete den Shunt an Mrs. Deevers Unterarm, eine künstliche Verbindung zwischen Arterie und Vene. Die meisten Patienten hatten so einen Shunt am Arm, aber einige, von denen im Moment niemand da war, vertrugen keinen normalen Shunt und mußten sich einen sogenannten zentralen Venenkatheter in die Subklavia-Vene unterhalb des Schlüsselbeins legen lassen. Franny befestigte zwei Nadeln in dem Shunt und verband dann den Schlauch, der von den

Nadeln wegführte, mit der Dialysemaschine, die das arterielle Blut herauspumpen, filtern und dann durch die Vene zurückleiten würde.

»Hat er dich letztes Wochenende schön ausgeführt?« fragte Mrs. Deever.

»Ja«, antwortete Franny. »Wir sind ins Napa Valley gefahren und haben dort übernachtet.«

»Napa? Wart ihr bei einer Weinprobe?«

Franny nickte. »Wir waren in mehreren Weinkellereien. Ich kann mich gar nicht mehr an alle Namen erinnern. Und zum Abendessen hat er mich in ein wirklich schönes französisches Restaurant ausgeführt. Das Essen war phantastisch.« Sie maß erneut den Blutdruck ihrer Patientin. Während die Behandlung lief, machte sie das regelmäßig jede halbe Stunde. Nebenbei erzählte sie Mrs. Deever alles über den Ausflug, fügte so viele Details wie möglich hinzu, berichtete von der bezaubernden Frühstückspension, in der sie am Samstag abend übernachtet hatten, von den Weingläsern, die er ihr als Andenken gekauft

hatte, vom intensiven Geruch des reifenden Weins.

Natürlich war das alles gelogen. Franny wäre es peinlich gewesen zuzugeben, daß Michael sie nie irgendwohin ausführte. Sie trafen sich nun schon fast einen Monat, aber er war noch nie mit ihr ausgegangen. Er hatte an der UCD mit seinen Kursen und Studenten viel zu tun und arbeitete darüber hinaus an seiner eigenen Musik und verschiedenen Aufsätzen. Bei alldem schien ihm kaum Zeit für Franny zu bleiben. Sie sah ein, daß er ein vielbeschäftigter Mann war, und sie wollte auch nicht klagen, aber sie hätte sich gewünscht, gelegentlich von ihm ausgeführt zu werden, vielleicht ins Kino oder zum Essen. Wenn sie sich trafen, dann meistens in seinem Haus. In der Regel rief er sie ziemlich spät am Abend an und lud sie ein, zu ihm herüberzukommen – als wäre sie ihm gerade erst eingefallen.

»Klingt nach einem guten Fang«, stellte Mrs. Deever fest. »Den würde ich mir an deiner

Stelle warmhalten.« Sie sagte das, als hätte Franny viele Männer, unter denen sie auswählen könnte, viele, die sie sich warmhalten könnte. Franny warf einen Blick auf ihre anderen Patienten, um zu prüfen, wie es ihnen ging.

Mit einem Seufzer rollte Mrs. Deever ihren Kopf langsam von einer Seite zur anderen und schloß die Augen. Sie hob die Hand und strich leicht über ihren Nacken. Franny wollte gerade gehen, als Mrs. Deever die Augen wieder aufschlug und mit müder Stimme weitersprach.

»Mein Frank war kein so guter Fang. Er hat mir das Leben immer schwergemacht. Ich weiß nicht, warum manche Männer so sind. Er hat mir das Vertrauen in die Männer genommen. Nach ihm mochte ich es mit keinem anderen mehr versuchen.« Sie schloß erneut die Augen und war innerhalb einer Minute eingeschlafen.

Franny mußte daran denken, wie sie nach der Schule oft mit Jenny, Mrs. Deevers

Tochter, nach Hause gegangen war. Jennys Vater war immer unterwegs gewesen, auf irgendwelchen dubiosen Reisen, und Mrs. Deever hatte sich währenddessen mit einer Flasche bei Laune gehalten. Wenn Franny und Jenny in Jennys Zimmer spielten, kam Mrs. Deever oft mit einem Teller Kekse hereingeplatzt. Manchmal kam sie auch einfach so, ohne alles. Sie brauchte nur einen Vorwand, um zu ihnen kommen zu können. Dann tanzte sie mit einem viel zu krampfhaften Lächeln ins Zimmer und störte sie beim Spielen. Damals war sie schön, eine kurvenreiche Frau mit großem Busen, langen, lackierten Nägeln, goldenem Haar und Schmuck, der bei jeder Bewegung klirrte und glitzerte, was die beiden zehnjährigen Mädchen sehr faszinierte. Mit übereinandergeschlagenen Beinen saß sie dann auf dem Fußende von Jennys Bett, wippte abwesend mit dem Fuß, rauchte ein Zigarette und nippte an ihrem bernsteinfarbenen Drink – sie hatte praktisch

immer einen Drink mit klirrenden Eiswürfeln in der Hand, der, wie die Mädchen wußten, aus der Hausbar stammte –, und sie plapperte dummes Zeug vor sich hin und lachte zu laut über Dinge, die eigentlich gar nicht lustig waren. Franny fand es traurig, wie Jennys Mutter sich aufführte, und Jenny empfand das wohl auch so, denn sie zog es vor, bei Franny zu Hause zu spielen. Als die Mädchen in die High-School kamen, war Mrs. Deever bereits geschieden. Sie war die meiste Zeit krank, und Jenny lud Franny nicht mehr zu sich nach Hause ein. Sie und Jenny waren nach wie vor befreundet, aber Jenny kam jetzt immer zu Franny, und sie schien Frannys Mutter zunehmend als ihre eigene zu betrachten. Ständig suchte sie ihre Nähe, umarmte sie ohne ersichtlichen Grund. Sie ersetzte ihre eigene Mutter durch eine andere, als handelte es sich um eine fehlerhafte Ware, etwas, das man reklamieren und gegen ein besseres Modell eintauschen konnte. Seltsam, wie sich die Dinge manchmal entwickeln, dachte

Franny jetzt. Als sie Kinder waren, brauchte Jenny Frannys Mutter, aber jetzt brauchte Franny die von Jenny.

Franny sah nach ihren beiden anderen Patienten. Sie maß ihren Blutdruck, fragte sie, wie sie sich fühlten, notierte die Daten auf ihren Überwachungsbogen. Dann drehte sie eine Runde durch den Raum, um bei den Technikern nach dem Rechten zu sehen. Alles ging seinen gewohnten, ruhigen Gang: Sämtliche Patienten waren angeschlossen, und neben ihnen surrten die Maschinen leise vor sich hin. Die Techniker, die pastellfarbene oder weiße Kittel trugen, überwachten gelassen ihre Patienten. Da alle bestens zurechtkamen, beschloß Franny, eine kleine Pause einzulegen, solange es noch so ruhig war. Sie ging erst auf die Toilette und dann in die Cafeteria, wo sie sich einen Schokoriegel aus einem Automaten holte. Ihre Diät zeigte keinen Erfolg, aber Michael schien das nichts auszumachen. Nachmittags drehte sie immer noch ihre Runden mit dem Rad, bemüht,

weiterhin so zu tun, als versuche sie abzunehmen, aber das Radfahren machte ihr nicht mehr so viel Spaß wie früher. Michael war sehr beschäftigt und hatte keine Zeit mehr, sich mit ihr am Putah Creek zu treffen. Sie vermißte ihre langen Gespräche und die Spaziergänge durch die Baumschule. Natürlich redeten sie immer noch viel miteinander, aber irgendwie war es nicht mehr dasselbe.

Während Franny an ihrem Schokoriegel knabberte, kam sie zu dem Schluß, daß sie sich das alles nur einbildete und Probleme sah, wo gar keine existierten. Es war ja nicht so, daß sie gleich ins Bett sprangen, sobald sie bei ihm eintraf. Sie redeten sehr wohl miteinander, eine ganze Menge sogar, und er hatte schon mehrmals für sie gekocht. Sie sahen zusammen fern, und sie blieb immer über Nacht, wenn sie ihn besuchte. Michael war lieb und aufmerksam, wenn sie zusammen waren. Bloß, weil er sich nicht mehr am Putah Creek mit ihr traf und nie mit

ihr ausging – sie sollte es ihm eigentlich nicht verübeln, daß er so lange arbeitete. Sie beschloß, ihn in seinem Uni-Büro anzurufen und zu fragen, ob sie ihn am Abend besuchen könne. Er nahm schon beim ersten Klingeln ab.

»Ja«, meldete er sich in scharfem Ton. Er klang verärgert.

Franny wünschte, sie hätte ihn nicht angerufen. »Ich bin's«, sagte sie. »Habe ich einen schlechten Zeitpunkt erwischt?«

»Ehrlich gesagt, ja. Ich komme zu spät in mein Seminar.«

»Tut mir leid. Ich rufe dich später noch mal an.«

Er seufzte ungeduldig. »Franny«, sagte er, riß sich dann aber am Riemen. Er seufzte noch einmal und schwieg einen Moment. Dann nahm er einen zweiten Anlauf. Diesmal klang seine Stimme nicht ganz so barsch. »Du hast mich wirklich in einem ungünstigen Moment erwischt«, sagte er. »Worum geht's denn?«

»Ich dachte, wir könnten vielleicht den Abend zusammen verbringen. Eventuell irgendwo essen gehen.« Sie hörte, wie er mit den Fingern auf den Schreibtisch trommelte.

»Ich muß lange arbeiten«, sagte er. Dann folgte eine kurze Pause. Das Trommeln hörte auf. »Komm um neun zu mir. Und noch was, Franny.«

»Ja?«

»Zieh heute abend deine Krankenhaussachen an. Aber nicht die Hose. Eine richtige Schwesternuniform. Weißer Kittel, weiße Schuhe, weiße Strümpfe, Haube, Stethoskop, die komplette Ausrüstung. Ich habe eine Überraschung für dich.« Nach diesen Worten legte er abrupt auf.

Franny legte ebenfalls auf und lächelte. Michael hielt ständig neue Überraschungen für sie bereit. Der letzte Monat hatte ihr in so mancher Hinsicht die Augen geöffnet. Sie wünschte, sie hätte eine gute Freundin, der sie das alles anvertrauen könnte. Der Mensch, der ihr am nächsten stand, war Mrs.

Deever, und mit ihr über Sex zu reden, konnte sie sich nicht vorstellen. Sie dachte an ihre Schwester: Nora kannte sich mit diesen Dingen bestimmt aus. Sie nahm erneut den Hörer ab und wählte die Nummer des *Sacramento Bee.* Dann legte sie auf, ohne eine Nachricht zu hinterlassen. Sie war zu dem Schluß gekommen, daß sie doch nicht mit Nora über dieses Thema reden wollte. Das war alles viel zu persönlich.

Als sie später im Bett lagen, kuschelte Franny sich eng an Michael. Sie war hellwach, aber er atmete tief. Er lag auf dem Rücken und schien schon fast zu schlafen. Sie hatten an diesem Abend eine Variante seiner Krankenschwester-Arzt-Phantasie durchgespielt. Schauplatz war der Eßzimmertisch, der als Behandlungstisch fungierte. Er hatte ihr gesagt, daß sie sich, wenn sie ihren Job behalten wolle, nicht nur um die Bedürfnisse seiner Patienten, sondern auch um die seinen kümmern müsse. Er trug

einen weißen Arztkittel und Gummihandschuhe, und sie mußte ihn Herr Doktor nennen. Er hatte ein rotes Samttuch auseinandergeschlagen, das eine Sammlung von Instrumenten aus schimmerndem Edelstahl enthielt. Das war für Franny völlig neu gewesen. Bevor sie Michael kennenlernte, hatte sie nicht gewußt, daß es Leute gab, die ihre Phantasien tatsächlich auslebten. Er hatte sie zum Tisch geführt und mit seinen Instrumenten untersucht. Während er vorsichtig an ihr herumstocherte, hatte er sie immer wieder zum Mitspielen animiert. Hinterher bekam sie ihre Belohnung: Er berührte sie so, wie sie es mochte, und spielte mit ihr, bis sie kam. Er forderte sie auf, die Augen zu schließen und seiner Phantasie nachzugeben, diese Phantasie zu ihrer eigenen zu machen; und die ganze Zeit über sprach er in einem energischen, überzeugenden Ton mit ihr, drängte sie weiter, zog sie mit seinen Worten fort, und selbst in dem Augenblick, als sie kam, hatte

sie das ungute Gefühl, daß er sie nur vorbereitete, auf etwas anderes einstimmte.

Sie lauschte Michaels tiefen, ruhigen Atemzügen, beobachtete, wie seine Brust sich hob und senkte. Durch die hauchdünnen Vorhänge fiel Mondlicht in den Raum. Ein Baum, der sich im Wind wiegte und seine Äste emporreckte wie ein Bettler seine Arme, warf bleiche, gespenstische Schatten in den dunklen Raum. Sie spielte mit dem schwarzen Haar auf seiner Brust, bis es ihm lästig wurde und er ihre Hand festhielt. Sie wollte ihm etwas sagen, wußte aber nicht recht, wie sie anfangen sollte. Auf einen Ellenbogen gestützt, betrachtete sie sein Profil, das durch das kantige Kinn selbst in entspanntem Zustand entschlossen wirkte. Sie liebte dieses Kinn.

»Ich bin nicht sicher, ob du das hören willst«, begann sie zögernd. »Wahrscheinlich nicht. Ich weiß, daß du nicht dasselbe empfindest wie ich, aber ich möchte einfach, daß du weißt, was ich für dich empfinde.« Sie hörte

sich selbst über die Worte stolpern. »Die Sache ist die: Ich glaube, ich bin gerade dabei, mich in dich zu verlieben.«

Sie kaute auf einem Fingernagel herum, wartete auf seine Antwort. Sie wußte, daß er zugehört hatte, weil sein Atem plötzlich anders ging. Aber er schwieg.

»Beunruhigt dich das?« fragte sie schließlich. »Wäre es dir lieber, ich hätte nichts gesagt?«

Langsam streckte er die Hand nach der Nachttischlampe aus und schaltete sie an. Das Licht war grell und hart. In der unbarmherzigen Realität eines erleuchteten Zimmers wirkte ihre Liebeserklärung nackt und verletzlich wie eine winzige Spinne, die auf einer freien Fläche überrascht worden war. Am liebsten hätte sie sich unter der Bettdecke verkrochen.

»O Franny«, sagte er und rollte sich auf die Seite, so daß er ihr ins Gesicht sehen konnte. Er schob die Decke bis zu ihren Knien herunter und setzte sie dem brutalen Licht

aus, obwohl er wußte, daß sie sich dabei unbehaglich fühlte. Sie wurde steif, bemühte sich dann aber, sich zu entspannen. Er ließ seinen Blick über ihre milchweiße Fülle gleiten, die fleischigen Oberschenkel und Hüften, den runden Bauch, die großen, schwere Brüste, die so rund und weich waren. Lächelnd streichelte er ihr über die Wange und ließ seine Hand dann auf ihre Brust fallen. Er rieb die rosige Brustwarze, die den Farbton einer staubigen Damaszenerrose hatte, bis sie hart wurde, umfaßte dann die ganze Brust, umkreiste sie mit Daumen und Fingern und hielt sich daran fest, als wäre es ein Türknauf. Eine seltsame Art, meine Brust zu berühren, dachte sie.

»Liebe, süße Franny«, sagte er. »Es ist lange, lange her, daß ich das letzte Mal verliebt war. Natürlich freue ich mich, daß du mir erzählt hast, was du empfindest. Es schmeichelt mir, daß du dich in mich verliebt hast.« Er sprach leise und hielt dabei weiterhin ihre Brust umklammert. »Ich verliebe

mich nicht leicht, aber ich bin froh, der Empfänger deiner Liebe zu sein.« Nach einer kurzen Pause fügte er hinzu: »Du weißt doch, was das heißt?«

Franny schüttelte den Kopf.

»Es heißt« – mit einem Lächeln drückte er ihre Brust, versetzte ihr eine kleine, schmerzhafte Drehung –, »daß du jetzt offiziell meine Freundin bist, und das gibt mir die Hoheitsrechte über deinen Körper. Es verleiht mir einen Besitzanspruch auf dich. Dein Körper gehört jetzt mir, und ich kann damit machen, was ich will.«

Franny lachte. Seine Freundin, *seine* Freundin: Sie liebte den Klang dieser Worte. Sie konnte sich nicht erinnern, jemals so glücklich gewesen zu sein. Im Moment erwiderte er ihre Liebe nicht, aber das würde schon noch kommen. Wichtig war nur, daß sie ihm etwas bedeutete … daß sie ihm tatsächlich etwas bedeutete. Er hatte gesagt, daß er ihren Körper als sein Eigentum betrachtete. In Zukunft würde er sie

beschützen wie früher ihr Vater.

Sie kuschelte sich noch enger an ihn. Ein zufriedenes Lächeln breitete sich auf ihrem Gesicht aus. In neckendem Ton fragte sie: »Und was gedenkst du mit meinem Körper zu tun?«

Er fuhr mit der Zunge über ihre Brustwarze und sah sie dann augenzwinkernd an. »Alles zu seiner Zeit«, antwortete er.

3

Der Himmel hing voll großer, langsam dahinziehender dunkler Wolken. In unregelmäßigen Abständen platschten riesige, traurige Regentropfen wie Tränen des Bedauerns auf Frannys Windschutzscheibe. Sie haßte es, bei schlechtem Wetter zu fahren. Gerade als sie den Scheibenwischer einschaltete, begannen die Tropfen schneller und heftiger zu fallen und verwandelten die Straße innerhalb von Sekunden in eine verschwommene, postimpressionistische Landschaft aus verschmierten Fahrbahnmarkierungen, nassem Asphalt und vorüberfahrenden Autos, die schnittig wie Seehunde an ihr vorbeiglitten. Sie war mit Nora im Radisson Hotel zum Essen verabredet. Sie versuchten, sich wenigstens einmal im Monat zu treffen, und meistens lief es auf einen Chin-Chin-Salat im Radisson hinaus. Sie waren sich einig, daß es in ganz Sacramento keinen besseren chinesischen Hühnersalat gab.

Franny bog in den Parkplatz des Hotels ein. Mit seiner graubraunen Farbe und den Stuckverzierungen wirkte das Radisson von außen wie ein modernes Kloster. Sie fuhr zur Vorderseite des Gebäudes, aber alle freien Parkplätze in der Nähe des Eingangs waren für Kleinwagen gedacht. Franny fuhr einen alten schwarzen Cadillac mit Heckflossen. Der Wagen stammte aus den Fünfzigern, verschlang Unmengen Benzin und hatte gigantische Ausmaße, aber sie liebte ihn. Sie hatte eine besondere Beziehung zu dem Auto, als wäre es ein lieber alter Freund. Und wie bei einem alten Freund kümmerte sie sich liebevoll um seine Bedürfnisse, wusch und wachste ihn, polierte die Chromteile, saugte das Wageninnere und überprüfte regelmäßig den Luftdruck in den Reifen. Sie fuhr den Wagen seit ihrer High-School-Zeit. Damals hatte sie noch bei Nora gewohnt, und als sie das erste Mal mit dem Wagen vorgefahren war, hatte ihre Schwester ihn als Monstrum bezeichnet, als Schandfleck und

Plage für die Umwelt. Aber Franny, sonst so sanftmütig, hatte sich geweigert, ihn wieder zu verkaufen. Sie wußte nicht genau, warum, aber sie liebte diesen Wagen.

Der Cadillac glitt über den Parkplatz, schnittig und lautlos wie ein im Wasser kreisender Hai. Schließlich fand sie eine große Parklücke an der Rückseite des Hauses. Der Wagen kam mit einem dumpfen Geräusch zum Stehen. Sie suchte auf dem Rücksitz nach ihrem Schirm, aber er war nicht da. Also schlüpfte sie in ihren Mantel, zog ihn so weit hoch, daß er ein provisorisches Zelt über ihrem Kopf bildete, und sprintete die lange Auffahrt hinauf, die zum Hauptgebäude des Hotels führte. Als sie den Eingang erreichte, blieb sie vor der Doppeltür stehen und zog den Mantel wieder zurecht. Dann schüttelte sie wie ein naß gewordenes Tier den Regen ab. Als sie aufblickte, sah sie, daß der Portier, ein dünner Mann mit einer schweren, plastikgerahmten Brille, sie mit einem kaum zu deutenden Blick betrachtete.

Er zögerte einen Moment, ehe er ihr die Glastür aufhielt.

»Danke«, flüsterte Franny atemlos und stürzte an ihm vorbei, ohne ihn anzusehen. Sie ging durch das mit Teppich ausgelegte Foyer, das in einer Palette gedämpfter Farbtöne eingerichtet war, ließ die Rezeption und den Kiosk, die Topfpflanzen und Bilder hinter sich und stieg ein paar Stufen zum höher gelegenen Speisesaal hinauf. Sie kam direkt von der Arbeit. Bevor sie die Klinik verlassen hatte, war sie in einen langen schwarzen Rock und einen Pulli geschlüpft. Ihre vom Regen feuchten Haare kringelten sich noch stärker als sonst. Sie versuchte, sie mit den Fingern durchzukämmen, aber bei dem Wirrwarr langer Locken war das ein vergebliches Unterfangen. Sie gab auf und suchte in ihrer Tasche nach einer Spange. Neben ihrem Geldbeutel steckte Billys silberner Krankenhausarmreif, bei dem auf einer Seite das Wort *Dialysepatient* eingeprägt war. Sie hatte ihn immer bei sich.

Nachdem ihre Eltern gestorben waren, hatte sie ihn am Handgelenk getragen, bis Nora eines Tages darauf bestand, daß sie ihn ablegte. Nora war der Meinung, daß man die Vergangenheit ruhen lassen sollte. Sie fand es morbid von Franny, Billys Armreif zu tragen, als wäre er ein Amulett oder ein Glücksbringer. Franny selbst hatte den Armreif nie als Amulett betrachtet. Für sie war er eher ein Stigma, das schwer an ihrem Handgelenk hing. Jetzt ließ sie ihn in ihrer Tasche oder trug ihn an einer Halskette unter der Bluse, wo ihre Schwester ihn nicht sehen konnte.

Endlich wurde sie fündig; während sie sich die Haarspange in die Locken schob, entdeckte sie Nora im hinteren Teil des Speisesaals. Sie nippte an einem Glas Wein und sah schick und aerobic-gestählt aus. Sie trug ein enges, kurzes Strickkleid, das sehr sexy wirkte und ihren Körper und ihre langen Beine gut zur Geltung brachte. Franny wußte, daß Nora fast neurotisch auf ihr Gewicht

achtete und sechsmal pro Woche im Capital Athletic Club trainierte, um ihren Körper in Form zu halten. Außerdem paßte sie immer genau auf, was sie aß.

Nora sah in Frannys Richtung, lächelte und winkte. Ihr Mund war knallrot geschminkt, ihr schwarzes Haar zu einem modischen, kinnlangen Pagenkopf geschnitten. Franny ging zu ihr hinüber. In Gegenwart ihrer Schwester fühlte sie sich immer wie ein Pummel.

»Hi«, sagte Nora. »Was hat dich aufgehalten? Ich dachte schon, du kommst gar nicht mehr.« Sie hatte ein sympathisches Gesicht, das fast immer aussah, als würde sie gerade jemanden necken. Ihre Mundwinkel wirkten stets ein wenig hochgezogen, als wollte sie jeden Moment lächeln.

Franny zog den Mantel aus und hängte ihn über die Rückenlehne ihres Stuhls. Während sie sich setzte, sagte sie: »Tut mir leid. Wir hatten einen Notfall.«

»Oh?« Nora zog fragend die Augenbrauen hoch.

»Ein Patient hatte zu niedrigen Blutdruck und wurde ohnmächtig. Ich mußte die Dialyse abbrechen.« Sie legte die gefaltete Serviette auf ihren Schoß. »Meiner Meinung nach hätte der Techniker besser aufpassen müssen. Es war das erste Mal, daß mir ein Patient ohnmächtig geworden ist. Ich habe ihm sofort eine Kochsalzlösung-Infusion gegeben und dann den Arzt gerufen.« Sie merkte, daß Nora ihr nur mit halbem Ohr zuhörte. Obwohl sie zustimmend nickte, wirkte ihr Blick abwesend. Franny brachte die Geschichte schnell zu Ende. »Jedenfalls haben wir ihn ins Krankenhaus geschickt.«

Nora nahm einen Schluck von ihrem Wein. Ihre Augen waren dunkelblau wie zwei geschmolzene Saphire, die genau zur Farbe ihres Kleides paßten. Die Farbe war nicht echt. Franny wußte, daß ihre Schwester farbige Kontaktlinsen trug; in Wirklichkeit hatten Noras Augen einen hellen, rauchigen

Blauton. Aber die dunkle Farbe stand ihr. Der Kellner kam an ihren Tisch, um Frannys Bestellung aufzunehmen, und sie entschied sich für eine Tasse heißen Kräutertee. Nachdem er den Tee gebracht hatte, bestellten sie beide ihren Salat.

»Wie findest du meine neuen Ohrringe?« fragte Nora. Sie lehnte sich vor und strich ihr Haar nach hinten, so daß Franny die Ohrringe sehen konnte, zwei silberne Kegel, in die je ein tränenförmiges Jadestück eingelegt war.

»Sehr schön«, antwortete Franny, während sie den Teebeutel in die Tasse mit heißem Wasser hängte. Der Kellner brachte einen Korb mit verschiedenen Brotsorten. Franny griff nach einem Stück Sauerteigbrot und bestrich es mit Butter.

»Ich war letzten Donnerstag in Berkeley, um für einen Artikel zu recherchieren. Über einen Zoologen, der die Mechanik der Fortbewegung untersucht. Er arbeitet mit Insekten – Tausendfüßlern, Spinnen, Küchenschaben. Wirklich interessant. Der

Artikel erscheint nächste Woche. Auf dem Heimweg, ich wollte gerade auf den Freeway einbiegen, habe ich einen wirklich schicken kleinen Schmuckladen entdeckt. Sie haben ganz tolle Sachen. Bei diesen Ohrringen konnte ich einfach nicht widerstehen.«

Nora nahm ein Stück trockenes Fladenbrot aus dem Korb und begann daran zu nagen, ohne es vorher zu buttern. Sie sah sich im Raum um, beobachtete die anderen Gäste, die Kellner und Bedienungen, den Mann, der in der Ecke Klavier spielte. Nora war schon immer eine besonders aufmerksame Beobachterin gewesen. Wahrscheinlich hatte das mit ihrem Beruf zu tun. Ihre Augen ruhten nie; unauffällig ließ sie ihren Blick durch den Raum schweifen. Selbst dann, wenn sie mit jemandem sprach, registrierte sie alles, was um sie herum vorging. Manche Leute fanden das unhöflich – sie glaubten, daß sie nicht aufmerksam genug zuhörte –, aber Franny wußte, daß Nora nie ein Wort einer Unterhaltung entging. Ganz im Gegenteil: Sie

erinnerte sich an Dinge, an die ihr Gesprächspartner längst nicht mehr dachte.

»Küchenschaben?« wiederholte Franny mit einem skeptischen Blick.

»Genau«, antwortete Nora und lächelte den Kellner an, der gerade ihre Salate brachte. Sie bestellte ein zweites Glas Wein, brach ihre Stäbchen auseinander und wandte sich wieder Franny zu. »Er setzt sie in winzige Laufräder und filmt ihre Bewegungen. Dann sieht er sich die Aufnahmen in Zeitlupe an. Er hat die These aufgestellt, daß alle Tiere, einschließlich der Insekten, einen ähnlichen Gang haben, daß sie sich alle auf dieselbe federnde Weise fortbewegen, weil sich die Beinmuskeln bei allen auf dieselbe Art bewegen.«

Sie sprach weiter, sprach über die Energie, die die Insekten verbrauchten, wenn sie sich bewegten, und über ihren Kampf gegen die Schwerkraft. Ihre Stäbchen schwingend, erzählte sie Franny, welche Bedeutung das für den Bereich der Humanphysiologie, der

Robotertechnik und der Medizin haben könnte. Franny war stolz auf Nora, auch wenn sie nicht alles verstand, was sie sagte. Manchmal wünschte sie, mehr wie Nora zu sein, beneidete sie sogar, aber dann rief sie sich ins Gedächtnis, wie dumm solche Gedanken waren. Es brachte überhaupt nichts, sich etwas zu wünschen, das man nicht haben konnte. Genausogut hätte sie sich wünschen können, eine Million im Lotto zu gewinnen.

Als sie mit ihrem Salat fertig waren, redete Nora weiter über Küchenschaben und Tausendfüßler. Franny hätte gern das Thema Sex zur Sprache gebracht, wußte aber nicht, wie sie es anfangen sollte. Sie hatten schon des öfteren über Sex geredet, aber immer auf eine allgemeine, scherzhafte Weise. Ins Detail waren sie nie gegangen. Franny hatte ihrer Schwester noch nicht einmal erzählt, daß es Michael überhaupt gab. Sie hatte nicht vorgehabt, ihn vor ihr geheimzuhalten, aber sie fand nie den geeigneten Zeitpunkt. Nora

hatte immer so viel zu tun. Jedesmal, wenn Fanny anrief, schien sie schon halb auf dem Weg zu einer Besprechung zu sein, oder mit einem Artikel in Termindruck, oder auf dem Sprung zu einem Rendezvous. Franny wollte ihr erst von Michael erzählen, wenn die Zeit reichte, ihr zu erklären, wie er war. Die letzten Wochen waren seltsam gewesen. Allmählich begann sie sich zu fragen, was sexuell noch normal war und was nicht. Sie hatte auf diesem Gebiet keinerlei Erfahrung, glaubte aber, daß Nora sie würde aufklären können. Ein paar von den Dingen, die Michael tun wollte, kamen ihr ausgesprochen merkwürdig vor. Sie hatte ein paarmal gezögert, hatte ihm gesagt, daß sie dieses oder jenes nicht machen wolle, aber er brachte sie immer dazu, es doch zu tun, und zu ihrer eigenen Überraschung gefiel es ihr dann auch – zumindest meistens. Trotzdem gab es immer noch so einiges, was sie befremdete: seine Sammlung von Klammern und Clips für Brustwarzen und Schamlippen, seine

Handschellen und Fußfesseln und nicht zuletzt die Art, wie er in letzter Zeit versuchte, sie zu dominieren, und dabei von Woche zu Woche fordernder wurde.

»Gehst du heute abend noch aus?« fragte sie. »Du bist so schick angezogen.«

Nora nickte. »Ich gehe zum Tanzen ins *The Rage.* Hast du Lust mitzukommen?«

Franny schüttelte den Kopf. Sie wußten beide, daß Nora sie nur pro forma eingeladen hatte. Franny ging nicht gern in Bars, und Discos konnte sie noch weniger ausstehen.

Nora stützte die Ellbogen auf den Tisch und lehnte sich vor. Sogar in der schummrigen Restaurantbeleuchtung glänzten ihre Haare. Sie grinste. »Ich habe letzte Woche einen wirklich tollen Typen kennengelernt. Er kann super tanzen und sieht einfach phantastisch aus – breite Schultern, mindestens eins achtzig groß, knackiger Hintern. Ein richtiger Knackarsch.«

Franny sah sich um, ob jemand die Worte ihrer Schwester gehört hatte, aber zu ihrer

großen Erleichterung schenkte ihnen niemand Beachtung. »Magst du ihn?«

Nora zuckte die Achseln. »Er arbeitet als Leitungsmann bei der Telekom. Er ist witzig und nett, aber ich glaube einfach nicht, der er es vom Intellekt her mit mir aufnehmen kann. Ich weiß, daß er mich mit der Zeit ziemlich langweilen würde.« Sie hob ihr Weinglas. »Zu schade«, sagte sie bedauernd. »Er hat einen großartigen Körper.«

Franny war an die lässige Art, in der ihre Schwester über Männer redete, gewöhnt. Nora hatte immer viele Freunde, aber sie meinte es mit keinem von ihnen wirklich ernst, nicht einmal mit den beiden Männern, mit denen sie zusammengelebt hatte. Mehrere Männer hatten ihrer Schwester einen Heiratsantrag gemacht, aber sie hatte ihnen von Anfang an erklärt, daß eine Ehe in ihren Zukunftsplänen nicht vorkam. Franny dagegen gefiel die Vorstellung, verheiratet zu sein und jemanden zu haben, auf den man sich verlassen konnte. Zu wissen, daß immer

jemand dasein würde, der sich um einen kümmerte und nur das Beste für einen wollte. Sie hätte so ziemlich alles dafür gegeben, verheiratet zu sein, während Nora sämtliche Heiratsanträge mit derselben Lässigkeit ablehnte, mit der sie ihren Männern den Laufpaß gab. Wenn sie mit ihnen fertig war, warf sie sie einfach weg, als wären sie etwas Austauschbares, das man leicht ersetzen konnte wie einen Bic-Kugelschreiber oder einen benutzten Tampon.

»Hast du mit ihm geschlafen?« fragte Franny und errötete über ihre eigene Direktheit. Obwohl Nora offen über ihre Freunde sprach und ihr erzählte, mit wem sie schlief, hatte Franny diesen Erzählungen immer nur schweigend zugehört. Sie hatte weder irgendwelche Kommentare abgegeben noch eigene Geschichten gehabt, die sie hätte erzählen können.

Nora lachte. Es war ein klares, fröhliches Lachen, das regelrecht aus ihrem Mund zu purzeln schien. »Seit wann stellst du mir

solche Fragen?«

Franny lächelte verlegen.

»Nein«, sagte Nora, »habe ich nicht. Ich habe es mir überlegt, aber dann war es einfach zuviel Streß.«

Franny mußte sie bestürzt angestarrt haben, denn Nora verzog in gespielter Verzweiflung den Mund und sprach in erklärendem Tonfall weiter.

»Du weißt schon. All die Vorsichtsmaßnahmen. Den Mann nach seiner sexuellen Geschichte fragen, die Kondome aus der Schublade holen, sicherstellen, daß das Kondom aus Latex ist, die Gleitsubstanz auf Wasserbasis hergestellt ist, et cetera, et cetera. Wer braucht das schon? Vor allem, wenn es jemand ist, bei dem man schon vorher weiß, daß es nicht lange dauern wird. Da erschien es mir leichter, allein nach Hause zu fahren. Manchmal ist der Sex die ganze Mühe einfach nicht wert.«

Franny fand, daß das eine gute Gelegenheit war, Michael zur Sprache zu bringen und

beiläufig die Dinge zu erwähnen, die sie miteinander taten. Sie setzte an, etwas zu sagen, aber Nora zog schon ihren Mantel an, bereit zum Aufbruch. Sie wollte tanzen gehen.

Im Aufstehen warf Nora einen Blick auf die Rechnung und legte dann ein paar Scheine auf den Tisch. »Was ist?« fragte sie, als sie bemerkte, daß Franny zögerte.

Franny lächelte sie zaghaft an und schüttelte dann den Kopf. »Nichts«, sagte sie. Sie hatte beschlossen, Nora nicht zu erzählen, daß sie einen Freund hatte. Sie war noch nicht bereit, ihn der kritischen Analyse durch ihre Schwester auszusetzen. Nora ging nur mit Männern aus, die in ihrem Alter waren oder, was ihr noch lieber war, etwas jünger. Schon oft hatte sie erklärt, sie sehe keine Vorteile darin, mit einem viel älteren Mann befreundet zu sein. Sie würde es seltsam finden, daß Michael doppelt so alt war wie Franny. Und was würde sie denken, wenn sie herausfand, daß sie nie zusammen ausgingen oder etwas unternahmen? Nora tendierte zu einem

gewissen Zynismus, was Männer betraf, und würde Franny wahrscheinlich nicht verstehen. Sie würde Michael bestimmt kennenlernen wollen. Was, wenn er damit nicht einverstanden war? Franny beschloß, noch zu warten. Der Zeitpunkt war noch nicht gekommen. Auf der Heimfahrt beschloß sie außerdem, am Bakers Square in West Sacramento anzuhalten und sich einen kleinen Schokoladenkuchen zu gönnen.

Als sie an diesem Abend nach Hause kam, blinkte an Frannys Anrufbeantworter das grüne Licht. Es war eine Nachricht von Michael. Er ließ sie wissen, daß sie zu ihm kommen sollte. Sie lächelte in sich hinein, erfreut über diese Nachricht. Immer noch fröstelnd, weil es draußen so kalt gewesen war, ging sie durch die Wohnung und begann, ihre nassen Sachen auszuziehen. Von ihrem durchnäßten Mantel tropfte Regenwasser auf den Boden, der feuchte Saum ihres langen schwarzen Rocks klebte an ihren Beinen. Sie

hängte Rock und Mantel zum Trocknen über einen Stuhl. Ihre Wohnung war klein, ein Zwei-Zimmer-Apartment im ersten Stock eines Wohnkomplexes, in dem fast nur Studenten lebten, und hatte überhaupt nichts Besonderes. Fade, beigefarbene Wände gingen in einen ebenso faden Teppichboden über. Aber die Miete war erschwinglich, und sie hatte versucht, die Wohnung mit bunten Kissen, Hängepflanzen und farbenfrohen Drucken an den Wänden aufzupeppen.

Sie ging ins Schlafzimmer und zog ihre restlichen Sachen aus, stapelte sie auf dem Bett und ging dann ins Bad. Sie duschte, ließ das warme Wasser die Kälte aus ihrem Körper vertreiben. Sie war froh, daß Michael angerufen hatte. Ihr war nie klargewesen, wie einsam sie war, bis sie ihn kennengelernt hatte. Sie hatte sich an die Einsamkeit gewöhnt wie an eine kleine Wunde, die niemals heilt: Man gewöhnt sich so sehr daran, daß man sogar vergißt, daß sie da ist. Damit war es nun vorbei. Inzwischen fand sie

ihre leere Wohnung unerträglich. Jedesmal, wenn sie zu Michael fuhr, um den Abend bei ihm zu verbringen, hatte sie ein Gefühl, als würde sie fliehen, aus ihrem einsamen Leben ausbrechen.

Ihr Körper war vom Duschen ganz rot, der Raum von Dampfschwaden erfüllt und warm. Sie drehte das Wasser ab und griff nach einem großen Handtuch. Während sie sich abtrocknete, mußte sie daran denken, wie sie letzte Woche mit Michael geduscht hatte – wie er sie eingeseift hatte, mit den Händen über ihren ganzen Körper gewandert war und ihr Fleisch herumgeschoben hatte, als wäre er ein Bildhauer. Dabei hatte er sie mit einem gierigen, entschlossenen Blick angesehen. Anschließend hatte er sie herumgedreht und seinen Körper gegen ihren gedrängt, seine Lenden gegen ihren Hintern gepreßt, bis sie das Gefühl hatte, ein Teil seines Körpers zu sein. In seinen starken Armen war sie sich schlank, anmutig und begehrenswert vorgekommen, und sie hatte sich gewünscht,

immer so in seinen Armen zu liegen, mit seinem Körper verschmolzen, sicher in ihrer Liebe. Aber dann hatte er ihren Oberkörper nach unten gedrückt, ihre Pobacken auseinandergeschoben und war grob in sie eingedrungen. Sein seifiger Penis war glitschig und hart gewesen, und er hatte ihren Körper gedreht und gewendet, wie es ihm paßte, und währenddessen immer nur gesagt, sie solle cool bleiben. Obwohl sie vor Schmerzen stöhnte, hatte er sie noch fester gepackt, genauso brutal weitergemacht und sie im Befehlston aufgefordert, sich zu entspannen. Verwirrt und wund, hatte sie sich gefragt, was sie da eigentlich tat, in gebückter Haltung zwischen die gefliesten Wände der Dusche gezwängt, und als er endlich fertig war und – immer noch in ihr – die Arme um sie schlang und sie festhielt, ihren Nacken küßte und mit süßer, liebevoller Stimme sagte: »Manchmal wird es so sein, Baby. Manchmal mag ich es hart, und du wirst einfach lernen müssen, es auszuhalten«, hatte

sie sich gefragt, ob das tatsächlich Liebe sein konnte.

Sie putzte sich die Zähne, zog frische Sachen an und fuhr zu Michaels Haus. Als er die Tür öffnete, hatte er ein schnurloses Telefon in der Hand und sprach mit jemandem. Er trug eine Kordhose und einen burgunderfarbenen Lambswoolpulli, und er machte einen erschöpften Eindruck. Sein dunkles Haar wirkte leicht zerzaust und fiel ihm widerspenstig in die Stirn. Mit einem müden Lächeln winkte er sie herein, und sie folgte ihm in sein Arbeitszimmer, einen großen, langgestreckten Raum mit eleganten Möbeln und hohen Bücherschränken. Am einen Ende des Raumes stand ein schwarzes Klavier, am anderen eine Couch und sein Schreibtisch. Er setzte sich auf die Couch und telefonierte weiter. Franny streifte ihren Mantel ab, wanderte im Zimmer herum und sah sich die Titel der Bücher an. Sein Schreibtisch stand gleich neben den Bücherschränken. An der Wand hing ein

gerahmtes Bild von seinen Eltern, und etwas weiter oben war das Schwert seines Vaters angebracht, ein stählernes Entermesser, fast einen Meter lang, mit einem stabilen Heft aus verziertem Messing und einem Holzgriff. Sein Vater hatte die Waffe im Zweiten Weltkrieg benutzt. Er war bei der Marine gewesen, hatte Michael ihr erklärt, und 1944 hatte seine Mannschaft ein deutsches U-Boot gekapert und geentert – das letzte Mal, daß die Marine offiziell Entermesser einsetzte. Rund um das Schwert waren Fotos von seinen Tanten, Onkeln und Großeltern aufgehängt. Franny beneidete ihn um seine Familiengeschichte. Sie selbst hatte ihre Großeltern nicht gekannt; sie waren alle schon gestorben, als sie auf die Welt kam.

Michael ließ sich auf die Couch zurücksinken und legte seine Füße auf die Kissen. Offenbar redete er mit einem Freund in San Francisco. Sie besprachen gerade, wann sie sich Freitag abend im *Fisherman's Wharf* treffen sollten. Franny glaubte nicht, daß er sie

einladen würde mitzukommen. Sie setzte sich an seinen Schreibtisch, der mit Blättern übersät war. Er gab dieses Semester ein Seminar über Musiktheorie und war damit beschäftigt gewesen, die Essays seiner Studenten zu korrigieren. Sie nahm das oberste Blatt und las: »Dvořáks Symphonie *Aus der Neuen Welt* ist eine Kombination aus amerikanischem und böhmischem Themenmaterial. Sie wurde in der musikalischen Sprache Böhmens geschrieben, durchdrungen vom musikalischen Temperament Dvořáks, erfüllt vom Geist Amerikas.« Franny legte das Blatt weg. Seit sie miteinander schliefen, sprach Michael nicht mehr über seine Studenten, seine Arbeit oder seine Musik. Wenn sie ihn danach fragte, ließ er sie jedesmal abblitzen. Er dagegen wußte alles über sie. Längst war er nicht mehr damit zufrieden, sie schweigen zu lassen. Er entlockte ihr persönliche Details über ihre Eltern und Billy und darüber, wie sie gestorben waren, über Nora, über ihren One-

Night-Stand mit einem namenlosen Reporter vom *Bee.* Er wollte wissen, wie der Mann sie geküßt hatte, wie er sie geliebt hatte, was sie für ihn getan hatte. Er wollte Einzelheiten hören. Nackte Tatsachen. Aber wenn die Rede auf sein Leben und seine Beziehungen kam, hielt er sich bedeckt.

Franny wartete, bis er sein Gespräch beendet hatte. Schließlich streckte er die Arme aus und gähnte. Er schob sich ein weiteres Kissen unter den Kopf und sah nachdenklich zu ihr hinüber.

»Ich hatte einen anstrengendenTag«, sagte er. »Komm her.« Es klang wie ein Befehl.

Franny blieb am Schreibtisch stehen. »Michael, ich glaube, wir müssen miteinander reden.«

Er neigte den Kopf leicht zur Seite und zog wortlos eine Augenbraue hoch. Sein kühler Blick wirkte einschüchternd. Sie senkte den Kopf, starrte auf den Teppich und begann nervös die Hände aneinanderzureiben.

»Du erzählst mir nie etwas über dich«, sagte

sie. »Ich weiß nichts über deine Arbeit… oder dein Leben… oder deine Freunde.«

»Das Thema hatten wir doch schon, Franny«, sagte er mit fester Stimme. »Ich bin nicht in der Stimmung, das alles noch einmal durchzukauen.«

Sie schwieg eine Weile. Den Blick immer noch auf den Teppich gerichtet, sagte sie schließlich leise: »So, wie es im Moment ist, finde ich es nicht gut. Nie unternehmen wir etwas zusammen. Für deine anderen Freunde hast du doch auch Zeit – warum nicht für mich? Warum gehst du mit mir nie ins *Fisherman's Wharf*?« Langsam schüttelte sie den Kopf. »Ich weiß nicht. Manchmal kommt es mir so vor, als wärst du ganz weit von mir entfernt.«

»Franny, sieh mich an.«

Sie faltete die Hände im Schoß und hob den Kopf. Michael beobachtete sie. Er lag immer noch ausgestreckt auf der Couch, die Hände hinter dem Kopf verschränkt, und musterte sie geduldig, als wäre sie eine seiner

Studentinnen.

»Ich habe nicht viel Freizeit, Franny. Das hast du von Anfang an gewußt.«

»Ich habe geglaubt, daß du irgendwann mehr Zeit für mich haben würdest. Daß du dich ändern würdest. Ich…« Mit einer Handbewegung gab er ihr zu verstehen, daß er noch nicht fertig war. »Du hast von Anfang an gewußt, wie ich bin. Es ist unvernünftig von dir zu erwarten, daß ich mich ändere, nur weil du das möchtest.«

Franny starrte auf die Wand über seinem Kopf. Seine Worte klangen so nüchtern und unbeteiligt, als würde er ihre Gegenwart lediglich dulden. Sie gab ihm keine Antwort.

»Du hast die Wahl, Franny. Wenn du unglücklich bist, brauchst du dich ja nicht mehr mit mir zu treffen. Ist es das, was du möchtest?«

Sie sah ihn an und schüttelte den Kopf. »Nein«, sagte sie. »Das habe ich nicht gemeint. Daran habe ich überhaupt nicht gedacht. Ich liebe dich doch.« Sie sah zum

Klavier hinüber, ohne es wirklich wahrzunehmen. »Ich habe bloß gehofft, daß du mit der Zeit vielleicht genauso empfinden würdest.«

Er setzte sich auf, schwang die Füße auf den Boden. »Komm her, Franny.« Seine Stimme klang sanft und geduldig, und sie glaubte, eine Spur Mitleid darin zu hören.

Sie ging zu ihm hinüber, und er zog sie sanft zwischen seinen Beinen auf die Knie. Niedergeschlagen ließ sie den Kopf in seinen Schoß sinken. Er streichelte ihr übers Haar und begann ihre Schulter zu massieren.

»Ich habe dich sehr gern, das weißt du doch«, sagte er, während er sie weiter massierte. Seine Stimme klang sanft und tief, weich wie Seide. »Ich kann dir nichts versprechen, aber vielleicht werde ich mich eines Tages tatsächlich in dich verlieben. Kannst du dich damit zufriedengeben?« Er hob ihr Kinn hoch, so daß sie ihn ansehen mußte. Eine einzelne Träne rollte ihr über die Wange.

Sie nickte und küßte dann seine Handfläche. »Ja«, antwortete sie. »Ich kann warten. Egal, wie lange es dauert.« Und sie schlang die Arme um ihn, vergrub ihren Kopf wieder in seinem Schoß. Er hielt sie fest und streichelte ihren Kopf. Keiner von beiden sagte etwas. In der Stille hörte sie die Uhr an der Wand ticken, das Heulen eines Hundes in der Ferne, das rhythmische Geräusch ihres Atems. Was für ein wundervolles Gefühl es war, Michael einfach nur nahe zu sein, die Wärme seines Körpers zu spüren, die tröstliche Berührung seiner Hand.

Sanft fragte er: »Geht es dir jetzt wieder besser?« Und sie nickte, glücklich über die Zärtlichkeit in seiner Stimme.

»Braves Mädchen«, sagte er. Er zog ihren Kopf hoch und sah sie an. Ein Anflug von einem Lächeln huschte über sein Gesicht. »Ich hatte einen anstrengenden Tag«, sagte er. »Ich fühle mich so richtig verspannt. Du mußt mir helfen, mich ein bißchen zu entspannen. Ich will, daß du mir jetzt einen

bläst.«

Franny starrte ihn verblüfft an. Hatte sie ihn richtig verstanden? Aber er zog schon den Reißverschluß seiner Hose auf und holte seinen Penis heraus.

»Michael, können wir das nicht später machen? Ich bin jetzt nicht…«

»Psst!« machte er und legte seine Finger auf ihren Mund. »Ich brauche jetzt deine Zuwendung. Tu, was ich dir gesagt habe.« Mit diesen Worten drückte er ihr Gesicht in seinen Schoß. »Und gib dir Mühe, Baby«, fügte er hinzu, während er ihren Kopf unten hielt.

Franny stiegen Tränen in die Augen. Sie tat, was er verlangte.

»Mein süßes Mädchen«, sagte er und rutschte etwas weiter nach vorn, um bequemer zu liegen, »du wirst dich schon ein bißchen mehr anstrengen müssen. Bist jetzt ist er noch nicht besonders hart.« Sanft strich er ihr das Haar aus dem Gesicht. Dann sagte er: »Ich gebe dir fünf Minuten. Wenn ich bis

dahin nicht gekommen bin, muß ich dich bestrafen.«

4

Frannys Tage in der Klinik verliefen ereignislos. Heute hatte sie Spätdienst, und als sie gegen halb sieben die Heimfahrt antrat, begann es nebelig zu werden. Anfangs waren es nur feine Schleier, die wie Spinnfäden durch die Luft schwebten, aber als sie sich Davis näherte, wurde dichter Nebel daraus, der schwer über dem Boden hing. Der scharf umrissene Strahl ihrer Scheinwerfer verwandelte sich in ein gräulich-diffuses, unwirkliches Licht. Der Nebel war so dicht, daß er die ganze Welt schalldicht abzuschirmen schien. Die Oleanderbüsche, die den Mittelstreifen des Freeways säumten, tauchten erst wenige Meter vor ihrem Wagen wie aus dem Nichts auf und wurden sofort wieder vom dunklen Nebel verschluckt.

Sie nahm die Ausfahrt Mace, bog links in die Überführung ein, ging vom Gas und überlegte. Sie hatte drei Möglichkeiten: McDonald's, Taco Bell oder Burger King. Sie fuhr geradeaus in Richtung Burger King, bestellte

im Drive-in ihr Essen, fädelte sich sofort wieder in den Verkehr ein und tastete sich vorsichtig weiter durch den Nebel. Schließlich bog sie in die alte, wenig befahrene Straße ein, die parallel zur Eisenbahn verlief, eine Strecke, die auch ohne Nebel trist und eintönig war. Nach einer Weile bog sie rechts in die Pole Line ein, die zum Driftwood Convalescent Hospital hinausführte, dem Pflegeheim, in dem Mrs. Deever untergebracht war. Früher hatte Franny sie nur am Wochenende oder an ihren freien Tagen besucht, aber neuerdings, seit sie ihre Radtouren aufgegeben hatte, besuchte sie sie drei-oder viermal die Woche. Meistens schaute sie auf der Heimfahrt von der Arbeit bei ihr vorbei und nahm sich unterwegs etwas zu essen mit.

Kaum hatte Franny die Eingangstür von Driftwood aufgeschoben, als ihr auch schon der schwache, unterschwellige Geruch von Urin entgegenschlug, der einen genauso einhüllte wie draußen der Nebel. Driftwood

war sauber, die Böden immer geschrubbt, aber unter den Gerüchen von Desinfektions- und Reinigungsmitteln und dem Duft der Blumen, die die Patienten von ihren Besuchern geschenkt bekamen, war der unausrottbare, säuerliche Gestank der Verwesung zu riechen, der Urin, die Exkremente und das Erbrochene Dutzender inkontinenter Patienten, der Geruch beschmutzter Bettlaken und überdimensionaler Windeln, der auf traurige Weise daran erinnerte, wie weit es mit diesen alten Leuten gekommen war, die sich nicht mehr selbst versorgen konnten. Es war schwer, etwas Positives an einem Ort zu finden, wo die meisten Patienten dem Sterben überlassen waren.

An den Wänden der langen Gänge waren festliche Weihnachtsbilder aufgehängt: Santa Claus und seine Rentiere, mit Lichterketten und Rauschgoldgirlanden geschmückte Bäume, friedliche Krippenszenen. Alte Männer und Frauen in Rollstühlen fuhren

langsam und ziellos umher. Manche Patienten konnten noch gehen, waren aber bereits so senil, daß sie mit sich selbst redeten, während sie durch die Räume wanderten und immer wieder mit den elektronischen Bändern, die sie um die Fußgelenke trugen, die Alarmglocke auslösten, wenn sie versuchten, das Gebäude zu verlassen – als wären sie Gefängnisinsassen auf der Flucht.

Franny betrat Mrs. Deevers Zimmer und blieb einen Moment stehen. Der Raum, ein Zweibettzimmer, war weiß gestrichen. Die beigen Vorhänge waren zurückgeschoben, verliefen aber in Schienen an der Decke, so daß jedes der Betten abgeschirmt werden konnte, wenn eine Patientin ihre Ruhe wollte. Mrs. Deevers Zimmergenossin war eine kleine, grauhaarige alte Dame, die schon über achtzig war und fast den ganzen Tag schlief. Sie war nur selten wach, wenn Franny zu Besuch kam, und auch jetzt schlief sie wieder, die blaue Bettdecke, unter der ihr dürrer Körper nur eine flache Welle bildete,

bis zum Kinn hochgezogen. An der Seitenstange des Betts war ein Urinbeutel angebracht, in den sich der durchsichtige Schlauch aus ihrem Katheter entleerte. Ihr Urin hatte eine ungesunde orangerote Farbe. Weder sie noch Mrs. Deever bekamen viel Besuch, auch wenn an den Wänden neben ihren Betten alte Postkarten mit Genesungswünschen hingen.

Mrs. Deever starrte schon eine ganze Weile durch die gläserne Schiebetür, die auf den Hof hinausführte. Draußen war es dunkel, es gab nichts zu sehen, aber sie starrte trotzdem. Ihr untersetzter Körper lag schwer auf dem Bett, ihr Gesicht wirkte müde. Sie trug ein weißes Frotteelätzchen um den Hals. Als sie Franny entdeckte, hellte sich ihre Miene auf. Ihre müden Augen weiteten sich. »Hallo, meine Liebe«, sagte sie. »Wie schön, dich zu sehen. Stell meine Rückenlehne ein bißchen hoch, dann können wir besser reden.«

Franny stellte ihre Tasche und die Tüte mit

dem Essen auf den Tisch. Sie beugte sich hinunter und betätigte den Hebel. Mrs. Deevers Abendessen, Truthahn mit Erbsen und als Nachspeise ein Kompott, stand unberührt auf dem Tablett vor ihr.

»Hatten Sie keinen Hunger?« fragte Franny.

Mrs. Deever warf einen Blick auf das Essen und schnitt eine Grimasse. »Mein Magen war heute irgendwie in Aufruhr. Ich kann es ja jetzt mal probieren.« Sie griff nach einer Gabel, nahm ein Stück von dem Truthahn und stocherte in den Erbsen herum. Franny zog sich einen Stuhl ans Bett und öffnete ihre Tüte. Ihr Abendessen bestand aus einem Whopper, einer großen Portion Pommes und einem Schoko-Shake.

Mrs. Deever ließ die Gabel sinken und schob das Tablett weg. »Ich höre lieber auf«, sagte sie mit zittriger Stimme. »Ich habe das Gefühl, als müßte ich mich gleich übergeben.« Sie preßte das weiße Lätzchen gegen ihre Lippen. Ihre Brust und ihre Schultern hoben und senkten sich, aber sie übergab sich nicht.

Franny holte eine beige Plastikschüssel aus der Schublade neben dem Bett und stellte sie neben Mrs. Deever. Vielleicht würde sie sie doch noch brauchen. Sie tätschelte ihren Arm.

»Du bist ein liebes Mädchen«, sagte Mrs. Deever und blickte zu ihr hoch. »Deine Eltern wären stolz auf dich. Das weißt du doch, oder?«

Franny lächelte.

»Sie waren nette Leute. Richtige Familienmenschen. Sie sind mit dir, Nora und Billy immer irgendwo hingefahren – zum Campen, ins Museum, zum Picknicken. Ich wünschte, mein Frank wäre mehr wie dein Vater gewesen. Wenn er sich bloß ein bißchen mehr für seine Familie interessiert hätte!« Sie schwieg einen Moment. Dann sagte sie: »Der Tod deines Bruders war ein schwerer Schlag für deine Eltern. Sie sind nie darüber hinweggekommen. Aber welche Eltern würden das schon? Ein solches Kind zu verlieren! Das hat sie verändert.« Sie drückte Frannys Hand. »Dich hat es auch

verändert, nicht wahr? Es muß schrecklich für dich gewesen sein, die Leiche deines Bruders zu finden. Du warst noch zu klein, um einen solchen Anblick zu verkraften.«

Franny hörte zu, sagte aber nichts.

Plötzlich griff Mrs. Deever nach der Plastikschüssel. Sie hielt sie sich unter den Mund und würgte eine helle, schleimige Flüssigkeit hervor. Als sie fertig war, trug Franny das Tablett mit der Schüssel ins Bad und wusch beides aus. Anschließend befestigte sie das Tablett wieder an der Seite von Mrs. Deevers Bett.

»Sie haben heute wohl keinen guten Tag?« fragte Franny, neben dem Bett stehend.

Mrs. Deever schüttelte den Kopf und seufzte schwer. »Was ist bloß mit mir passiert, Franny? Wie konnte es so weit kommen?« Sie starrte auf die Bettdecke hinunter, auf die Stelle, wo früher einmal ihre Beine gewesen waren und jetzt nur noch zwei dicke Oberschenkel lagen, die abrupt in einem Stumpf endeten. Mit einem erneuten Seufzer

legte sie ihre Hand auf die von Franny.

Franny senkte den Blick. Sie hatte auch einen kleinen Stumpf, seit sie sich mit einem Papierschneider den kleinen Finger abgeschnitten hatte. Das war vor langer Zeit passiert, kurz nach Billys Tod, als sie mit ihren Eltern nach Montana gezogen war.

Mrs. Deever ertappte sie dabei, wie sie auf den Stummel starrte. »Das ist besser, als ein Bein zu verlieren«, meinte sie. »Niemand stört sich daran, wenn eine Frau nur neun Finger hat. Du solltest dir deswegen keine Gedanken machen – das fällt kaum auf.« Nach einer Weile fügte sie hinzu: »Ich war mal recht hübsch, erinnerst du dich? Jung und hübsch, voller Hoffnungen und guter Vorsätze.« In ihrer Stimme schwang eine Spur Wehmut mit.

Franny nickte und setzte sich wieder. Mrs. Deever starrte von neuem aus dem dunklen Fenster und dachte an die gute alte Zeit, als es ihr noch besser gegangen war. Franny griff nach ihrem Whopper. Ihr war es damals auch

besser gegangen. Zu der Zeit hatten ihre Eltern noch gelebt. Es war nun zehn Jahre her, daß sie gestorben waren, aber sie konnte sich noch lebhaft an den Tag erinnern, an dem man ihr gesagt hatte, daß ihre Eltern bei einem Autounfall ums Leben gekommen seien. Das Gefühl von Sicherheit und Geborgenheit, das sie bis dahin gehabt hatte, war ihr unter den Füßen weggezogen worden. Und dann wurde sie zu Nora verfrachtet. Aus heiterem Himmel wurde plötzlich alles anders: Nie wieder sollte sie spüren, daß jemand sie bedingungslos liebte, egal, was sie tat; nie wieder sollte sie sich wirklich sicher fühlen. Natürlich gab sich ihre Schwester die größte Mühe. Sie tat, was sie konnte. Aber Nora war damals selbst noch sehr jung, gerade mal so alt wie Franny jetzt. Sie hatte erst kurz zuvor ihr Studium abgeschlossen und versuchte, beruflich Fuß zu fassen. Sie war zu sehr mit ihrem eigenen Leben beschäftigt, um zu merken, daß Franny mehr brauchte als Kost und Logis, wenn sie diese Jahre gut

überstehen sollte. Und jetzt, nachdem sie gehofft hatte, bei Michael die Sicherheit und Liebe zu finden, nach der sie so lange gesucht hatte, stellte sich heraus, daß sich ihre Beziehung überhaupt nicht so entwickelte, wie sie es erwartet hatte.

Franny nahm sich eine Handvoll Pommes.

»Ha!« rief Mrs. Deever plötzlich. Allmählich kam sie in Fahrt. Sie schnaubte verächtlich. »Hoffnungen und gute Vorsätze! Du lieber Himmel! Das alles hat Frank mir genommen. Ich hätte es besser wissen müssen. Wie konnte ich nur so dumm sein, ihn zu heiraten!«

Franny verzichtete auf einen Kommentar. Das war ein alter Refrain.

»Er ist genau wie die Kennedy-Männer. Wenn du wissen willst, wen du heiratest, sieh dir seinen Vater an. Wie der Vater, so der Sohn.« Sie zerrte an ihrem weißen Lätzchen. »Franks Vater taugte nichts, er hat seine Frau genauso betrogen wie Frank mich. Er war durch und durch ein Kennedy-Mann. Ich hätte

wissen müssen, daß ich mit ihm nur Probleme kriegen würde.« Mit verbitterter Miene warf sie das Lätzchen auf ihr Tablett. »Die Söhne beobachten ihre Väter. Sie übernehmen ihr Verhalten, selbst dann, wenn es nichts taugt. Jack und Bobby und Ted – sie sind in jeder Hinsicht wie Joe senior. Wart's nur ab – bei John-John und den jüngeren Kennedy-Männern wird es genauso sein. Das liegt in der Familie, es wird von Generation zu Generation weitergereicht.«

Franny wußte nicht, was sie sagten sollte. Sie beschäftigte sich weiter mit ihrem Hamburger und ihren Pommes.

»Ich will gar nicht mehr über ihn reden«, erklärte Mrs. Deever. »Es ist schon deprimierend genug, daß ich hier herumliegen muß. Laß uns über etwas Schöneres sprechen.«

Franny griff nach ihrem Milkshake, und während sie ihn trank, spann sie eines ihrer Märchen über Michael, der nie ein Kennedy-Mann war und auch nie einer sein würde. Statt

dessen führte er sie ins Sacramento Community Center, wo ein Symphonieorchester den ganzen Abend Beethoven spielte. Sie erwähnte auch ein neues Restaurant in Davis, das sie am Vorabend ausprobiert hatten – zu schick, hatten sie beide gefunden –, und einen Videofilm, den sie sich bei ihm angesehen hatten. Dazu hatten sie Popcorn gegessen und im Kamin ein Feuer gemacht. In ihren Geschichten war er der perfekte Freund.

5

Franny stand nackt in Michaels Badezimmer und vergrub ihre Zehen im Teppich. Alles war farblich aufeinander abgestimmt, blitzblank und ordentlich. Sämtliche Handtücher waren exakt gefaltet und gestapelt, als hätte ein Hausmädchen hier erst vor kurzem für Ordnung gesorgt. Der von einem warmen, bläulichen Licht durchflutete Raum war größer als ihre Küche und wesentlich eleganter: saphirblaue und silberne Tapeten, eine versenkte Badewanne, zwei Frisiertische aus Onyx, ein riesiger Spiegel, der fast eine ganze Wand einnahm. Es hätte sie nicht erstaunt, ein schönes, braungebranntes Showgirl mit einem Kopfputz aus blauen Federn der Wanne entsteigen zu sehen. Statt dessen sah sie nur sich selbst.

Sie zog sich eine rote Korsage aus Satin und Spitze über den Kopf. Nachdem sie sie bis über die Schultern heruntergezerrt hatte, versuchte sie durch Drehen und Dehnen, ihren Körper in dem Kleidungsstück

unterzubringen. Sie haßte Rot. Die Farbe ließ ihre helle Haut noch bleicher aussehen, als sie ohnehin schon war. Sie drehte sich um und betrachtete sich in dem großen Spiegel: ein lächerlicher Anblick. Die Korsage schnürte ihren Körper viel zu sehr ein, so daß an den Rändern weiße Hautfalten hervorquollen. Es war ein sliploses Wäschestück, das Michael für sie gekauft hatte, viel zu knapp und offenherzig für sie. Es war eigentlich für einen wesentlich schlankeren Körper gedacht, für den Körper eines Showgirls. Ihre Brüste, die durch den Bügel-BH eingezwängt und hochgeschoben wurden, quollen aus Platzmangel über. Sie versuchte, sie mit Gewalt hineinzudrücken und die Korsage weiter hochzuziehen, aber je höher sie sie zog, desto mehr enthüllte sie von ihrer Scham. Der Stoff reichte nicht aus, um alles zu bedecken. Sie gab auf und zerrte die Korsage wieder nach unten. Es war eine vierteilige Garnitur: Korsage, G-String, Nylonstrümpfe und ein kurzer Morgenrock aus

Satin, alles in knalligem Feuerwehrrot. Michael, der im Wohnzimmer auf sie wartete, hatte ihr die strikte Anweisung erteilt, weder den G-String noch den Morgenrock anzuziehen.

Gegen die Ablage des Waschbeckens gelehnt, streifte Franny die Strümpfe über und befestigte sie an den Strumpfhaltern. Sie zwängte ihre Füße in enge, ebenfalls rote Schuhe mit endlos hohen Pfennigabsätzen und stolperte zum Spiegel hinüber. Sie drehte sich so, daß sie sich von hinten sehen konnte, und stöhnte entsetzt. Was sie sah, gefiel ihr überhaupt nicht. Die Haut an ihren fleischigen Pobacken hatte Dellen, und ihre Oberschenkel waren unansehnlich dick. Sie drehte sich wieder nach vorn. Die Korsage endete knapp unterhalb ihres Bauches und ließ den Schambereich frei, den sie nach Michaels Anweisungen rasiert hatte, ein Dreieck aus gereizter Haut. Instinktiv hielt sie die Hand davor. Ohne Behaarung wirkte ihre Scham vulgär und obszön, und sie fühlte sich

völlig entblößt. Sie hätte die Haare gern nachwachsen lassen, um sich dahinter verstecken zu können, aber Michael ließ sie nicht.

Als sie die Hand wegzog und wieder in den Spiegel sah, fand sie den Anblick immer noch peinlich. Sie griff nach dem Satinmorgenrock und zog ihn an. Selbst wenn sie ihn nicht zuband, wirkte sie schlanker darin, weil er ihre Oberschenkel und Pobacken bedeckte. Sie beschloß, den Morgenrock anzulassen, obwohl Michael es ihr ausdrücklich verboten hatte. Wenn er sah, daß sie damit besser aussah, auf jeden Fall sinnlicher, würde er vielleicht erlauben, daß sie ihn anbehielt. Sie zog die Vorhänge zurück und warf einen Blick aus dem Fenster. Der Himmel war dunkel und trüb, und es regnete in Strömen. Das Gras wirkte grau, und überall dort, wo der Boden uneben war, sammelte sich das Wasser.

Sie wollte das Bad schon verlassen, da fiel ihr der Lippenstift ein. Er wollte, daß sie sich die Lippen knallrot schminkte. Sie trug den

Lippenstift sorgfältig auf, tupfte sich den Mund mit einem Papiertuch ab und kicherte. Sie saugte die Wangen ein und verdrehte die Augen. Was für ein lächerlicher Anblick. Schulterzuckend fragte sie sich, wieso die Männer so auf roten Lippenstift abfuhren. Das sah doch nur unnatürlich aus, unecht. Und absolut lächerlich.

Langsam und unsicher stakste sie auf ihren Pfennigabsätzen durchs Haus, bemüht, sich in ihrer roten, sliplosen Korsage nicht wie eine Prostituierte zu fühlen. Michael saß im Wohnzimmer auf der Couch und blätterte in einer Zeitschrift. Vor der Tür blieb sie stehen und beobachtete ihn. Er trug eine graue Hose und ein schwarzes Hemd, irgend etwas Weiches, Seidiges, das am Kragen offen war und sehr sexy aussah. Sie spürte die schwere Hitze des Verlangens, den Schmerz einer Leidenschaft, die ihr zu viele Jahre verwehrt gewesen war. Jedesmal, wenn sie ihn sah – dunkel, attraktiv, sportlich –, stieg ein Gefühl des Stolzes in ihr auf. Selbst jetzt noch, nach

dieser langen Zeit, fiel es ihr schwer zu glauben, daß er ausgerechnet sie auserwählt hatte, und sie fühlte sich in seiner Gegenwart wie ein Glückskind, als wäre er ein Geschenk, das sie gar nicht verdient hatte.

Er blätterte um. Seine Finger waren lang und wohlgeformt, zu den Spitzen hin schmal zulaufend. Es waren die feinen Hände eines Pianisten. Als sie den Raum betrat, blickte er auf. Eine Spur von Unmut huschte über sein Gesicht. Sie glaubte schon, etwas falsch gemacht zu haben, aber dann lächelte er und legte seine Zeitschrift weg. Erleichtert erwiderte Franny sein Lächeln.

»Geh durchs Zimmer«, sagte er. »Ich möchte dich sehen.«

Mit einem schüchternen Lächeln durchquerte sie das Zimmer. Sie gab sich große Mühe, nicht zu stolpern. Am Fenster blieb sie stehen und spähte durch die Vorhänge hinaus. Ein Blitz zuckte zickzackförmig über den Himmel, und dann hörte sie das laute Krachen des Donners. Sie drehte sich um und ging zu

Michael zurück. Vor der Couch blieb sie stehen.

»Noch mal«, sagte er. »Aber langsamer.«

Franny tat, was er verlangte. Allmählich gewöhnte sie sich an die hohen Schuhe. Sie waren nach wie vor eng und unbequem, aber sie hatte nicht mehr das Gefühl, jeden Augenblick das Gleichgewicht zu verlieren. Sie versuchte, anmutig zu gehen, stellte sich vor, ein Model auf einem Laufsteg zu sein. Sie dachte sich das ganze Fett weg und sah eine junge, schöne Frau vor sich. Mit etwas mehr Selbstvertrauen umkreiste sie ein weiteres Mal den Raum. Sie versuchte, mehr Schwung in ihren Gang zu legen und sich ein bißchen sexy zu bewegen. Mit schwingenden Hüften setzte sie ihre Runde durch den Raum fort. Michael machte es schließlich nichts aus, daß sie Übergewicht hatte. Er wollte, daß sie Reizwäsche trug. Er mochte ihr Aussehen. In ihrer Phantasie sah sie sich als Erdgöttin: rund und fleischig, ein üppiges Symbol von Fruchtbarkeit und Gesundheit.

»Das reicht«, sagte er plötzlich. Seine Stimme riß Franny aus ihrem Traum. »Komm her.«

Sie ging zur Couch hinüber und wollte sich hinsetzen.

»Nein«, sagte er. »Stell dich vor mich hin, damit ich dich sehen kann.«

Sie versuchte, ihre Genitalien zu bedecken, indem sie die Hände wie zufällig vor ihre rasierte Scham hielt. Während sie so vor ihm stand, überlegte sie, was wohl als nächstes kommen würde. Aus dem Arbeitszimmer klang leise Musik herüber. Vorher war sie zu nervös gewesen, um das überhaupt zu bemerken. Der Ton war sehr leise eingestellt. Irgendwas von Brahms, dachte sie, war sich aber nicht sicher.

»Deine Hände versperren mir die Sicht«, sagte Michael. »Nimm sie zur Seite.«

Sie zog ihre Hände weg und senkte den Kopf, bemüht, sich in der sliplosen Korsage locker zu geben, als trüge sie immer Reizwäsche. Die Musik verstummte, und im

Raum wurde es still. Zu still. Sie hörte sich atmen.

»Du siehst aus wie eine Schlampe«, hörte sie ihn sagen. Seine harten Worte durchschnitten die Stille.

Franny zog eine Grimasse. Nervös kaute sie auf ihrer Unterlippe herum. Sie haßte es, wenn er sie so nannte, hütete sich aber, ihm zu widersprechen.

Er stand auf und trat hinter sie. Sanft schob er ihr Haar zur Seite, beugte sich hinunter und küßte sie zärtlich auf den Hals. Franny wollte sich umdrehen, um seinen Kuß zu erwidern, aber er hielt sie fest.

»Beweg dich nicht«, sagte er und küßte sie noch einmal. Langsam glitt seine Zunge über ihren Nacken. Sie lehnte sich an ihn, spürte seinen Körper an ihrem. Dann sah sie, wie er in seine Hosentasche griff. Er zog einen schwarzen Schal heraus, ließ ihn an ihrem Arm nach oben gleiten, strich damit über ihren Hals und ihr Gesicht. Der Stoff fühlte sich weich und seidig an. Dann nahm er mit der

linken Hand das andere Ende des Schals, zog ihn straff und legte ihn über ihre Augen. Er band die Enden hinter ihrem Kopf zusammen.

»Michael«, begann sie.

Aber er legte einen Finger auf ihre Lippen. »Psst!«

Hinter dem Schal war es dunkel. Und beängstigend. Er nahm ihren Arm und zog sie langsam mit sich. Ihr blieb nichts anderes übrig, als ihm zu folgen. Linkisch stolperte sie dahin. Während sie durchs Haus gingen, klammerte sie sich fest an ihn. Die Schwärze nahm ihr jede Orientierung. Sie glaubte, sie wären in der Diele, aber dann sagte ihr das Klicken ihrer hohen Absätze, daß sie über einen Fliesenboden gingen. Ihr wurde allmählich schwindelig, und sie hatte den dringenden Wunsch, sich den Schal vom Gesicht zu reißen. Sie holte tief Luft, um sich zu entspannen. Plötzlich drückte Michael sie nach unten. Sie wehrte sich reflexartig, aber er zwang sie weiter nach unten, und mit einem unschönen Plumps landete sie auf einem

Stuhl. Als ihr klar wurde, daß es nur ein Stuhl war, stieß Franny ein kurzes, verlegenes Lachen aus. Sie hatte geglaubt, daß er sie zum Stolpern bringen wollte; jetzt kam sie sich vor wie eine Närrin. Sie strich mit den Fingern über den Rand des Stuhls. Glattes, kühles Holz. Ein Eßzimmerstuhl. Nun, da sie saß, fühlte Franny sich etwas sicherer und begann sich zu entspannen. Sie spürte Michaels Hände, die ihre Schultern und ihren Hals massierten. Dann nahm er ihre Arme und zog sie sanft hinter die Stuhllehne.

»Leg die Handgelenke übereinander«, sagte er, »und halt sie ruhig.«

Einen Augenblick später spürte sie, wie er ihre Handgelenke aneinanderfesselte. Ihre Angst kehrte zurück.

»Michael«, sagte sie wieder, aber wie zuvor legte er seine Finger auf ihre Lippen.

»Ich möchte nicht, daß du sprichst«, sagte er, ehe er seine Finger wieder wegnahm. Sie hörte ihn aus dem Zimmer gehen. Panik stieg in ihr auf. Wie konnte er sie jetzt allein lassen?

Sie versuchte, die Handgelenke zu bewegen. Die Fessel war zu fest. Sie konnte sich nicht befreien. Was, wenn er sie hier stundenlang sitzen ließ? Was, wenn er das Haus verließ, wenn ein Feuer ausbrach und sie nicht fliehen konnte? Sie ermahnte sich, sich zu beruhigen – ihre Phantasie ging mal wieder mit ihr durch. Wahrscheinlich war er im Raum und sah sie an. Plötzlich fühlte sie sich beobachtet. Sie setzte sich aufrechter hin. Dann schoß ihr ein anderer Gedanke durch den Kopf: Was, wenn jemand anders sie beobachtete? Unruhig zappelte sie auf ihrem Stuhl herum, am liebsten hätte sie nach Michael gerufen. Wie lange saß sie schon hier? Ein leises Donnergrollen drang an ihr Ohr. Das Geräusch beruhigte sie. Vorher war ihr der Donner bedrohlich, ja fast unheilvoll vorgekommen, aber jetzt half ihr das vertraute Geräusch, sich wieder zu fangen.

Nach einer Weile – sie wußte nicht, wieviel Zeit inzwischen vergangen war – hörte sie Schritte. Sie wandte den Kopf nach links und

lauschte aufmerksam. Als plötzlich etwas über ihren Oberschenkel strich, zuckte sie erschrocken zurück. Beinahe hätte sie geschrien.

»Spreiz die Beine«, hörte sie eine Stimme sagen. Es war Michaels Stimme, und vor Erleichterung hätte sie am liebsten geweint oder gelacht – sie war sich nicht sicher, was von beidem. Sie hatte das Gefühl, daß er vor ihr kniete.

»Spreiz die Beine«, wiederholte er, diesmal in strengem Ton.

Sie öffnete sie ein wenig. Er legte die Hände an die Innenseite ihrer Knie und spreizte sie weiter. Selbst mit verbundenen Augen wußte sie, wie sie ohne Schambehaarung aussah: völlig entblößt und verwundbar, die Schamlippen auseinandergezogen, klaffend wie eine Wunde.

Er nahm ihr rechtes Fußgelenk und zog es an die Außenseite des Stuhlbeins. Sie spürte, wie er ihr Bein am Stuhl festband. Das Seil legte sich stramm um ihre Haut. Dann band er

ihr linkes Bein fest. Ihr Herz schlug schneller, sie fühlte das Pochen in der Brust, und ihr Atem kam in kurzen, angstvollen Stößen. Sie versuchte, ihre Beine nur ein klein wenig zu schließen, aber es ging nicht. Die Fesseln saßen zu fest.

Michael legte eine Hand an die Innenseite ihres Oberschenkels und packte so fest zu, daß sie zusammenzuckte. »Du bist sehr ungezogen«, sagte er. »Ich habe dir doch verboten, den Morgenrock zu tragen.«

Franny spürte, wie sich ihr Magen vor Schreck verkrampfte. An den Morgenrock hatte sie überhaupt nicht mehr gedacht.

»Du wirst schon noch lernen, genauer auf meine Anweisungen zu achten«, erklärte er ihr. »Ich werde dich jetzt bestrafen. Du mußt lernen, meine Befehle zu befolgen.«

Franny spürte die Seile, die ihre Beine gespreizt hielten. Eine Welle der Panik lief durch ihren Körper.

»Bitte, Michael«, sagte sie, »nicht…« Aber in diesem Moment stopfte er ihr einen Knebel in

den Mund, und ihre Worte waren nicht mehr zu verstehen.

ZWEITER TEIL
NORA

Bevor ich weitererzähle …

Inzwischen scheint mir der Zeitpunkt gekommen, M. kennenzulernen. Ich habe mir alles angeeignet, was aus Frannys Tagebuch zu erfahren war; jetzt ist es an der Zeit, mich direkt mit dem Mann auseinanderzusetzen. Ich wünschte, ich könnte die Finger von der Sache lassen, aber eine undefinierbare Kraft treibt mich voran. Franny hat geschrieben, daß sie sich instinktiv von ihrer natürlichen Umgebung angezogen fühlte. Ich fühle mich auch angezogen, aber nicht von der Natur, sondern von Franny – ihrem heimlichen Leben, ihrem Tod, dem Geheimnis, das ihr Sterben umgibt. Ich muß dieses Geheimnis unbedingt lüften. In der Hinsicht bin ich wie die Leute, die hinter Feuerwehrautos herjagen und sich den Hals verrenken, um einen Blick auf ein Unfallopfer werfen zu können: Ich habe ein starkes Bedürfnis nach Wissen. Ob ich will oder nicht, ich kann nichts dagegen tun. Ich muß herausfinden, wie die Geschichte weitergeht. Ich muß um jeden Preis wissen,

wie und warum Franny gestorben ist, und dafür sorgen, daß ihr Mörder – wer auch immer er ist – seine gerechte Strafe bekommt.

Zugegeben, ich habe große Angst, aber tief in meinem Innern spüre ich, daß ich am Ende die Stärkere sein werde. Ich bin nicht das scheue, ängstliche Mädchen, das Franny war. In mir wird M. eine ebenbürtige Gegnerin finden. Widerspruchslose Unterwerfung ist nicht mein Stil. Ich habe noch nie kampflos aufgegeben und werde es auch nie tun.

Ich beobachte M. nun schon seit Monaten. Ich folge ihm durch die Stadt, kenne seine Gewohnheiten. Er kauft im Nugget Market ein, für gewöhnlich am Samstag nachmittag, er geht häufig zum Essen aus, verbringt viel Zeit zu Hause und joggt dreimal die Woche am frühen Morgen mit seinem Hund, einer ausgewachsenen dänischen Dogge. Dieses Semester unterrichtet er vier Tage die Woche, und auf dem Weg zur Arbeit macht er jedesmal im Universitäts-Einkaufszentrum

halt, um im *Fluffy Do-nuts* zu frühstücken. Hin und wieder ißt er einen glasierten Doughnut, aber meistens trinkt er nur Kaffee, zwei Tassen, ohne Milch und Zucker, und liest seine Zeitung. Er hat zwei Zeitungen abonniert, *The Sacramento Bee* und *The Davis Enterprise.* Den *Bee* liest er morgens im *Fluffy's*, den *Enterprise* wahrscheinlich zu Hause.

Ich habe ihn viele Male auf dem Unigelände gesehen, und Franny hatte recht – er ist als Dozent sehr beliebt. Ich bin ihm gefolgt und habe seine Gespräche belauscht. Sowohl seine Kollegen als auch die Studenten scheinen ihn zu mögen. Er hat mehrere Freunde, mit denen er sich regelmäßig trifft. Einmal pro Woche spielen sie zusammen Golf. Achtzehn Loch. Gelegentlich fahren sie zum Glücksspiel hinauf nach Tahoe. M. spielt nur Blackjack. Seine Beziehungen zu Frauen sind schwieriger zu beschreiben. Soweit ich es beurteilen kann, hält er sich von Studentinnen fern, was aber mehr mit

praktischen als mit moralischen Bedenken zu tun hat, da bin ich mir sicher. Seit ich ihn beobachte, ist er mit mehreren Frauen zusammengewesen – ein paar davon mittleren Alters, ein paar jung, allesamt attraktiv –, aber mit keiner dauerte es lange. Wer jeweils Schluß macht – er oder die Frauen –, kann ich nicht sagen. Anders als mit Franny zeigt er sich mit ihnen in der Öffentlichkeit: Er geht mit ihnen zum Essen, ins Theater, fährt übers Wochenende mit ihnen weg. Er weiß es noch nicht, aber ich werde die nächste Frau in seinem Leben sein.

Ein paar Worte der Klärung und des Bedauerns:

Ich muß ehrlich zugeben, daß Frannys Sexualität für mich nie ein Thema war. Es ist mir nie in den Sinn gekommen, daß sie einen Freund haben könnte. Ich habe sie immer als Neutrum betrachtet, als ein Wesen ohne sexuelle Bedürfnisse, geschlechtslos wie ein Möbelstück. Wie konnte sie an einen Mann

wie M. geraten? Wie ist es möglich, daß ich die Veränderungen an ihr nicht bemerkt habe? War ich wirklich so sehr mit mir selbst beschäftigt, wie sie in ihrem Tagebuch angedeutet hat? So sehr, daß ich nichts gesehen habe? Ich denke zurück, zermartere mir das Hirn, versuche mich zu erinnern: Wenn wir uns zum Essen trafen, waren da blaue Flecke an ihren Armen oder Handgelenken? Zu meiner Schande muß ich gestehen, daß mir nie etwas aufgefallen ist.

Auch von Frannys enger Beziehung zu Mrs. Deever wußte ich nichts. Obwohl sie eine Symbiose eingegangen waren, von der beide profitierten, hat Franny sie mir gegenüber nur ganz beiläufig erwähnt. Nie hat sie mir erzählt, daß sie Sue Deever zunehmend als Mutterfigur betrachtete, als eine Art Ersatzmutter. Oder hat sie es doch erwähnt? Vielleicht hat sie irgendwelche Andeutungen gemacht, die mir entgangen sind. Vielleicht i s t *Symbiose* ein zu wissenschaftlicher Ausdruck, um ihre Beziehung zu beschreiben.

Ich gebe zu, daß ich dazu neige, die Welt empirisch zu betrachten, indem ich meine Beobachtungen durch die objektiven Linsen der Wissenschaft filtere. Distanziertes Beobachten liegt mir wesentlich mehr als jede Art von Subjektivität. Aber vielleicht muß ich erst hinter meinem Vergrößerungsglas hervortreten, um das Ausmaß von Frannys persönlichen Bindungen klarer sehen zu können – Bindungen, die allem Anschein nach sehr eng waren –, etwas, womit ich persönlich wenig Erfahrung habe.

Auf jeden Fall macht Frannys Tagebuch deutlich, wie sehr ich ihr gegenüber versagt habe. Ich hatte keine Ahnung, daß sie nach wie vor unter dem Verlust unserer Eltern litt. Daß sie sich immer noch nach bedingungsloser elterlicher Liebe sehnte und verzweifelt nach einem Ersatz für sie suchte. Als sie damals zu mir kam, war sie so still und brav. Sie war immer gut in der Schule und machte mir nie irgendwelche Probleme, so daß ich glaubte, sie hätte den Tod unserer

Eltern verwunden. Ich war der Meinung, daß es ihr gutginge. Ein paar Monate vor seinem Tod hatte mich mein Vater angerufen und mir erzählt, daß Franny sich sehr ungezogen benehme. Sie führe sich auf wie ein Lausejunge, sagte er damals und erwähnte einen Vorfall, bei dem es um gestohlene Fahrräder ging. Aber als sie nach Sacramento kam, war Franny sanftmütig, still und scheu. Von ungezogenem Benehmen oder Lausbubenstreichen konnte gar keine Rede sein. Sie hielt sich viel zu Hause auf, machte ihre Hausaufgaben und sah fern. Abgesehen davon, daß sie jeden Monat ein paar Pfund zunahm, wirkte sie relativ normal. Woher hätte ich wissen sollen, daß sie so unglücklich war? Ich tat mein Bestes, versuchte nach Kräften, mich um sie zu kümmern, aber mein Bestes war nicht gut genug. Das ist mir inzwischen klar.

6

An diesem Morgen treffe ich M. im *Fluffy Donuts*, einem Café im Universitäts-Einkaufszentrum, gleich gegenüber dem Unigelände. Das *Fluffy's* ist in Davis schon zu einer Art Institution geworden. Es ist lang und schmal, mit Tafelglasfenstern, die auf den Safeway-Supermarkt hinausgehen, und morgens ist es wahrscheinlich der betriebsamste Ort in der Stadt. Ich weiß nicht, warum. Das Café wirkt steril – funktionell, mit strapazierfähigen Resopalnischen, laminierten Tischplatten, einer grellen Deckenbeleuchtung, einem abgetretenen Linoleumboden – aber die Dougnuts und der Kaffee sind gut, und im Lauf der Jahre hat das Café sich zu einem inoffiziellen Treffpunkt für die Einwohner von Davis entwickelt.

Ich jogge nicht – ich ziehe Aerobic vor –, aber heute trage ich einen pink und grau gemusterten Jogginganzug, um den Anschein zu erwecken, als würde ich joggen. Ich möchte, daß M. auf mich aufmerksam wird. Er

soll glauben, daß wir gemeinsame Hobbys haben. Die Aufmerksamkeit eines Mannes zu erregen war noch nie ein Problem für mich, aber als ich am Morgen in den Jogginganzug schlüpfte – eine Neuerwerbung von Macy's –, hatte ich Bedenken. Ich mußte M. unbedingt beeindrucken. Ich gab mir mit meinem Make-up besondere Mühe und war mit dem Ergebnis zufrieden. Ich habe ein nettes Gesicht, attraktiv, aber nicht schön. Allmählich beginnt man mir anzusehen, daß fünfunddreißig anstrengende Jahre hinter mir liegen – rund um die Augen zeigen sich erste Fältchen, und die Haut ist auch nicht mehr so elastisch, wie sie einmal war. Aber ich trage immer noch Größe sechsunddreißig, auch wenn ich sechs Tage die Woche im Studio trainieren muß, damit das so bleibt. Mein Haar ist pechschwarz – noch keine Spur von Grau zu sehen –, mein Körper straff, mein Po fest, und meine Brüste wippen noch. Insgesamt sehe ich recht gut aus, und als ich heute morgen mein Styling für M.

abgeschlossen hatte und einen Blick in meinen großen Spiegel warf, war ich zufrieden mit dem, was ich sah – eine attraktive Frau Mitte Dreißig, groß und sportlich, auf eine erotische Art durchtrainiert. Ich schalt mich selbst, weil ich überhaupt Bedenken gehabt hatte. M. sollte eigentlich kein Problem für mich sein.

Durch das Tafelglasfenster sehe ich ihn im hinteren Teil des *Fluffy's* sitzen. Er liest Zeitung und trinkt Kaffee. Ich betrete das Gebäude und stelle mich am Ende der Schlange an. Es herrscht ziemlicher Lärm. Um mich herum unterhalten sich die Leute lautstark, die beiden Mädchen hinter dem Tresen tippen Doughnut-Bestellungen ein, und es herrscht ein ständiges Kommen und Gehen. Nachdem ich meinen Kaffee bezahlt habe, sehe ich mich suchend um und tue so, als wäre ich verärgert, weil kein Tisch frei ist. Dann steuere ich auf M. zu. Ich weiß nicht, wieso Franny sein Aussehen so einschüchternd fand. Er scheint tief in

Gedanken versunken, während er in aufrechter Haltung und mit ernster Miene die Zeitung liest. Er ist dunkelhaarig, gutaussehend, wenn man den Typ mag, mit sehnigen Muskeln, dunkler Haut und einem kantigen Gesicht, das von einem Bildhauer gemeißelt sein könnte – ausgeprägtes Kinn, hohe Wangenknochen, eine lange, gerade Nase. Aber er geht auf die Fünfzig zu, und das sieht man ihm an. Seine Stirn ist von tiefen Furchen durchzogen, und rund um die Augen haben sich bleibende Fältchen eingegraben. Er sieht vornehm aus, wie ein Professor, und für Davis ist er zu gut angezogen. Davis ist eine lässige Stadt: Die Leute fahren mit dem Rad, wählen die Demokraten, tragen Birkenstock-Sandalen oder Tennisschuhe. Alle Gäste im *Fluffy's* sind leger gekleidet. Man sieht vor allem Jeans, Jogginghosen und verknitterte Jacken. Sogar die älteren Leute tragen lässige Freizeitklamotten. Aber M. wirkt irgendwie … britisch. Er hat ein braunes Sakko und eine

hellbraune Hose an – eigentlich nichts Besonderes, aber an ihm sieht beides wie maßgeschneidert und ein bißchen steif aus. Er hat die gepflegte Erscheinung eines Landbesitzers und wirkt, um es mit Frannys Worten auszudrücken, wie aus dem Ei gepellt.

Als ich mich seinem Tisch nähere, sehe ich, daß er den Wirtschaftsteil des *Bee* liest. Der Rest der Zeitung ist über den Tisch verteilt, seine Kaffeetasse ist fast leer. Ich stelle fest, daß ich nervös bin.

»Wenn ich Ihnen Kaffee nachschenke, kann ich mich dann zu Ihnen an den Tisch setzen?« frage ich.

Er blickt von seiner Zeitung auf, legt den Kopf schief und lächelt leicht.

»Es ist kein Tisch mehr frei«, füge ich erklärend hinzu.

»Natürlich«, sagt er und räumt eine Seite des Tisches ab. »Setzen Sie sich.«

Ich stelle meinen Kaffee ab und gehe zurück zur vorderen Theke, wo zwei Kaffeekannen

und eine Kanne mit heißem Wasser auf Warmhalteplatten bereitstehen. Ich nehme eine der Kaffeekannen, kehre damit an seinen Tisch zurück und schenke ihm nach. Auf dem Rückweg zur Theke schenke ich noch mehreren anderen Gästen nach. Im *Fluffy's* macht man das so: Man bedient sich selbst und die anderen. Ich setze mich zu ihm an den Tisch.

»Schöner Morgen, finden Sie nicht auch?« Die Luft draußen ist kühl und frisch, das perfekte Wetter zum Joggen – wenn ich joggen würde.

Hinter mir hustet ein Mann und raschelt mit seiner Zeitung. M. trinkt seinen Kaffee, betrachtet mich über den Rand seiner Tasse hinweg.

»Ja«, sagt er schließlich. »Es ist ein schöner Morgen.« Er stellt mit einer kalkulierten Bewegung seine Tasse ab, lehnt sich in seine Nische zurück und scheint darauf zu warten, daß ich etwas sage. Ich stelle mich vor. Ich erzähle ihm, daß ich Colleen heiße, was

zufällig mein zweiter Vorname ist. Meinen Nachnamen verrate ich ihm nicht.

»Colleen«, wiederholt er mit einem amüsierten Glitzern in den Augen. Wir reden über das Wetter, unser gemeinsames Hobby, Joggen, die Schlagzeilen auf der Titelseite. Er erzählt mir, daß er an der UCD Musik unterrichtet; ich erzähle ihm, daß ich mich auf physikalische Chemie spezialisiert habe und gerade an einem Projekt arbeite, bei dem untersucht wird, welche Auswirkungen es auf Länge und elektrische Ladung der DNA hat, wenn man sie der Elektrophorese aussetzt.

»Für sich genommen«, erkläre ich, »bringt das Projekt nicht viel. Trotzdem ist es ein weiteres Teilchen im großen Puzzle. Am meisten werden diejenigen davon profitieren, die im Moment damit beschäftigt sind, fluoreszierende Moleküle für die nächste Generation der Sequenztechnologie in der Humangenetik zu entwickeln. Von einem grundsätzlichen, allgemein-wissenschaftlichen Standpunkt aus betrachtet, wird meine Arbeit

außerdem für die Theoretiker interessant sein, die im Bereich der Elektrophorese arbeiten.«

M. sieht mich mit einem Ausdruck milden Interesses an. Er nickt zu meinen Worten, als wüßte er, wovon ich rede. Der Anflug eines Lächelns huscht über sein Gesicht. Ich frage mich, ob ich mir das nur eingebildet habe.

»Soweit ich weiß, bin ich die erste, die systematisch die elektrische Ladung der DNA verändert und dann untersucht hat, inwiefern sich das auf die Beweglichkeit der DNA in agarosen Gelen auswirkt.« Das ist natürlich alles korrekt, aber eine Lüge. Ich eigne mir gerade das Leben eines Wissenschaftlers an, den ich vor mehreren Jahren interviewt habe. Ich hoffe, M. wird nicht nachhaken – was er auch nicht tut. Er trinkt seinen Kaffee aus.

»Ich bin froh, daß heute morgen alle Tische besetzt waren«, sagt er. »Es war nett, mit Ihnen zu plaudern.« Er nimmt seine Zeitung, legt die einzelnen Teile wieder ineinander und

faltet sie in der Mitte. »Ich würde unsere Unterhaltung gern fortsetzen«, fügt er hinzu, »aber ich muß leider gehen. Ich habe um neun ein Seminar.« Er schweigt einen Moment, sieht mich quer über den Tisch an. »Hätten Sie Lust, diese Woche mal mit mir essen zu gehen?«

Innerlich seufze ich vor Erleichterung. Ich hatte damit gerechnet, daß es schwierig werden könnte, an M. heranzukommen, aber wie sich herausstellt, ist er weniger kompliziert, als ich dachte. »Klar«, antworte ich. »Gern.«

Er steht auf, und ich folge seinem Beispiel. Wir gehen durch die Tür und bleiben auf dem mit feinem Kies bestreuten Gehsteig stehen. Wolkenfetzen sprenkeln den Himmel mit einem perlgrauen Mosaikmuster. Um diese Zeit ist der Parkplatz noch fast leer und das sonst so betriebsame Einkaufszentrum abgesehen von *Fluffy's* wie ausgestorben. Zwei Radfahrer, College-Studenten mit schwarzen Rucksäcken, bremsen vor dem

Café und stellen ihre Räder ab. Sie ketten sie an einen metallenen Fahrradständer und betreten das Café. Ein kalter, winterlicher Wind setzt plötzlich ein und läßt mein Haar fliegen.

»Übermorgen?« fragt er. Dann runzelt er die Stirn. »Nein, da kann ich nicht. Wie wär's mit morgen abend? Würde Ihnen das passen?«

Ich streiche mir das Haar aus dem Gesicht. »Ja, morgen abend paßt mir gut.«

Er zieht ein kleines Notizbuch aus der Manteltasche. »Großartig. Wenn Sie mir Ihre Adresse geben, hole ich Sie gegen sieben ab.«

Ich will nicht, daß er weiß, wo ich wohne. Daß ich mir nur ein paar Häuserblocks von ihm entfernt ein Haus gemietet habe. »Ich habe eine bessere Idee«, sage ich. »Geben Sie mir doch Ihre Adresse. Dann komme ich um sieben zu Ihnen, und Sie können für mich kochen.«

Er lacht. »Sie wollen, daß ich für Sie koche? Bei unserem ersten Rendezvous?«

Ich zucke lächelnd mit den Schultern. »Ich mag Männer, die kochen können. Sie *können* doch kochen, oder?«

Er notiert seine Adresse und reißt den Zettel aus seinem Notizbuch. Er reicht ihn mir mit den Worten: »Natürlich. Es macht mir Spaß, hin und wieder selbst zu kochen.«

Bis jetzt, denke ich, ist die Sache ein Kinderspiel.

Ian McCarthy ist mein Freund. Er arbeitet auch beim *Sacramento Bee*. Er ist als Reporter für die Nachrichten aus dem Kapitol zuständig. Ich kenne ihn schon seit Jahren, bin aber erst seit zehn Monaten mit ihm zusammen. Das Ganze fing kurz nach Frannys Tod an. Wenn ich vorher noch nicht an glückliche Zufälle geglaubt habe, dann tue ich es jetzt: Genau zu der Zeit, als ich jemanden wie Ian brauchte, tauchte er – fast wie durch ein Wunder – an meiner Seite auf. Vorher kannten wir uns nur flüchtig, waren nur oberflächlich befreundet, und anfangs fand ich

die Unverschämtheit, mit der er sich gleich nach Frannys Tod in mein Leben drängte, eher lästig, aber seine mitfühlende Art machte ihn mir schnell sympathisch. »Ich weiß, wie es ist, einen geliebten Menschen zu verlieren«, sagte er einfach, bemüht, mich zu trösten.

Ich wußte, worauf er anspielte. Ein paar Jahre zuvor hatte ein Mann Ians Freundin aufgelauert und sie umgebracht. Sie hatte als Fernsehreporterin für Channel 3 gearbeitet, und der *Bee* hatte – wie alle anderen Medien – ausführlich über die Geschichte berichtet. Der Mann hatte sie zu Hause mit Drohanrufen belästigt, hatte ihr wiederholt Fotos geschickt, die er von ihr gemacht hatte, ihr schließlich auf dem Parkplatz des Fernsehsenders aufgelauert und sie mit mehreren Messerstichen getötet. Seitdem sitzt er in San Quentin.

»Du weißt wenigstens, wer Cheryl ermordet hat«, erwiderte ich, weil ich der Meinung war, daß das eine gewisse Befriedigung sein mußte.

Aber Ian schüttelte bloß traurig den Kopf. »Es hilft mir nicht zu wissen, wer sie getötet hat«, sagte er und schlang die Arme um mich.

Auf dieser gemeinsamen Erfahrung – dem gewaltsamen Tod eines geliebten Menschen – haben Ian und ich eine Beziehung aufgebaut. Er verstand mich, wie es kein anderer konnte. Er tröstete mich, half mir sogar bei den Formalitäten wegen der Beerdigung und des Gedenkgottesdienstes.

Als Franny starb, machte irgend etwas in meinem Innern dicht. Ihr Tod, der so sinnlos und gewaltsam war, traf mich härter als der meines Bruders oder meiner Eltern. Noch heute kann ich den Gedanken, daß sie tot ist, kaum ertragen. Ian – der sanfte, gesetzte, ausgeglichene Ian – war mir eine große Hilfe, und unsere Beziehung hat sich langsam und stetig entwickelt. Als ich in Erwägung zog, beim *Bee* unbezahlten Urlaub zu nehmen, hat er mich in dem Vorhaben bestärkt. Er wollte nicht, daß ich nach Davis zog, als ich es aber dennoch tat, unterstützte er mich in jeder

Hinsicht. Er hat mir beim Umzug geholfen und beklagt sich nie darüber, daß wir jetzt weiter voneinander entfernt wohnen. Wir sehen uns mehrmals die Woche, und wenn ich mit Ian zusammen bin, fühle ich mich wohl. Er ist ein mitfühlender, intelligenter, ausgeglichener Mensch. Ich stelle fest, daß sich meine Einstellung zu Männern seit Frannys Tod geändert hat. Ich weiß, daß sie der Meinung war, daß ich mit meinen Freunden leichtfertig umging, und vielleicht war das auch so. Aber mit Ian ist es etwas anderes. Er bedeutet mir wirklich etwas, und vielleicht entwickelt sich mehr daraus.

Letzte Nacht ist er hiergeblieben, und jetzt steht er im Bad und rasiert sich. Ich lese Zeitung und schneide die Artikel aus, in denen über Gewalttaten in Sacramento berichtet wird. Im Land Park sind zwei Teenager durch Schüsse aus einem vorbeifahrenden Auto verletzt worden. In Franklin Villa ist ein Mann aus seinem Haus gezerrt und brutal verprügelt worden. In der

14th Avenue wurde eine Frau tot aufgefunden. Sie ist mit drei Kugeln getötet worden, und neben ihrer nackten Leiche hat man einen Stapel Kleider gefunden. Ich habe angefangen, Artikel über Gewalt, Tod und Zerstörung zu sammeln. Ich bin mir noch nicht sicher, was ich damit anfangen werde – vielleicht schreibe ich einen Artikel über die anwachsende Welle der Gewalt und reiche ihn beim *Bee* ein.

Ian tritt hinter mich und legt mir die Arme um den Hals. Er beugt sich zu mir herunter und küßt mich auf die Wange. Er riecht gut nach Rasierwasser, und seine Lippen sind zart und glatt wie Blütenblätter. Wenn man ihn so sieht, mit seinem kantigen Gesicht und der krummen Nase, die irgendwann mal gebrochen war, würde man nicht erwarten, daß seine Lippen so weich sind. Er ist ein paar Zentimeter größer und ein paar Jahre jünger als ich, und selbst jetzt, wo er einen dunklen Anzug trägt, weil er gleich einen Termin mit einem Politiker hat, wirkt er mit

seinem bulligen, starken Körper und den kurzen Fingern frisch und natürlich wie ein Bauernjunge. Sogar sein blondes Haar hat die Flachsfarbe einer Getreideähre. Er ist ein gutherziger Mann, offen und einfach. Früher fand ich ihn immer ein bißchen langweilig, aber seit Frannys Tod habe ich sein unerschütterliches Wesen zu schätzen gelernt.

Seine Hilfsbereitschaft hat nur dort ein Ende, wo es um M. geht. Als ich ihm vor Monaten erzählte, daß ich M. hinterherspioniere, hatte er einen seiner seltenen Wutanfälle.

»Warum tust du das?« fragte er aufgeregt, während er mit rotem Gesicht im Raum auf und ab lief. »Warum kannst du den Mann nicht in Ruhe lassen?«

»Weil er meine Schwester getötet hat.«

Ian ballte die Hände, bis die Knöchel weiß hervortraten. »Überlaß das doch der Polizei. Halt dich von ihm fern.«

Ich konnte nicht verstehen, warum er das sagte – eigentlich sollte er mir doch dabei helfen, Frannys Mörder zu finden, und mich

nicht entmutigen. »Das kann ich nicht«, antwortete ich.

Er stürzte aus dem Haus, schlug die Tür hinter sich zu. Ich weiß nicht, warum er so heftig reagiert hat, vermute aber, daß er eifersüchtig ist, weil ich M. so viel Zeit widme. Seitdem erwähne ich den Namen nicht mehr. Ian weiß nicht, wie M. aussieht, und ist auch nicht daran interessiert, es herauszufinden. Er weiß weder, daß ich M. nach wie vor durch die Stadt folge, noch, daß ich Frannys Geschichte schreibe. Er weiß nicht, daß ich M. gestern im *Fluffy's* getroffen habe, und er weiß definitiv nichts von meiner Verabredung heute abend.

Ich bin schon den ganzen Nachmittag zappelig. Ich hintergehe Ian nur ungern, aber ich weiß, daß er meinen Plan in Sachen M. nicht gutheißen würde. Ständig denke ich darüber nach, wie es M. gelungen ist, den perfekten Mord zu begehen. Nachdem die Polizei Frannys Tagebuch gelesen hatte,

wurde er sofort verhaftet. Er gab seine Vorliebe für Fesselungspraktiken und Flagellation offen zu, stritt aber ab, meine Schwester getötet zu haben. Da er keine Vorstrafen hatte und noch nie wegen Gewalttätigkeit aufgefallen war und da zudem keinerlei Beweise dafür vorlagen, daß er zur Tatzeit in Frannys Wohnung gewesen war, mußten sie ihn wieder auf freien Fuß setzen. Ich ließ mir eine Kopie des Polizeiberichts geben und zog meine eigenen Schlüsse. Ich weiß noch nicht, wie er es getan hat, aber M. ist für ihren Tod verantwortlich.

Als ich aus der Dusche komme, überlege ich, was ich anziehen soll. Ich möchte M. möglichst durcheinanderbringen. Also zwänge ich mich in mein Sirenen-Outfit, mit dem es mir garantiert gelingen wird, den Mann zu betören und anschließend in sein Verderben zu locken – ein enganliegendes rotes Strickminikleid mit einem Rückenausschnitt bis zur Taille. Ich schminke mir die Lippen maraschinokirschrot, schlüpfe

in hohe Schuhe und greife nach meinem Mantel.

Kurz vor sieben fahre ich zu seinem Haus hinüber und bleibe noch ein paar Minuten in meinem Wagen sitzen, einem kastanienbraunen Honda Accord. Die Nacht ist blauschwarz, der Himmel glänzt wie Tinte, und die Büsche und Bäume haben ohne die Sonne ihre Farbe verloren. Nach Einbruch der Nacht hat man in Willowbank ein bedrückendes Gefühl von Enge. Eine Art Dämmerungsklaustrophobie setzt ein. Über den Straßen verflechten sich Äste und Ranken zu düsteren Lauben. Mauern aus dichten, undurchdringlichen Hecken bilden einen grünen Schild, der einen von allen Seiten umgibt und einschließt. Ich denke an das, was ich vorhabe. Noch könnte ich heimfahren und ihn der Polizei überlassen, wie Ian es mir so viele Male geraten hat. Aber noch während ich das denke, öffne ich die Wagentür und steige aus. Ich gehe den langen Kiesweg zum Hauseingang hinauf und

läute an der Tür. Von drinnen dringt Licht durch die zugezogenen Vorhänge und bringt das ganze Aussichtsfenster zum Leuchten. Über der Tür scheint ein Bewegungsmelder auf mich herunter und taucht meine Hände in gelbes Licht. Während ich unter der Lampe warte, spüre ich die kalte Nachtluft auf der Haut.

M. öffnet die Tür. Er begrüßt mich mit einem warmen Lächeln und bittet mich herein. Ich spüre ein nervöses Flattern in der Magengegend. Das ist der Mann, der höchstwahrscheinlich meine Schwester umgebracht hat. Er ist groß, sein dichtes, dunkles Haar fällt ihm widerspenstig in die Stirn, und er trägt Schwarz: schwarze Lederschuhe, eine schwarze Hose, einen schwarzen Kaschmirpulli. Er wirkt auf eine zurückhaltende Weise elegant. Um sein Handgelenk schmiegt sich eine einfache goldene Uhr.

In der Diele habe ich ein unangenehmes Déjà-vu-Gefühl. Sein Haus ist genauso, wie

Franny es in ihrem Tagebuch beschrieben hat. Er nimmt meinen Mantel und führt mich herum – aber ich weiß schon vorher, was mich erwartet: erdige Töne, Hartholzböden, weite Räume, bequeme Möbel. Es ist das Haus eines allein lebenden Mannes, der alles im Griff hat, ohne Chaos oder Durcheinander. Ich blicke durch die Glastüren auf seinen Garten hinaus und sehe die schwarze dänische Dogge durch die Dunkelheit trotten. M. erzählt mir, daß der Hund Rameau heißt, nach einem französischen Komponisten des Spätbarock. Wir gehen in die Küche. Sie ist ordentlich aufgeräumt und mit modernen Geräten und Möbeln ausgestattet, die bestimmt nicht zur ursprünglichen Einrichtung des Hauses gehört haben. Während er das Abendessen vorbereitet, plaudere ich mit ihm, wobei ich im Geiste jedes seiner Worte notiere. Vor gespannter Erwartung sind meine Sinne geschärft, registrieren jede seiner Schwingungen. Vielleicht irre ich mich, aber ungeachtet seiner lockeren Art scheint

mir jedes seiner Worte und jede seiner Gesten von besonderer Wichtigkeit und mit verborgenen Bedeutungen befrachtet zu sein.

Dieser Mann ist ein Mörder, denke ich und versuche, die Nervosität aus meiner Stimme herauszuhalten. M. bewegt sich geschmeidig durch den Raum. Er ist ganz in seinem Element. Gelassen schenkt er uns je ein Glas Weißwein ein und geht dann zum Herd zurück, um unter die Deckel mehrerer Töpfe zu spähen. Seine Freundlichkeit verwirrt mich ein wenig. Er wirkt fast sympathisch. Das hatte ich nicht erwartet. Ich frage ihn, was er kocht.

»Lachsfilets«, erklärt er. »Gleich werde ich sie grillen.« Er hebt die Deckel von den Töpfen. »Eine Dillsauce zum Fisch, Spargel mit Cashewbutter, in Ingwer gedünstete Karotten.« Er sieht zu mir herüber. »Eine Nachspeise habe ich nicht vorbereitet. Franny hat mir erzählt, daß Sie keine Süßigkeiten essen.«

Beim Klang ihres Namens erstarre ich. Dann

schlucke ich langsam den restlichen Wein und stelle mein Glas auf den gefliesten Tresen. Instinktiv schätze ich die Entfernung bis zur Tür ab.

»Wie haben Sie es herausgefunden?« frage ich. Mir versagt fast die Stimme.

Er nimmt einen Holzlöffel und rührt in der Sauce. »Sie sind keine sehr gute Detektivin. Ich habe mitbekommen, daß Sie mir überallhin gefolgt sind. Sie sind ein paarmal zu oft aufgetaucht, als daß es Zufall hätte sein können. Außerdem hat mir Franny ein Foto von Ihnen gezeigt.«

Ohne mich aus den Augen zu lassen, probiert er die Sauce, runzelt die Stirn, fügt eine Prise Gewürz hinzu. Er stülpt den Deckel wieder auf den Topf und wendet sich mir zu. Gegen die Arbeitsplatte gelehnt, verschränkt er die Arme, legt den Kopf schräg und lächelt ein ganz klein wenig. »Franny hat mir eine Menge von Ihnen erzählt. Mehr, als Ihnen lieb sein dürfte, da bin ich mir sicher.«

Vor Schreck weiß ich nicht, was ich sagen

soll. Ich kann einfach nicht glauben, daß er die ganze Zeit gewußt hat, wer ich bin. Wir starren einander wortlos an. Ich bin immer noch wie vom Donner gerührt, er ist nur amüsiert. Er blickt auf mein Weinglas hinunter und sieht, daß es leer ist. Er holt die Weinflasche, zieht den Korken heraus und macht einen Schritt auf mich zu. Reflexartig erstarre ich. Er merkt, daß ich Angst habe, und lächelt. Dann schenkt er mir nach.

»Wie hatten Sie sich das vorgestellt?« fragt er, und es klingt, als würde er sich nach der Uhrzeit erkundigen. »Warum sind Sie hier?«

Ich sage ihm die Wahrheit. »Ich möchte mehr über Sie erfahren. Ich glaube, daß Sie meine Schwester getötet haben.«

Ich rechne damit, daß M. beleidigt oder zornig reagiert, aber er zieht nur interessiert eine Augenbraue hoch. »Sie wissen natürlich, daß die Polizei Ihre Meinung nicht teilt.«

»Es liegen keine Beweise gegen Sie vor – das ist alles, was ich weiß.«

Er nickt nachdenklich. »Dann sind Sie also

hergekommen, um… was zu tun? Beweise zu sammeln? Den Mörder zu entlarven ?« Er macht sich über mich lustig.

»Ja«, antworte ich. Ich versuche mir meine Wut nicht anmerken zu lassen.

»Was, wenn ich Ihnen sagen würde, daß ich sie nicht umgebracht habe? Würden Sie mir glauben?«

»Nein.«

»Aha«, sagt er langsam. »Das habe ich mir gedacht.« Er geht zum Kühlschrank hinüber und nimmt einen Salatkopf, Schalotten, Tomaten und marinierte Pilze heraus. Er wäscht die Tomaten und fängt an, sie in schmale Scheiben zu schneiden. Seine Unbekümmertheit treibt mich zur Weißglut. Ich erwarte eine Reaktion von ihm.

»Sie hat ein Tagebuch geführt«, sage ich. »Sie hat über Sie geschrieben. Ich weiß, was Sie ihr angetan haben.«

»›Franny's File‹«, sagt er und schneidet weiter Tomaten. »Die Polizei hat es mir gegenüber natürlich erwähnt, aber ich wußte

schon vorher davon. Von Franny.« Er blickt zu mir auf. »Und ich bezweifle, daß Sie tatsächlich wissen, was ich ihr angetan habe. Wenn Sie es wüßten, wären Sie jetzt nicht hier.«

»Ich habe vor, es herauszufinden.«

»Wirklich?« Es klingt wie eine Herausforderung. Er holt eine Holzschüssel für den Salat und schüttet die Tomaten und die Pilze hinein. Dann schneidet er die Schalotten in Scheiben. »Wie wollen Sie das anstellen?«

Ich weiß es nicht mehr. Mein Plan war, Frannys Stelle einzunehmen. Möglichst viel über M. herauszufinden und ihn irgendwie dazu zu bringen, daß er sich selbst verrät. Jetzt weiß ich nicht mehr, was ich tun soll. Währenddessen ist er mit dem Salat beschäftigt. Er zerreißt die Salatblätter, als wäre dies eine freundschaftliche Verabredung zum Abendessen.

»Wenn Sie tatsächlich glauben, daß ich Franny getötet habe, dann sollten Sie sich von

mir fernhalten.« Er nippt an seinem Weinglas und betrachtet mich mit sorgloser Lässigkeit. »Was soll mich daran hindern, auch Sie zu töten?«

Darüber habe ich bereits nachgedacht. Er ist ein kluger Mann, und genau das schützt mich vor ihm. Bei der Polizei weiß man von meinem leidenschaftlichen Wunsch, ihn hinter Gitter zu bringen, und wenn mir an diesem Abend oder irgendwann später etwas zustoßen sollte, wird man sich sofort auf ihn stürzen. Das wäre zuviel des Zufalls: zwei Schwestern, derselbe Mann. Als ich ihm das sage, nickt er.

»Ja, im Falle Ihres Todes sollte ich mich um ein gutes Alibi kümmern, nicht wahr?«

Seine Worte lassen mich erstarren. Obwohl Frannys Leiche schon am Verwesen war, als man sie fand, konnte der Gerichtsmediziner von Yolo County den ungefähren Zeitpunkt ihres Todes bestimmen, indem er einen Natriumchloridtest an ihren Augen durchführte und die Glaskörperflüssigkeit analysierte, die

klare, gallertartige Masse hinter der Linse. Außerdem bestimmte er den Grad des Insektenbefalls und der Vewesung. Weitere Hinweise lieferte der Tatort – die Einkaufsquittungen auf der Küchentheke, die Post in ihrem Briefkasten, die nicht abgehörten Anrufe auf ihrem Anrufbeantworter, eine aufgeschlagene Zeitung auf dem Tisch. Anhand all dieser Informationen war es möglich gewesen, den Zeitpunkt ihres Todes bis auf ein paar Stunden genau festzulegen. M. behauptete, während der fraglichen Zeit allein zu Hause gewesen zu sein. Er hatte kein Alibi.

Plötzlich geht er mir mit seinem unbeteiligten Getue schrecklich auf die Nerven. Ich verachte diesen Mann mehr, als ich ihn fürchte. »Warum haben Sie mich überhaupt zum Essen eingeladen?« frage ich ihn. »Wenn Sie schon wußten, wer ich bin, warum haben Sie es dann nicht gesagt?«

»*Sie* haben mit dieser Farce angefangen, nicht ich. Ich habe bloß mitgespielt.« Er fügt

das Dressing hinzu und mischt den Salat durch. Nach ein paar Sekunden sagt er: »Wahrscheinlich habe ich es getan, um meinen Spaß zu haben. Aus demselben Grund, aus dem ich etwas mit Franny angefangen habe« – er sieht zu mir herüber und zieht entschuldigend die Schultern hoch –, »um meinen Spaß zu haben.«

Als er ihren Namen erwähnt, zucke ich zusammen. Er spricht von ihr, als wäre sie völlig bedeutungslos. Er bemerkt meinen Blick.

»Wäre es Ihnen lieber, wenn ich lügen würde?« fragte er. »Was wollen Sie hören? Daß sie mir mehr bedeutet hat, als es in Wirklichkeit der Fall war?«

Ich antworte nicht.

Er seufzt geduldig. »Es ist nun fast ein Jahr her, daß sie gestorben ist. Erwarten Sie von mir, daß ich immer noch um sie trauere? Das Leben geht weiter.«

»Wenn Sie sie getötet haben«, sage ich, »werde ich es herausfinden.«

»Wie wollen Sie das anstellen?« fragt er. »Haben Sie geglaubt, Sie könnten einfach hierherkommen und mich zur Strecke bringen? Glauben Sie allen Ernstes, daß Sie mir gewachsen sind?« Er schüttelt den Kopf. »Ich habe von Ihnen nichts zu befürchten.«

Als ich schweige, legt er das Salatbesteck weg und redet weiter.

»Der Tod Ihrer Schwester war tragisch, aber ich bin nicht dafür verantwortlich. Ich hatte damit nichts zu tun.«

»Davon bin ich noch nicht überzeugt.«

Er schweigt. Unter dem Deckel des Spargeltopfs zischt Dampf hervor. Er streckt die Hand aus und dreht die Temperatur zurück.

»Ich werde Ihnen sagen, was ich glaube«, sagt er schließlich. »Sie suchen bloß nach einem Schuldigen. Sie wollen Franny rächen. Das ist verständlich – es liegt in der menschlichen Natur. Aber ich glaube, daß Sie noch etwas anderes wollen, etwas, das nur ich Ihnen geben kann: Antworten. Das ist der

wahre Grund, warum Sie hier sind. Ich habe in den fünf Monaten, die ich mit Ihrer Schwester zusammen war, mehr über sie erfahren als Sie in einem ganzen Leben. Sie haben sie wie ein flüchtige Bekannte behandelt. Sie haben sie überhaupt nicht gekannt, und jetzt fühlen Sie sich schuldig und werden von Gewissensbissen geplagt. Sie sind hier, um etwas wiedergutzumachen.«

»Das ist nicht wahr«, sage ich. »Sie haben doch gar keine Ahnung, wovon Sie reden.«

»Nein? Dann sagen Sie es mir – warum sind Sie hier?«

Einen Moment lang bin ich verwirrt. Dann schüttele ich angewidert den Kopf. »Sie stellen die Dinge auf den Kopf«, sage ich. »Es gibt nichts, weswegen ich mich schuldig fühlen müßte. Ich bin nicht diejenige, die sie schlecht behandelt hat. Nicht *ich* habe ›Frannys File‹ zu einem Tagebuch gemacht, das sich liest, als stamme es aus einer Abhandlung zum Thema Sadismus.« Ich sehe auf meine Hände hinunter und merke, daß ich

sie zu Fäusten geballt habe. Ich entspanne mich. »Aber Sie haben recht – ich bin hier, weil ich Antworten will. Ich bin gekommen, um die Leerstellen zu füllen. Um mehr über Sie zu erfahren. Um herauszufinden, ob Sie Franny getötet haben.«

M. schweigt eine Weile, dann sagt er: »Sie wissen ja gar nicht, worauf Sie sich da einlassen.«

»Das Risiko gehe ich ein.«

Er fixiert mich, ohne zu blinzeln. »Also gut«, sagt er. »Wenn Sie unbedingt wollen, werden wir Ihr Spiel spielen. Aber vorher möchte ich Ihnen einen Gefallen tun und Sie noch einmal warnen: Die Antworten, die ich Ihnen geben werde, werden Ihnen nicht gefallen. Es wäre besser für Sie, Sie würden jetzt nach Hause fahren, Ihr Leben weiterleben und mich schleunigst vergessen.«

Ich schweige.

Er wartet, läßt mir Zeit, es mir doch noch anders zu überlegen. Ich beschließe, seine Warnung zu ignorieren.

»Wie Sie wollen«, sagt er schließlich. »Ich habe Franny nicht umgebracht, aber ich kann die Leerstellen füllen, die Sie sehen. Ich kann Ihnen zeigen, wer Ihre Schwester war.« Zögernd fügt er hinzu: »Wenn Sie Informationen wollen – wenn Sie wissen wollen, was zwischen Franny und mir tatsächlich passiert ist –, dann werde ich Ihnen sagen, was Sie hören wollen. Aber Ihre Neugier wird Sie etwas kosten.«

»Wie meinen Sie das?« frage ich. »Was soll mich das kosten?«

»Zeit«, antwortet er. »Einen Abschnitt Ihres Lebens.«

Seine Antwort verwirrt mich.

»Sie wollen Informationen über Franny – ich werde Sie Ihnen geben. Aber glauben Sie bloß nicht, daß Sie alle Antworten beim Abendessen bekommen. Es wird lange dauern. Vielleicht sogar Monate. Vielleicht werden Sie heute abend noch gar keine Antworten bekommen. Betrachten Sie unsere … wie sollen wir es nennen? Eine Allianz?

Betrachten Sie unsere Allianz als fortschreitenden Prozeß der Enthüllung.«

Das klingt zu einfach. »Was springt für Sie dabei heraus?« frage ich. »Warum sind Sie bereit, das zu tun?«

Er legt die Lachsfilets unter den Grill. »Weil ich meinen Spaß haben will«, antwortet er schließlich. »Nur deshalb.«

»Das Ganze ist für Sie bloß ein Spiel, stimmt's?«

»Ganz genau.« Er nimmt mein Weinglas und drückt es mir in die Hand. »Also, wie wichtig ist es Ihnen, die Wahrheit zu erfahren?«

Ich überlege einen Augenblick und nippe an meinem Wein. Ich könnte – und sollte – einfach gehen. Aber unsere Schicksale sind an dem Tag zusammengewürfelt worden, an dem Franny starb – eine wahrhaft unheilige Allianz. Ich weiß, daß er sich nicht absichtlich verraten wird, aber auch kluge Leute machen Fehler. Soll er doch sein Spiel spielen, seinen Spaß haben – das wird mir nur helfen, die Schlinge um seinen Hals enger zu ziehen.

»Wichtig genug«, antworte ich.

Er nimmt die Salatschüssel und trägt sie ins Eßzimmer. »Vielleicht sind Sie ja doch eine Herausforderung für mich«, sagt er, als er an mir vorbeigeht. »Franny war zwar ein liebes Mädchen, aber von einer Herausforderung konnte bei ihr nicht die Rede sein.«

Vielleicht bin ich mehr, als du ahnst, denke ich, während ich ihm folge.

7

Ich war schon auf zu vielen Beerdigungen: auf der von Billy, der von meinen Eltern und dann der von Franny. Sie sind alle nebeneinander auf dem Friedhof von Davis begraben. Ohne Ian hätte ich Frannys Beerdigung nicht durchgestanden. Wir waren zu dem Zeitpunkt noch kein Liebespaar, eigentlich noch nicht einmal richtig befreundet, aber er kam an jenem Morgen in aller Frühe vorbei, um zu fragen, ob ich Hilfe brauchte – was ich auch tat. Dringend sogar. Maisie, meine beste Freundin, die ebenfalls beim *Bee* arbeitet, hatte sich angeboten, bei mir zu bleiben, aber ich hatte abgelehnt, weil ich mit meiner Trauer allein sein wollte. Billys Beerdigung und die meiner Eltern hatte ich ohne fremde Hilfe durchgestanden. Deswegen glaubte ich, daß ich die von Franny genauso meistern würde. Aber als der Tag gekommen war, begann ich durchzudrehen.

Ich wohnte damals noch in Sacramento, in einem kleinen Haus in der Nähe des

McKinley Park, und als Ian an jenem Morgen ohne Voranmeldung an meiner Tür klingelte, war ich noch immer nicht angezogen, sondern lief völlig aufgelöst in Slip und schwarzen Strümpfen herum. Er stand in einem schwarzen Anzug in der Tür und sperrte mit seinem massigen Körper die Sonne aus. Sein blondes Haar war zurückgekämmt, und trotz seiner eins fünfundachtzig sah er aus wie ein ängstlicher Teenager, der befürchtete, einen Fehler gemacht zu haben und gleich von mir weggeschickt zu werden. Er wartete im Wohnzimmer, während ich wieder ins Schlafzimmer ging, um mich fertig anzuziehen. Der Schlafzimmerschrank war viel zu klein, er nahm nur die halbe Länge der Wand ein und war hinter weißen Falttüren verborgen, die wie ein Akkordeon auf-und zugingen. Plötzlich begann ich, all meine Sachen auf den Boden zu werfen. Dann entleerte ich die Schubläden meiner Kommode. Als Ian sie auf den Boden knallen hörte, kam er ins Zimmer gelaufen.

»Ich weiß nicht, was ich anziehen soll«, erklärte ich ihm.

Er nahm mich in den Arm, versuchte mich zu trösten, aber ich schob ihn weg. »Laß mich in Ruhe«, sagte ich plötzlich wütend. »Ich kann dich hier nicht brauchen.«

Ein gequälter Ausdruck huschte über sein Gesicht. Er setzte sich auf mein Bett und begann die Pullis, Slips und BHs zusammenzulegen, die ich einfach auf den Boden geworfen hatte.

»Du weißt nicht, wie das ist«, sagte ich. »Sie hätte nicht auf diese Weise sterben dürfen.« Meine Stimme klang traurig und nervös und drohte am Ende jedes Satzes zu versagen.

Ian stand auf. Zögernd streckte er wieder die Arme aus, und diesmal schob ich ihn nicht weg. Er drückte mich an seine Brust, streichelte mein Haar und machte: »Schhh, schhh!«, obwohl ich keinen Laut von mir gab.

Ich stand da, den Kopf an die Brust dieses schwarzgekleideten Mannes gelehnt, der noch kurz zuvor fast ein Fremder für mich

gewesen war, und ließ mich von ihm trösten. Mit der flachen Hand streichelte er über meinen Kopf und brachte mein Haar noch mehr durcheinander, als es ohnehin schon war. Seine Hand war so groß, daß sie zu einem Riesen zu gehören schien.

»Ich weiß durchaus, wie das ist«, entgegnete er sanft. »Ich habe lange gebraucht, bis ich Cheryls Tod verwunden hatte. Ich bin immer noch nicht ganz darüber hinweg. An dem Tag, an dem sie getötet wurde, hatten wir uns gestritten. Ich war so wütend auf sie. So…« Ian schüttelte den Kopf. »Ich weiß, daß dir das jetzt nichts hilft«, fügte er hinzu, »aber mit der Zeit wird es leichter.«

»Nein«, widersprach ich. »Es wird nicht leichter. Ich lasse nicht zu, daß es leichter wird. Nicht, bis ich herausgefunden habe, wer sie umgebracht hat.«

Abrupt schob Ian mich weg. Ich blickte überrascht zu ihm auf. In seinen Augen sah ich etwas Seltsames – etwas wie Wut, aber irgendwie noch mehr.

Zwischen zusammengebissenen Zähnen stieß er hervor: »Du wirst wegen Franny nichts unternehmen. Die Polizei wird sich darum kümmern. Hast du mich verstanden?«

Verblüfft über seinen Ausbruch, sagte ich kein Wort.

»Hast du mich verstanden?« wiederholte er mit erhobener Stimme. Die Worte zischten wie Peitschenhiebe aus seinem Mund.

Ich wich ein paar Schritte zurück. Wie konnte er mich an einem solchen Tag anschreien? Ich hatte mehr Verständnis von ihm erwartet.

Ian bedauerte sein Verhalten sofort. »Entschuldige bitte«, sagte er. »Ich wollte nicht so aufbrausend sein. Es ist nur…« Er zögerte, setzte dann von neuem an. »Cheryl hat mir so viel bedeutet. Daß sie auf diese Weise sterben mußte, war hart für mich. Und jetzt die Sache mit dir, die letzten paar Tage…« Er sprach den Satz nicht zu Ende. »Kann sein, daß ich überreagiere, aber ich will einfach nicht, daß dir etwas passiert. Es könnte gefährlich sein, nach ihrem Mörder zu

suchen. Du mußte das der Polizei überlassen. Hast du mich verstanden?«

Ich nickte, immer noch verwirrt über seinen Ausbruch. Dann ließ ich meinen Blick durchs Zimmer schweifen, starrte verzweifelt auf meine verstreuten Kleider. Ich mußte mich für Frannys Beerdigung fertigmachen, fühlte mich aber nicht in der Lage, mich zu bewegen. Wieder mußte ich an die Art denken, wie Franny getötet worden war, und ich biß mir auf die Unterlippe.

»Laß das bleiben«, sagte Ian mit fester Stimme. »Du blutest ja.« Vorsichtig befreite er meine Unterlippe aus meinem Biß und wischte mir mit seinem Taschentuch den Mund ab. Ich schluckte meine Erinnerungen an Franny herunter, und mit ihnen den ganzen Schmerz. Er verschwand in dem Moment, als ich den mahnenden Ton in Ians Stimme hörte: *Laß das bleiben.* Ich begrub den Schmerz irgendwo in meinem Innern, an einem sicheren, unerreichbaren Ort. Von da an spürte ich nichts mehr. Ich kapitulierte,

überließ alles Ian. Wie betäubt stand ich vor ihm; er zog mich fertig an und redete mit leiser, beruhigender Stimme auf mich ein, als wäre ich sein Kind.

Während der Beerdigung hielt Ian meine Hand. Ich fühlte mich wie gelähmt und achtete kaum auf die Worte, die der Priester sprach, obwohl mein Blick an seinen Lippen hing. Als wir auf den Friedhof hinaustraten, klammerte ich mich immer noch an Ian, weil ich das Gefühl hatte, daß ich, wenn ich seine Hand verlor, auch mich selbst verlieren würde. Irgendwann ging mir durch den Kopf, wie seltsam es war, daß ich mich an ihm festhielt und nicht an einer engen Freundin wie Maisie. Dann fiel mir Cheryl Mansfield wieder ein, und es erschien mir passend, daß der Tod mich und Ian zusammengebracht hatte. Außer Ian konnte niemand auf der Beerdigung wirklich verstehen, wie ich mich fühlte. Jemanden durch einen brutalen Mord zu verlieren, wie ich Franny verloren hatte, und Ian Cheryl, ist etwas ganz anderes, als jemanden durch eine

Krankheit, einen Unfall oder Altersschwäche zu verlieren.

Ich bewegte mich wie eine Schlafwandlerin und sehnte das Ende der Beerdigung herbei. Ich hatte eine einfache Zeremonie erwartet, bei der Frannys Freunde und ein paar von meinen eigenen anwesend sein würden. Statt dessen waren Hunderte von Menschen erschienen, von denen ich die meisten nicht einmal kannte. Meine Freunde und Kollegen vom *Bee* waren alle da, außerdem sämtliche Nachbarn und die paar Freunde, die Franny mir im Lauf der Jahre vorgestellt hatte. Aber wer waren all die anderen Menschen? Personal aus den Geschäften, in denen sie eingekauft hatte? Der Junge, der ihr die Zeitung gebracht hatte? Neugierige? Oder hatte Franny ganz Sacramento und Davis mit einem Netzwerk aus Bekanntschaften überzogen, von denen ich nichts wußte? Da waren ein vornehm aussehender Mann in einem teuren Anzug, eine Gruppe kleiner Mädchen in Wichtel-Uniformen, eine extrem

dicke Frau, die Schwierigkeiten beim Gehen hatte, zwei Männer in Rollstühlen. Wer waren all diese Menschen? Ich fühlte mich betrogen, als wäre mir ein Teil ihres Lebens – der Großteil ihres Lebens – entgangen, so wie ich mich auch durch ihren Tod betrogen fühlte.

Nach der Beerdigung kamen ein paar Freunde mit zu mir nach Hause. Die ganze Zeit saß ich stumm neben Ian auf dem Sofa. Er hielt meine Hand in seinem Schoß, umklammerte sie mit beiden Händen. Maisie hatte sich um Essen und Trinken gekümmert und war damit beschäftigt, Platten mit Sandwiches und Kuchen auf dem Eßzimmertisch zu arrangieren. Sie ist ein paar Jahre älter als ich und mindestens fünfzig Pfund schwerer, mit dicken Waden und dunkel gebräunter Haut. Sie brachte Ian und mir einen Teller mit Broten, tätschelte meinen Arm und ging wieder in die Küche. Die Leute gingen in der Wohnung umher und unterhielten sich mit gedämpfter Stimme. Immer wieder trat jemand auf mich zu und

sagte etwas Nettes über Franny. Ich lächelte jedesmal höflich, ohne ein Wort zu sagen. Ian mußte ihnen in meinem Namen danken. Ich hatte Angst, daß ich zu heulen anfangen würde, wenn ich den Mund aufmachte, was mir höchst peinlich gewesen wäre.

Schließlich begann meine Benommenheit nachzulassen und einem Zustand der Erschöpfung zu weichen. Rundherum redeten die Leute über Franny, und ich wünschte, sie würden alle nach Hause gehen. Ich seufzte, aber das Geräusch blieb in meinem Hals stecken und kam schließlich als gequälter Schluchzer heraus. Ich lehnte den Kopf gegen Ian. Ich wollte kein Wort mehr über Franny hören.

Als hätte Ian das gespürt, beugte er sich zu mir und fragte leise: »Möchtest du ein bißchen an die frische Luft? Wir könnten eine Runde spazierengehen.«

Ich nickte und ließ mich von ihm aus der Wohnung führen. Draußen war es warm und windig, ein perfekter Frühlingstag. Die frische

Luft tat mir gut. In der Wohnung hatte ich Platzangst gehabt, obwohl mir das vorher nicht klargewesen war. Mit geschlossenen Augen lauschte ich den Vögeln, die in den Baumwipfeln sangen, einem Auto, das aus der Einfahrt rollte, dem traurigen Blöken einer kaputten Lastwagenhupe. Ian legte mir die Hand auf die Schulter.

»Warum fahren wir nicht zu mir?« schlug er vor. »Du kannst bei mir übernachten. Ich schlafe auf dem Sofa.«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein«, sagte ich. »Ich kann nicht.«

»Die Leute werden bald aufbrechen. Du brauchst nicht dazubleiben – Maisie wird sich um alles kümmern.«

»Ich möchte heute nacht hier schlafen. In meiner eigenen Wohnung.«

Ian sagte nichts mehr. Er massierte meine Schultern, meinen Nacken. Schließlich meinte er: »Ich hätte trotzdem ein besseres Gefühl, wenn du mit zu mir kämst. Ich finde, du solltest heute nacht nicht allein sein.«

»Nein«, antwortete ich. »Ich will nicht. Ich bleibe hier.«

»Gut. Dann bleibe ich eben bei dir.«

Später, als Ian längst auf der Couch lag und schlief, schlich ich mich zur Tür hinaus und fuhr zu Frannys Wohnung. Die Polizei hatte sie versiegelt, so daß ich nicht hinein konnte. Ich stand in der kalten Nachtluft vor der Tür, über mir den schwarzen Himmel, und wartete – worauf, weiß ich nicht.

Drei Wochen später gab die Polizei die Wohnung frei. Franny hatte die Miete bis zum Monatsende bezahlt, und ich überredete den Hausverwalter, mir einen Schlüssel zu geben. Am Abend fuhr ich hinüber. Ich ging in ihr Wohnzimmer, machte aber kein Licht. Ein schwindelerregendes Gefühl der Hilflosigkeit überfiel mich. Ich ging zur Couch hinüber, setzte mich und zog die Beine an. Die Wohnung war von einer Reinigungsfirma gesäubert und neu gestrichen worden, und es roch noch nach der neuen Farbe. Darunter aber nahm ich den widerwärtigen Gestank

einer Leiche wahr, der sich unauslöschlich in mein Gedächtnis eingegraben hatte. Keine noch so große Menge Farbe kann diesen Geruch aus meinem Kopf vertreiben. An dem Tag, als Franny gefunden wurde, hatte die Polizei ihre Leiche entfernt, bevor ich eintraf – aber der Gestank war noch zu riechen gewesen. Er hatte alles in der Wohnung durchdrungen: die Vorhänge, die Möbel, den Teppich. Während ich in jener Nacht auf ihrer Couch saß, spürte ich Frannys Gegenwart, die immer noch im Raum hing, genau wie der Gestank ihres Körpers. Der Geruch existierte nur in meiner Phantasie, aber in der Dunkelheit dieses Raumes kehrte er zu mir zurück und weckte in mir den Wunsch, kurz und flach zu atmen. Der Gedanke, daß ich Franny mit einem so schlimmen Geruch in Verbindung brachte, machte mich traurig. Eine Träne lief mir über die Wange. Sie hatte es nicht verdient, auf diese Weise zu sterben. Und während ich so auf ihrer Couch saß, gelobte ich ihr, daß ich, falls die Polizei

versagen sollte, auf eigene Faust nach ihrem Mörder suchen würde. Irgendwie würde ich ihn schon finden.

8

Ich wohne in einem kleinen Haus an der Ecke Torrey und Rosario. Eigentlich ist es ein Doppelhaus, aber es steht auf einem Eckgrundstück, so daß es von der Straße aus wie ein Einzelhaus aussieht. Mein Vermieter, ein Mann, der im älteren Teil von Willowbank wohnt – nur ein paar Häuserblocks von M. entfernt – hat sich inzwischen aus dem Berufsleben zurückgezogen, aber früher gehörte ihm eine kleine Baufirma in Davis, und er hat dieses Doppelhaus selbst gebaut und ihm eine persönliche Note verliehen, die man bei anderen Mietshäusern nicht findet: einen vom Boden bis zur Decke reichenden Steinkamin, ein holzgetäfeltes Eßzimmer, eingebaute Eichenbücherschränke, Parkettböden in der Diele und im Eßbereich, Tapeten mit einem Muster aus Herbstblättern und Grashalmen. Sein Geschmack spiegelt sich im ganzen Doppelhaus wider. Besonders gut ist ihm der Bereich gelungen, in dem er selbst arbeiten mußte. Aber das

Haus ist lang und schmal, und das Wohnzimmer bekommt nur wenig Licht ab. Selbst im Sommer, wenn die Vorhänge zurückgezogen sind, wirkt der Raum dunkel und trist. Die Möbel, die nicht ins Haus paßten, sind in der Garage gelagert, und drinnen ist jeder Zentimeter mit meinen Habseligkeiten vollgestopft. Es ist, als bedrängten mich die Wände, und manchmal fühle ich mich eingeengt. Ich habe das Gefühl, den Atem anhalten zu müssen, damit alles Platz hat. So ähnlich fühlt es sich an, wenn man sich in ein Kleid zwängt, das einem eine Nummer zu klein ist. Obwohl ich nun schon acht Monate hier wohne, habe ich immer noch Schwierigkeiten, dieses Haus als mein neues Zuhause zu bezeichnen. Es kommt mir so vor, als wäre ich nur ein Gast auf der Durchreise. Als würde ich nur die Zeit totschlagen und darauf warten, daß mein wirkliches Leben wieder einsetzt.

Der einzige Teil meines Lebens, der mir noch real erscheint, ist die Zeit, die ich mit lan

verbringe. Trotz seiner gelegentlichen Ausbrüche scheint er perfekt zu mir zu passen. In unserer Beziehung herrscht eine Vertrautheit, die angesichts der kurzen Zeit, die wir zusammen sind, recht ungewöhnlich ist. Manche Leute halten uns wahrscheinlich für langweilig, aber ich finde in unserem einfachen Leben ein Gefühl des Friedens, und das tut mir ungeheuer gut. Unsere Gewohnheiten sind vorhersehbar und höchst alltäglich, aber seit Frannys Tod habe ich das Gewöhnliche zu schätzen gelernt. Bei Ian fühle ich mich sicher und geborgen, und mehr will ich im Moment nicht.

An diesem Abend sitze ich im Wohnzimmer in einem Sessel und lese den *New Yorker.* Gelegentlich sehe ich zu Ian hinüber. Allein schon sein Anblick läßt mich vor Freude lächeln. Bisher war es immer so, daß Männer nur vorübergehend zu meinem Leben gehörten wie ein Auto, das man fährt, bis man beschließt, es durch ein neues Modell zu ersetzen. Ich wollte es nicht anders. Aber seit

ich mit Ian zusammen bin, beginnt sich mein Vokabular – und mit ihm meine alte Vorliebe für das Kurzfristige – zu verändern. Plötzlich tauchen in meinem Kopf Worte auf, über die ich vorher nie ernsthaft nachgedacht habe: *Beständigkeit, langfristig, Verantwortung, Ehe.*

Er sitzt über den Couchtisch gebeugt, hat ein Messer und einen kleines Stück Holz in den Händen und schnitzt. Schnitzen ist schon seit Kindertagen sein Hobby, und seit ein paar Jahren konzentriert er sich in erster Linie auf Miniaturen. Es ist eine diffizile, anstrengende Arbeit, und oft sitzt er stundenlang da, in der einen Hand ein Stück Holz, in der anderen ein Messer oder einen Meißel, und macht winzige Schnitte, die einen Block Stechpalmen-, Buchsbaum-oder Ebenholz in ein Figürchen verwandeln, das für gewöhnlich nicht größer ist als ein paar Zentimeter: Vögel, Insekten, größere Tiere, Karikaturen. Heute schnitzt er an einer Schlange, die gerade aus dem Ei schlüpft. Eine Strähne seines blonden Haars

hängt ihm in die Augen, aber ich bezweifle, daß ihm das bewußt ist. Er arbeitet so konzentriert, daß er nichts anderes wahrnimmt. Jeder Schnitt sitzt perfekt.

Ich lege den *New Yorker* weg und gehe zu ihm hinüber, lege sanft meine Hand auf seine Schulter. Das Messer hält mitten in der Bewegung inne, und er blickt fragend zu mir auf. Gegen meinen Willen muß ich über das Bild lächeln, das er abgibt: ein Schrank von einem Mann, der aussieht, als könnte er ein ganzes Feld allein pflügen, beschäftigt mit einer winzigen Schnitzerei, die so filigran ist, daß sie in seiner Faust ganz verloren wirkt. Ohne sich dessen bewußt zu sein, streicht er ganz leicht mit dem Daumen über das Holz.

»Ich habe Lust auf selbstgemachtes Popcorn«, sage ich. »Möchtest du auch welches?« Zerstreut nickt er, lächelt und wendet sich wieder seiner Schnitzarbeit zu.

»Ich muß erst Mais besorgen«, füge ich hinzu. »Es dauert nur ein paar Minuten.« Aber Ian ist schon wieder mit seiner

Schlangenskulptur beschäftigt, und ich bezweifle, daß er mich gehört hat. Ich schnappe mir Autoschlüssel und Tasche und fahre meinen Honda aus der Garage. Rund um das Haus spenden neue, energiesparende Straßenlampen ein gespenstisches orangefarbenes Licht, das kaum ausreicht, um die Straße zu beleuchten. Ich biege in den Mace Boulevard ein, wo die Lampen nur mehr in großen Abständen stehen. Die Straße ist dunkel, ruhig und menschenleer, und über die angrenzenden Felder wirft das Mondlicht düstere Schatten. Ich fahre weiter, bis die Felder kleinen Parzellen Platz machen. Dann taucht rechts von mir der El Macero Country Club auf, und auf der linken Straßenseite reihen sich einfache Wohnhäuser aneinander. Ich biege in das Einkaufszentrum ein. Nachdem ich das Regal mit dem Popcorn-Mais ausgemacht habe, kann ich mich eine Weile nicht entscheiden, welche Sorte ich kaufen soll: Mais pur, mit Buttergeschmack, mit Kräuter-

und Knoblauchgeschmack, mit oder ohne Salz, leicht gebuttert, mit Käsegeschmack. Schließlich entscheide ich mich für eine Packung von dem leicht Gebutterten und gehe zurück zum Eingangsbereich des Supermarkts. So spät am Abend sind nur noch wenige Kunden unterwegs, und der Laden wirkt seltsam ruhig. Das einzige Geräusch, das die Stille durchbricht, ist das sporadische Schluchzen eines kleinen Mädchens, das seiner Mutter durch den Gang mit den Cornflakes folgt.

Ich reiche der Kassiererin fünf Dollar, warte auf das Wechselgeld und trete dann in die kühle Nachtluft hinaus. Der Himmel ist schwarz und klar, und geistesabwesend nehme ich die Bilder um mich herum auf – weiter vorn fummelt ein alter Mann mit seinen Wagenschlüsseln herum; eine untersetzte blonde Frau fordert ihren Sohn mit lauter Stimme auf, nicht ständig zwischen den geparkten Autos hin und her zu laufen; ein Angestellter des Supermarkts rollt eine Reihe

von Einkaufswagen über den Asphalt zum Geschäft.

»Hey! Sie!«

Ich blicke auf und sehe den alten Mann hektisch in meine Richtung winken.

»Passen Sie auf!« schreit er, und gleichzeitig höre ich ganz in meiner Nähe ein lautes Motorengeräusch. Ich drehe mich um und sehe einen dunklen Wagen auf mich zuschießen. Das Heck schleudert, als hätte der Fahrer die Kontrolle über seinen Wagen verloren. Ich mache einen Satz zurück und pralle gegen einen geparkten Lastwagen. Der andere Wagen – seine Fenster sind schwarz getönt, der Fahrer ist nicht zu sehen – verfehlt mich nur um Haaresbreite. Der Wagen beschleunigt und verschwindet mit quietschenden Reifen um die Ecke. Ich kauere neben dem Lastwagen, unfähig, mich zu bewegen.

»Diese verdammten Teenager«, murmelt der alte Mann, als er mich erreicht, und zieht mich am Ellbogen hoch. »Die fahren einfach zu

schnell. Nie passen sie auf. Sie hätten Sie umbringen können.«

Zitternd richte ich mich auf.

»Alles in Ordnung?« fragt er.

Ich nicke, denke dabei aber nicht an Teenager, sondern an M. Wut steigt in mir hoch. Die blonde Frau von vorhin kommt quer über den Parkplatz gelaufen. Sie zerrt ihren Sohn am Arm hinter sich her.

»Haben Sie gesehen, was für ein Auto es war?« frage ich den alten Mann.

»Schwarz«, antwortet er. »Ein schwarzer Wagen. Mehr habe ich nicht gesehen.«

»Sind Sie verletzt?« fragt die Frau, von ihrem Sprint noch ganz außer Atem. Der Junge zerrt an ihrem Arm, versucht sich zu befreien. Sie packt ihn fester. »Ich war mir sicher, daß er Sie erwischen würde.«

»Was für ein Wagen war es?« frage ich sie. »Haben Sie sich das Fabrikat gemerkt? Das Nummernschild?«

Sie schüttelt den Kopf. »Es ist alles so schnell gegangen. Ein Wunder, daß er Sie

nicht erwischt hat.«

Ich massiere mir den Ellbogen, mit dem ich gegen den Lastwagen geknallt bin, und ärgere mich über mich selbst, weil ich nicht schnell genug reagiert und mir das Nummernschild gemerkt habe.

»Es sind diese verdammten Teenager«, wiederholt der alte Mann, aber ich habe da so meine Zweifel. Ich sehe meinen Popcorn-Mais auf dem Asphalt liegen. Die Packung ist von den Wagenreifen plattgewalzt.

Als ich nach Hause komme, sitzt Ian immer noch im Wohnzimmer und arbeitet an seiner Schnitzerei.

»Ich nehme jetzt ein Bad«, erkläre ich, und er blickt kurz auf.

»Wolltest du nicht Popcorn machen?« fragt er.

»Ich habe es mir anders überlegt. Ich lege mich lieber in die Wanne.«

Er sagt: »In ein paar Minuten komme ich nach« und schneidet in das Holz.

Die Badewanne ist im Gästebad, gleich neben der Diele. Ich drehe das Wasser auf, stelle die Temperatur ein und lasse es laufen, während ich ins Schlafzimmer gehe. Ich steige aus meinen Sachen, schnappe mir einen Bademantel und kehre ins Bad zurück. Schnell ziehe ich die Tür hinter mir zu, damit der Dampf nicht entwischen kann. Ich lege meinen Bademantel auf die Ablagefläche neben dem Waschbecken und strecke meine große Zehe ins Wasser, um die Temperatur zu testen. Das Wasser ist so heiß, daß es fast schon weh tut – genau, wie ich es mag –, und ich muß mich zentimeterweise hineinsinken lassen. Heißes Wasser gurgelt aus dem Wasserhahn. An den gelb gefliesten Wänden rinnen Kondenswassertropfen herunter. Meine Haut prickelt und wird krebsrot. Ich brauche mehrere Minuten, allein um beide Füße in die Wanne zu bekommen. Ich stelle fest, daß sich an meinem rechten Oberschenkel und an der rechten Schulter bereits Blutergüsse bilden. Kann es sein, daß

M. den Wagen gefahren hat?

Ich lasse mich langsam tiefer gleiten und sehe zu, wie das Wasser meinen Körper zudeckt. Als die Wanne fast voll ist, beuge ich mich vor und drehe den Hahn zu, lehne mich wieder zurück, schließe die Augen und denke an den schwarzen Wagen. Ich schwöre mir, in Zukunft vorsichtiger zu sein.

Nach zwanzig Minuten ist das Wasser nur noch lauwarm. Ich ziehe kurz den Stöpsel, lasse heißes Wasser nachlaufen und wirble es mit beiden Armen unter das kalte. Ich höre, wie sich der Türknauf dreht. Ian kommt herein. Er kniet sich neben die Badewanne. Mit gerunzelter Stirn fragt er: »Woher hast du denn das?« und deutet auf meinen Oberschenkel, wo die Haut gerötet und leicht geschwollen ist. »Und das?« fragte er und läßt seinen Finger zu meiner Schulter wandern.

»Ich bin auf der Treppe gestolpert«, lüge ich. »Es ist nur ein Kratzer.«

Ian drückt einen sanften Kuß auf die gerötete

Haut. Dann beginnt er, mit dem Waschlappen meine Arme und Schultern abzureiben, spart aber die lädierten Hautstellen aus. Keiner von uns sagt ein Wort, aber ich sehe seinem Gesicht an, was für einen Spaß es ihm macht, meinen Körper zu waschen. Ich schließe die Augen und sitze ganz still. Zufrieden spüre ich die Zärtlichkeit seiner Berührungen. Sie fühlen sich so liebevoll an. Matt und durchgeweicht, überlasse ich mich ganz seinen Händen. Er läßt Seife und Waschlappen über meine Haut gleiten, hält inne, um meinen Nacken, meine Waden und meinen linken Oberschenkel zu massieren. Das ist der richtige Moment, um ihm von meinem gestrigen Abendessen mit M. zu erzählen, denke ich. Ich muß Ian gegenüber fair sein und ihm alles erzählen – daß ich mich mit M. getroffen habe und ihn weiterhin sehen werde, bis ich alles erfahren habe, was er weiß, alles, was er Franny angetan hat. Ian ist jetzt ein Teil meines Lebens, und ich schulde ihm die Wahrheit. Aber als ich meine Augen aufschlage und ihn

ansehe, weiß ich, daß ich ihm nichts erzählen werde. Er würde mit mir streiten, würde sagen, daß ich eine große Dummheit begehe – vor allem, wenn ich ihm erzählen würde, was heute abend vor dem Supermarkt passiert ist –, und er würde darauf bestehen, daß ich mich nie wieder mit M. treffe. Ich habe Angst, daß ich Ian wegen dieser Sache verlieren könnte, und diese Angst hält mich davon ab, ihm die Wahrheit zu sagen.

Lächelnd zieht er seine Sachen aus. Ich rutsche ein Stück nach vorn, und er klettert hinter mir in die Wanne. Das Wasser steigt, schwappt fast über. Er ist ein großer Mann, und zu zweit haben wir in meiner kleinen Wanne kaum Platz. Sein rechtes Bein liegt auf dem Wannenrand, das linke hat er angewinkelt. Ich sitze eingequetscht zwischen seinen Beinen, die Knie vor der Brust. Es ist eng und unbequem, aber trotzdem wohltuend. Seine körperliche Anwesenheit beruhigt mich, und als er die Arme um meinen Körper schlingt und mich festhält, sage ich mir, daß

es besser für Ian ist, wenn ich ihm nichts von M. erzähle. Aber dieses Argument zieht nicht. Ich kann mein schlechtes Gewissen körperlich spüren. Es ist genauso greifbar wie die zwei großen Hände auf meinem Bauch.

9

Obwohl mein Haus in der Torrey Street noch innerhalb der Stadtgrenzen liegt – wenn auch im südlichsten Zipfel –, ist dieser Teil von Davis von der eigentlichen Stadt durch die Interstate 80 getrennt, und wenn man von mir aus in Richtung Süden weiterfährt, wird die Gegend schnell ziemlich ländlich. Man sieht meilenweit nichts als flaches Ackerland, bewirtschaftete und brachliegende Felder, gelegentlich ein paar Landmaschinen und hie und da ein altes Haus oder ein einzelndes Geschäftsgebäude – eine Firma, die Pflanzensamen verkauft, eine Baumschule, das Sierra-Sod-Gebäude. M. joggt regelmäßig mit Rameau hier heraus.

Heute morgen bin ich in einen schwarzen Jogginganzug und Tennisschuhe geschlüpft, bin ein Stück die Straße hinaufgelaufen und habe ihn an der Ecke Montgomery und Rosario überrascht. Als er mich sah, lächelte er amüsiert und lud mich zum Mitlaufen ein. Die Sonne ist noch nicht aufgegangen, aber

im Osten schieben sich bereits einzelne Streifen rötlichgrauen Lichts über den Horizont. Der Anblick erinnert mich an Wasser, das durch die Ritzen eines geschlossenen Schleusentors dringt. Wir joggen auf der County Road 104 in Richtung Süden, vorbei an freien Feldern – morgendlich feuchten, dunstbedeckten, monochromen Landschaften, überschattet von einem sonnenlosen Himmel. In der kühlen Luft bildet unser Atem weiße Wolken, wobei ich viel heftiger atme als er. Ich bin schon seit Ewigkeiten nicht mehr gelaufen, und obwohl ich regelmäßig im Fitneßclub trainiere, bin ich auf eine Strecke von fünf Kilometern nicht vorbereitet; M. läuft sie jeden Montag, Mittwoch und Freitag.

Ich sehe zu ihm hinüber. Ich gebe zu, daß er ein attraktiver Mann ist. Schlank und fit, hat er den gelassenen, leicht gelangweilten Ausdruck eines Läufers, der nicht einmal annähernd an seine Grenzen geht. Ich bin sicher, daß er langsamer läuft als sonst, damit

ich leichter mithalten kann. Er trägt einen marineblauen Jogginganzug mit einem weißen Streifen an der Außenseite der Beine. Und Handschuhe. Ich wünschte, ich hätte daran gedacht, Handschuhe mitzunehmen. Meine Finger sind taub von der eisigen Morgenluft.

»Wo waren Sie vorgestern abend?« frage ich.

Er wirft mir einen kurzen Seitenblick zu. »Vorgestern abend?«

»Ja. Gegen halb neun.«

Er überlegt einen Moment. Dann sagt er: »Zu Hause.«

»Allein, nehme ich an.«

»Richtig.«

»Wie praktisch. Und Sie wissen nichts von einem dunklen Wagen mit getönten Scheiben, der mich beinahe überfahren hätte?«

M. bleibt stehen. »Meinen Sie das jetzt ernst?« fragt er, während sein Gesicht einen besorgten Ausdruck annimmt. Ich laufe weiter.

Er holt mich wieder ein.

»Ich habe nicht vor, Sie zu überfahren«, erklärt er. »Das muß ein Unfall gewesen sein.«

»Muß es wohl.«

Er sieht mit einem seltsamen Lächeln zu mir herüber. »Wenn ich beschließe, Sie fertigzumachen, Nora, dann werden Sie es mitbekommen. Ich werde mich nicht hinter getönten Scheiben verstecken.«

»Und es wird mehr als einen Beinahe-Unfall brauchen, um mich zu verschrecken. Ich habe vor, die Wahrheit über Franny herauszufinden. Und über Sie.«

Wir joggen schweigend weiter. Rechter Hand tuckert ein einsamer Traktor langsam über einen Fleck brauner Erde, und in der Ferne sehe ich einen Mann mit einer Art motorisiertem Dreirad über ein Feld fahren und hin und wieder anhalten, um die Bewässerungsrohre zu überprüfen.

Schwer atmend laufe ich weiter. Meine Füße trommeln über den Asphalt, während M.

leichtfüßig und locker dahinjoggt. Neben ihm komme ich mir regelrecht plump vor. »Normalerweise trainiere ich im Fitneßclub«, erkläre ich und versuche, normal zu atmen. »Schwimmen, Gewichte, Aerobic, Jazzgymnastik. Ich bin schon seit Jahren nicht mehr gelaufen.«

»Das merke ich«, sagt er, und ich höre die Herablassung in seiner Stimme. Ich erhöhe mein Tempo, obwohl das Atmen dadurch schmerzhafter wird.

»Sie haben gesagt, Sie wüßten von Frannys Tagebuch«, fange ich an.

»Ja, ich habe es sogar gelesen.«

»Dann wissen Sie ja, wie bruchstückhaft es ist. Und daß sie ihre Eintragungen irgendwann abgebrochen hat. Der letzte Teil ihres Lebens fehlt.«

Ich stelle das Reden ein, um wieder zu Atem zu kommen, und wir laufen eine Weile schweigend weiter.

»Sie haben mir bei unserem Abendessen kürzlich überhaupt nichts über Franny erzählt«,

sage ich schließlich. »Ich möchte wissen, was in den Wochen vor ihrem Tod passiert ist.«

»Nicht so schnell«, sagt M. »Eines möchte ich noch mal klarstellen: Wir werden streng chronologisch vorgehen. Die Wochen vor ihrem Tod spare ich mir für den Schluß auf.« Zögernd fügt er hinzu: »Und ich kann Ihnen auch nur bis zu einem gewissen Punkt mit Informationen dienen. Ich habe Franny nicht getötet. Was das betrifft, werden Sie anderswo suchen müssen. Trotzdem kann ich Ihnen eine Menge erzählen.«

Wir joggen weiter. Ich bin verärgert, versuche es aber nicht zu zeigen. Das ist schließlich sein Spiel, und ich muß es nach seinen Regeln spielen – zumindest glaubt er das. Meine Schuhe trommeln rhythmisch über den Boden. Ich hatte geglaubt, meine Kraftreserven wären nahezu erschöpft, aber plötzlich fühle ich mich wieder frischer, und ich bin fest entschlossen weiterzulaufen, auch wenn mir die Waden und die Lunge weh tun.

»Also gut«, sage ich schließlich. »Wir

machen es auf Ihre Art. Erzählen Sie mir etwas über Franny – etwas, das ich noch nicht weiß.«

Gedankenverloren starrt er über eine weite, fast endlos wirkende Wiese, deren Gras unter dem heller werdenden Himmel allmählich Farbe annimmt. Der Morgentau läßt es wie Samt schimmern. M. läuft unbeirrt weiter. Sein Tempo ist gleichmäßig und für seine Verhältnisse gemütlich.

Schließlich sagt er: »Es gibt zwei Dinge, in denen Franny besonders gut war: Reden – ich nehme an, das wird Sie überraschen – und Oralsex.« Er schweigt einen Moment. »Wenn ich es mir genau überlege, wird Sie wahrscheinlich beides ziemlich überraschen.«

Oralsex? Ich gebe ihm keine Antwort. Durch die Lektüre von Frannys Tagebuch ist mir klargeworden, daß sie, wie jeder andere Mensch auch, sexuelle Bedürfnisse hatte. Trotzdem habe ich immer noch Schwierigkeiten, mir vorzustellen, daß sie diesem Mann den Schwanz gelutscht hat –

und gut darin war. Oder es sogar genossen hat.

Er spricht weiter: »Anfangs war sie in beidem schrecklich. Sie war sehr schüchtern, als wir uns kennenlernten, und es bereitete ihr Probleme, über Sie oder Ihre Eltern oder Ihren Bruder zu sprechen, oder darüber, was sie selbst fühlte, aber als sie mir erst einmal vertraute, öffnete sie sich mir immer mehr. Vielleicht sollte ich lieber sagen, daß ich sie gezwungen habe, sich mir zu öffnen. Ich habe ihr keine andere Wahl gelassen: Ich habe sie gnadenlos ausgefragt, bin jedesmal ein bißchen tiefer in ihre Psyche eingedrungen. Sie war bis zum Schluß schüchtern und ängstlich, und sie konnte sich mir gegenüber nie behaupten, aber wenigstens gelangte sie an einen Punkt, wo sie in der Lage war, ihre Gefühle ziemlich gut zu artikulieren – zumindest mir gegenüber, wenn schon bei niemand anderem. Ich weiß eine Menge über Sie, Nora. Ich weiß, wie Franny Sie gesehen hat, was sie von Ihnen hielt und was sie von

Ihnen gebraucht hätte, aber nicht bekam.«

Ich ignoriere seinen Versuch, mir Schuldgefühle einzureden. Ich war selbst noch fast ein Kind, als Franny damals zu mir kam, und ich tat, was ich konnte, um für sie zu sorgen. Die Eltern konnte ich ihr nicht ersetzen – das weiß ich. Ich war nicht perfekt, aber ich tat mein Bestes. Ich jogge weiter, ohne seinen Köder zu schlucken.

»Und was den Oralsex betrifft«, fährt er fort, »war sie eine wahre Katastrophe, als wir uns kennenlernten. Ganz zu schweigen davon, daß es ausgesprochen gefährlich war. Mehr als einmal mußte ich ihre scharfen, schabenden Zähne ertragen.« Er lacht leise. »Aber sie war immer gewillt, mir Freude zu bereiten, und sie lernte schnell. Nachdem ich ihr einmal beigebracht hatte, was sie zu tun hatte, war sie ausgezeichnet. Ich würde sogar so weit gehen zu sagen, daß sie ein besonderes Talent dafür besaß. Allerding hatte der Anreiz, den ich ihr bot, wohl auch etwas mit ihrer Bereitschaft zu tun. Sie lernte

ziemlich schnell, daß es Folgen hatte, wenn es ihr nicht gelang, mich zufriedenzustellen, und daß diese Folgen weit schlimmer waren als jeder Widerwille, den sie vielleicht empfand.«

Ich unterdrücke meine Wut, halte seine kalten Worte auf Distanz. Er will, daß ich zu heulen anfange, vor Wut explodiere oder mich schuldig fühle. Seine Taktik ist leicht zu durchschauen, und ich bin froh, daß wir joggen. Die körperliche Anstrengung hilft mir, einen Teil meiner Wut abzureagieren. Er kann nicht sehen, welche Wirkung seine Worte auf mich haben.

»Was waren das für Folgen?« frage ich.

»Keine so schlimmen, wie Sie sich wahrscheinlich vorstellen. Vergessen Sie nicht, daß sie in mich verliebt war. Sie wollte mir ja gefallen.«

Ich muß an ihr Tagebuch denken, daran, wie er sie mit gespreizten Beinen am Eßzimmerstuhl festband, um sie für einen kleinen Verstoß zu bestrafen – dafür, daß sie

einen roten Morgenrock aus Satin getragen hatte.

»Was für Folgen?« wiederhole ich, aber er ignoriert meine Frage. Wir erreichen eine alte Betonbrücke und drehen um. Ein blauer Lieferwagen mit einer Holzlatte rund um die Ladefläche rattert vorbei. Es ist das erste Auto, das uns begegnet.

»Das reicht für heute«, sagt er. »Erzählen Sie mir doch ein bißchen was über sich selbst!«

Ich seufze entnervt. Das Trommeln meiner Reeboks, rhythmisch wie das Klopfen eines Herzens, betont die Stille noch zusätzlich. Keiner von uns sagt ein Wort. Asphaltbrocken und kleine Erdklumpen knirschen und bröseln unter meinen Schuhen. Rameau trottet hinter M. her. Er weicht nie von seiner Seite.

»Was wollen Sie hören?« frage ich schließlich.

»Jeder hat ein Geheimnis, Nora. Jeder hat ungelöste Probleme, Schwierigkeiten, mit denen er nicht klarkommt. Franny war wohl

der Meinung, Sie hätten keine, aber das glaube ich nicht. Ich will sie wissen.«

Unwillig zucke ich mit den Achseln. Ich habe nicht vor, mit diesem Mann irgendwelche Geheimnisse zu teilen. Ich finde seine Fragen indiskret und seine Art entnervend. Bei dem Abendessen vor ein paar Tagen wollte er bis ins kleinste Detail wissen, wie mein Leben seit Frannys Tod verlaufen ist – unbezahlter Urlaub beim *Bee,* Umzug nach Davis, ein neuer Freund, gelegentlich ein Job auf freiberuflicher Basis. Was für ein Leben ich vor ihrem Tod geführt habe, wußte er angeblich schon aus den Erzählungen meiner Schwester. Was kann er sonst noch wissen wollen? Eine lange weiße Limousine mit angetrockneten Schlammspritzern an der Seite braust an uns vorbei.

»Sprechen Sie mit mir«, sagt er.

Ich schweige weiter, gar nicht glücklich über die Richtung, die unser Gespräch nimmt. Wir kommen an einer Reihe von Bäumen vorbei, die den Straßenrand säumen – es sind alte

Bäume, die wegen einer zurückliegenden Krankheit oder Schädlingsbefall asymmetrisch gewachsen sind, vielleicht war auch eine Naturgewalt daran schuld, Sturm oder Blitzschlag. In der grauen Dämmerung wirken sie mit ihren verwitterten, knorrig aussehenden Stämmen wie gespenstische Skelette.

»Erzählen Sie mir von den Männern in Ihrem Leben«, ermuntert er mich. »Von Franny weiß ich, daß Sie Ihre Freunde ziemlich auf Distanz hielten. Daß Sie schon viele Männer hatten, es aber mit keinem ernst meinten. Franny fand das keineswegs ungewöhnlich – sie hielt Sie für stark, mutig und viel zu unabhängig, um sich in irgendeiner Hinsicht auf einen Mann zu verlassen. Sie hat Sie um Ihre vielen Freunde beneidet – sie selbst wollte auch einen haben –, und obwohl sie mit Ihrer lockeren Philosophie in bezug auf Männer nicht einverstanden war, fand sie nichts Ungewöhnliches daran.« Er dreht sich zu mir um und grinst süffisant. »Für Franny waren

Sie eine Feministin, eine Wegbereiterin, eine unabhängige Seele«, sagt er spöttisch. »Sie hat Sie deswegen sehr bewundert.«

Ein paar Meter lang schweigt er, dann sagt er: »Franny war nicht gerade eine Frau mit Durchblick. Ich glaube, ihre Bewunderung war fehl am Platz. Ich glaube, daß es einen anderen Grund für Ihre selbstauferlegte Unnahbarkeit gibt, etwas, das ihr überhaupt nicht bewußt war. Sagen Sie es mir.«

»Es gibt keinen solchen Grund. Und ich halte meinen derzeitigen Freund auch nicht auf Distanz. Wir stehen uns sehr nahe.«

»Eine natürliche Reaktion – und nur vorübergehend. Sie verlieren Ihre Schwester, Sie wenden sich einem anderen Menschen zu, weil Sie bei ihm Trost suchen. Das wird nicht lange dauern.«

Ich spüre, wie mir die Zornesröte in die Wangen steigt. »Sie wissen überhaupt nichts über mich«, sage ich. »Oder über meinen Freund.«

»Vergessen Sie ihn. Er interessiert mich

nicht. Ich will wissen, warum Sie noch nie einen Mann geliebt haben.«

Ich schüttele den Kopf. »Ich habe schon viele Freunde gehabt«, erkläre ich und starre auf den Boden.

»Aber nie einen geliebt.« Er klingt beharrlich.

»Ich liebe meinen jetzigen Freund.«

Er wirft mir einen kalten Blick zu. »Schön«, sagt er, aber ich weiß, daß er mir nicht glaubt. »Sie lieben jemanden – zum ersten Mal in Ihrem Leben, und das mit fünfunddreißig Jahren. Ziemlich seltsam, finden Sie nicht?«

»Überhaupt nicht seltsam. Ich habe eben nie den Richtigen gefunden.«

»Sie lügen. Da steckt mehr dahinter.«

»Ich hatte beruflich viel zu tun«, sage ich. »Und davor war ich mit meinem Studium beschäftigt. Ich hatte keine Zeit für eine intensive Beziehung – und auch keine Lust darauf. Ich wollte mich nicht ernsthaft auf jemanden einlassen.«

M. schweigt einen Moment. Dann sieht er mich an. »Und jetzt nennen Sie mir den

wahren Grund«, sagt er.

Ich schweige. Ich kenne die Antwort auf diese Frage – ich hatte schließlich jahrelang Zeit, darüber nachzudenken –, aber er ist der letzte Mensch, dem ich sie anvertrauen würde. Wir joggen am Sierra-Sod-Gebäude vorbei, fast schon am Ende unserer Runde, und biegen links in die Montgomery ein.

Er wartet auf meine Antwort. Als nichts kommt, sagt er: »Franny wünschte sich verzweifelt, geliebt zu werden, aber bis ich kam, hatte sie niemanden. Sie dagegen hatten zahlreiche Freunde, gestatteten sich aber bei keinem von ihnen, eine enge Bindung einzugehen. Sie können das jetzt noch nicht sehen, aber beide Verhaltensweisen sind zwei Seiten ein und derselben Münze. Sie haben mehr mit Ihrer Schwester gemein, als Sie sich vorstellen können.«

Ich lächle in mich hinein: Er mag ja richtig geraten haben, daß ich wie alle Menschen ein paar verborgene Probleme habe, aber

unterschiedlicher als Franny und ich können zwei Frauen gar nicht sein. Was das betrifft, liegt er völlig falsch und merkt es nicht einmal. Er versucht vergeblich, mich an den Haken zu bekommen.

»Vielleicht bin ich deshalb keine enge Beziehung mit meinen diversen Freunden eingegangen, weil ich einfach nur meinen Spaß haben wollte – nichts Ernstes, keine Verantwortung, nur Spaß und Spiel.«

»Vielleicht«, sagt er, »aber ich bezweifle das. Sie verheimlichen mir etwas, Nora.«

Ein Radfahrer mit blauer Radlerhose und weißem Oberteil fährt vorbei und nickt uns unter seinem Helm zu. Wir sind wieder dort, wo wir losgelaufen sind, an der Ecke Montgomery und Rosario. M. bleibt stehen, und Rameau folgt seinem Beispiel. Der Hund keucht, die Zunge hängt ihm seitlich aus dem Maul.

Ich stütze die Hände in die Hüften und sehe M. direkt in die Augen. »Sie brauchen nichts über mich zu wissen«, sage ich. Dann zucke

ich mit den Achseln. »Es gibt auch nichts zu wissen.«

Mein Sweatshirt ist am Hals durchgeschwitzt, und ich wische mir mit dem Ärmel die Schweißtropfen von der Stirn. M., der weder besonders schwitzt noch keucht, sieht aus, als würde er gerade anfangen zu joggen und nicht schon aufhören.

Ich blicke die Straße hinunter. Von hier aus kann ich die Vorderseite meines Hauses sehen. Am Randstein parkt Frannys schwarzer Cadillac mit den Heckflossen. Seit sie tot ist, steht er hier; inzwischen ist die Batterie am Ende, und der Wagen fährt nicht mehr. Ich konnte mich sowieso nie überwinden, ihn zu fahren, brachte es aber genausowenig fertig, ihn zu verkaufen. Anfangs beklagten sich die Nachbarn über den unschönen Anblick, seine enormen Ausmaße, seine Häßlichkeit, aber als sie mitbekamen, daß es Frannys Wagen war, verstummten die Klagen. Jetzt tun wir alle so, als würde er gar nicht existieren. Der Wagen

steht einfach bloß da, tagein, tagaus, wie eine schlimme Erinnerung, die man nicht los wird.

»Sie haben mir überhaupt nichts über Franny erzählt«, sage ich. »Sie konnte mit Ihnen reden und machte es Ihnen gut mit dem Mund – und weiter? Ich will wissen, was sie in ihrem Tagebuch alles verschwiegen hat.«

»Sie werden es erfahren«, sagt M. »Sie werden mehr erfahren, als Ihnen lieb sein dürfte.«

Er wendet sich zum Gehen, aber ich packe ihn am Arm. »Jetzt«, sage ich. »Ich will jetzt sofort etwas erfahren.«

M. schiebt meine Hand weg. Kurz angebunden sagt er: »Nicht Neugier hat der Katze das Leben gekostet, sondern Starrsinn. Eine Lektion, die Franny nie gelernt hat. Sie sollten sie lernen, bevor es zu spät ist.«

Ich halte den Atem an. War das der Grund, aus dem er sie umgebracht hat? Ihr Starrsinn in einer bestimmten Sache? Aber in welcher Sache? Eine eisige Welle der Angst läuft durch meinen Körper. »Was soll das

heißen?« frage ich.

M. lächelt nur. Dann lassen er und Rameau mich einfach stehen und laufen die Montgomery hinauf.

10

An der nordöstlichen Ecke von Eighth Street und Pole Line Road, hinter einer hohen, dichten Mauer aus dunkelgrünen Büschen, liegt der Friedhof von Davis. Er ist versteckt, als wäre er ein Familiengeheimnis, etwas, das niemand sehen darf.

Ich fahre durch das Tor an der Eighth Street und folge dem kurvigen Asphaltweg bis zu Frannys Grab. Der Weg ist erst kürzlich ausgebessert worden, der Belag ist kohlschwarz. Dies ist keiner von den alten, heruntergekommenen Friedhöfen mit zerborstenen Grabsteinen, kahlen, steinigen Gehwegen und ungepflegten Gräbern, nebeneinandergepfercht wie Reihenhäuser in einer dichtbesiedelten, billigen Wohngegend. Hier ist das ganze Gelände von einem sauber gemähten Rasen bedeckt, der auf dem leicht gewellten Boden wie eine sanft im Wind wehende Decke aussieht, und zwischen den Gräbern stehen einzelne schattenspendende Bäume.

Ich parke in der Nähe von Frannys Grab, das im neueren Teil des Friedhofs liegt, und steige aus dem Wagen. Es ist Samstag morgen, ich komme gerade aus meiner Jazzgymnastikstunde und trage noch meine Trainingssachen – ein rotes Trikot, schwarze, wadenlange Leggings und ein Sweatshirt mit Reißverschluß und Kapuze. Der Himmel ist blau und makellos, ein typisch spätwinterlicher, kalter Morgenhimmel. Die Luft ist so eisig, daß sie in alle Poren dringt und einem sofort eine Gänsehaut verursacht. Ich gehe quer über den Rasen, vorbei an Grabsteinen aus Granit und Marmor. Frisch gemähte Grashalme bleiben an meinen Tennisschuhen kleben. Ein paar Elstern mit glänzend schwarzen Federn und schneeweißem Bauch hüpfen auf der Suche nach Insekten auf dem Rasen herum, ohne sich durch meine Anwesenheit stören zu lassen. Außer mir ist noch niemand hier.

Ich bleibe vor Frannys Grabstein stehen, einer einfachen, in den Boden eingelassenen

Steinplatte. Meine Eltern und Billy liegen zu ihrer Rechten, und links von ihr ist ein freier Platz. Nachdem meine Eltern gestorben waren, erfuhr ich zu meiner Überraschung, daß mein Vater ein Familiengrab für fünf Personen gekauft hatte. Was hatte ihn dazu bewogen, auch für meinen Bruder, Franny und mich Plätze vorzusehen? Ist es ihm nie in den Sinn gekommen, daß wir heiraten und wegziehen könnten und es dann vielleicht vorziehen würden, neben unseren Partnern begraben zu werden, höchstwahrscheinlich in einer anderen Stadt oder sogar einem anderen Bundesstaat? Manchmal mache ich mich über seine Entscheidung lustig – vielleicht war gerade Ausverkauf, und es gab zwei Plätze für den Preis von einem. Dann wieder stimmt mich seine Voraussicht nachdenklich. Ich sehe das leere Grab und frage mich, ob ich bald wie Franny und Billy hier liegen werde, ohne Zukunft; unsere Familie wäre vollzählig, aber ohne Erben, die unseren Fortbestand sichern könnten.

Ich schließe die Augen. Der Geruch des Winters hängt noch in der Luft, dazu der grüne Geruch nassen Grases, den der gestrige Regen hinterlassen hat, und der beharrliche Aschegeruch eines erloschenen Kaminfeuers. Ich muß daran denken, was M. gesagt hat. *Nicht Neugier hat der Katze das Leben gekostet, sondern Starrsinn. Eine Lektion, die Franny nie gelernt hat.* Was kann sie so Starrsinniges getan haben, daß er sie deswegen umbrachte? Er hat sich seitdem nicht dazu bewegen lassen, sich noch einmal zu diesem Thema zu äußern. Ich habe die Polizei über das informiert, was er gesagt hat – daß er praktisch zugegeben hat, sie getötet zu haben –, aber man hat mich darüber aufgeklärt, daß das nur Gerede sei. Ohne konkrete Beweise könnten sie M. nichts anhaben.

Als ich die Augen wieder aufmache und auf Frannys Grab starre, wird mir klar, daß ich hergekommen bin, um mir Kraft und Rat zu holen. Ich habe mit M. noch kaum Fortschritte

gemacht. Ich jogge dreimal die Woche mit ihm – wenn Ian nicht bei mir übernachtet – und habe keine Schwierigkeiten mehr, mit ihm mitzuhalten, aber er erzählt mir nichts über Franny, was irgendwie von Belang wäre. Statt dessen verschwendet er meine Zeit, indem er mich über *mein* Leben, *meine* Überzeugungen, *meine* Gefühle ausfragt – allerdings ohne Erfolg. Ich bin ein extrem introvertierter Mensch, der sein Leben nicht ohne weiteres vor anderen ausbreitet. Außerdem merke ich, wie er mich ansieht. Er will mit mir ins Bett – eine schreckliche Vorstellung, aber immer noch weniger beängstigend als die, ihm Teile meiner Seele zu überlassen. Eigentlich könnte ich sein Verlangen für meine Zwecke nutzen.

Plötzlich weiß ich, was ich tun werde. Wahrscheinlich wußte ich es schon die ganze Zeit. Ich knie nieder und streiche mit den Fingern leicht über Frannys Grabstein. Meine Fingerspitzen lesen die eingemeißelte Inschrift, als wäre es Blindenschrift. Die

eisigen Buchstaben, die ihrem vorzeitigen Tod eine steinerne Endgültigkeit verleihen, strömen eine beunruhigende Kälte aus, die langsam meine Wirbelsäule hinaufkriecht. Einmal mehr verspreche ich Franny, daß ich ihren Mörder finden werde.

In seinem Arbeitszimmer hat M. eines dieser großen, aus mehreren Elementen zusammengesetzten Sofas stehen, mit denen man ganze Wände vollstellen kann. Seines ist kastanienrot. Die Beleuchtung ist schummrig, die Stimmung pseudoromantisch. M. sitzt mir gegenüber in einem Sessel.

Ich habe mir heute abend besondere Mühe mit meinem Outfit gegeben, in dem auberginefarbenen Kleid, das sich eng um meinen Körper schmiegt, sehe ich ziemlich gut aus. Das Kleid hat vorn einen Reißverschluß, der am V-Ausschnitt beginnt und bis zum Saum durchläuft. Wenn M. den Reißverschluß erst einmal hinter sich gebracht hat, wird er darunter einen Spitzen-

BH, String-Tanga, Strapsgürtel und Nylonstrümpfe finden, alles in Schwarz. Ich bin heute hier, um ihn zu verführen.

Ich streife meine hohen Schuhe ab, lehne mich auf dem Sofa zurück und lege die Füße auf die Kissen. Wenn M. glaubt, daß er mich monatelang hinhalten kann, indem er mir unwichtiges Zeug über Franny auftischt, hat er sich getäuscht. Und wenn er glaubt, daß er mich emotional genauso überwältigen kann wie meine Schwester, dann hat er sich schon wieder getäuscht. Männer sind nicht so schwer zu verstehen. Ich bin noch mit allen Männern in meinem Leben fertig geworden, und ich werde auch mit M. fertig werden. Und wenn ich mit ihm fertig bin, wird er mir alles sagen, was ich wissen muß.

»Sie wollen mich vögeln«, sage ich.

M. antwortet nicht, aber ich sehe, daß er eine Augenbraue hochzieht. Er hat einen Drink in der Hand, einen Martini, und hebt das Glas an die Lippen. Das Licht hinter ihm läßt die Konturen seines Kopfes scharf hervortreten,

aber sein Gesicht liegt im Schatten, so daß ich seinen Blick nicht sehen kann. Er trägt ein dunkles Hemd aus einem weichen, seidigen Stoff und wirkt in dem schummrigen Licht irgendwie geheimnisvoll. Vor meinem geistigen Auge sehe ich ihn mit einem Messer in der Hand über dem Körper meiner Schwester knien und ihre Haut aufritzen. Plötzlich habe ich ein ungutes Gefühl in der Magengegend und presse eine Hand gegen meinen Bauch.

»Spielen Sie heute die Verführerin, Nora? Das ist aber ziemlich durchsichtig, finden Sie nicht? Ich hätte mehr von Ihnen erwartet, etwas nicht ganz so Offensichtliches.«

»Tut mir leid, wenn ich Sie enttäusche«, sage ich und nippe an meinem Drink, Scotch mit Wasser, um das Bild von Franny wegzuwaschen und mir Mut zu machen. »Aber ich habe immer wieder die Erfahrung gemacht, daß man mit Sex am schnellsten ans Ziel kommt, wenn man von einem Mann etwas will, zum Beispiel…« Ich zögere.

»Zum Beispiel was?«

Ich zucke die Achseln. »Sein Herz, seinen Verstand, seine Seele, seine Brieftasche. Egal, was.«

Er beugt sich vor und stellt seinen Drink auf den Tisch neben sich. »Und was denkt Ihr neuer Freund über diese Ihre Philosophie?«

»Er hat damit nichts zu tun.«

M. steht auf und kommt auf mich zu. Mit einer abrupten Bewegung packt er mein Haar und zieht meinen Kopf nach hinten. »Ich glaube nicht, daß Sie auch nur annähernd so zynisch sind, wie Sie mich glauben machen wollen«, sagt er. Er beugt sich zu mir herunter, bis sein Gesicht knapp über meinem schwebt. Ich sehe jede bedrohliche Pore seiner Haut, jede schwarze Wimper an seinem Augenlid. Er starrt mich unverwandt an, während er seine freie Hand um mein Kinn legt. »Und Sie sind definitiv nicht so vorsichtig, wie Sie sein sollten. Ich habe Ihre Schwester umgebracht, haben Sie das vergessen? Zumindest glauben Sie das doch. Sie wären besser

nicht hier.«

Ich erwidere seinen Blick, bemüht, meine Angst nicht zu zeigen. Vergeblich. Das ist das erste Mal, daß er mich berührt hat, und seine Hand glüht auf meinem Kinn, als wäre sie ein Brandeisen. »Ich habe keine Angst vor Ihnen«, sage ich.

»Das sollten Sie aber«, erwidert er. Er sieht mir lange in die Augen, ehe er hinzufügt: »Und Sie haben doch Angst.« Er läßt mich los und tritt grinsend einen Schritt zurück. Es ist ein spöttisches, selbstzufriedenes Grinsen. Ich setze mich auf, widerstehe aber der Versuchung, meine schmerzende Kopfhaut zu reiben.

Er geht zu seinem Sessel zurück und setzt sich wieder. »Verführen Sie mich«, sagt er. »Zeigen Sie mir, was Sie auf dem Kasten haben.«

Ich ignoriere ihn, mixe mir einen neuen Drink, um Zeit zu schinden. Er hat das Machtverhältnis zwischen uns umgekehrt, und ich brauche Zeit, um das rückgängig zu

machen, wieder die Oberhand zu gewinnen. Erneut strecke ich mich auf der Couch aus, aber meine Lässigkeit ist nur gespielt. »Ziehen Sie mich nie wieder so an den Haaren«, sage ich zu ihm.

Ohne etwas zu sagen, nippt M. an seinem Martini.

Langsam reibe ich meine Beine aneinander. Dann wechsle ich die Stellung, räkle mich lässig, als hätte ich alle Zeit der Welt. Ich warte darauf, daß M. zu mir kommt, den ersten Schritt macht. Minuten vergehen. Nur das Ticken der Uhr ist zu hören. M. stellt seinen Drink ab.

»Zieh dein Kleid aus«, befiehlt er.

Ich lächle. Ich habe nicht sehr lange warten müssen. Ich stehe auf und ziehe mit einem Ruck den Reißverschluß auf. Das Kleid gleitet mir von den Schultern. »Gefällt dir, was du siehst?« frage ich. Ich drehe mich langsam, so daß er mich von hinten sehen kann. Dann drehe ich mich wieder zu ihm um. Ich fasse nach hinten, um meinen BH aufzumachen,

aber M. hebt die Hand.

»Noch nicht«, sagt er. »Setz dich hin.«

Ich bleibe stehen. M. beobachtet mich. Ein Anflug von Ärger zuckt über sein Gesicht.

»Es gibt etwas, das du genausogut jetzt gleich lernen kannst«, sagt er. »Wenn wir es miteinander treiben, dann auf meine Art. Wenn ich dir befehle, dich hinzuknien und meinen Schwanz zu lutschen, dann ist es am besten, du beeilst dich, auf den Boden zu kommen. Wenn ich dir einen Befehl erteile, erwarte ich, daß du gehorchst. Und jetzt setz dich.«

Sein Chauvinismus reizt mich zum Lachen. Noch nie habe ich von einem Mann Befehle entgegengenommen, weder im Bett noch sonstwo. Aber wenn das der einzige Weg ist, auf dem ich mein Ziel erreiche, werde ich mitspielen. Mit einem honigsüßen Lächeln setze ich mich hin und schlage die Beine übereinander.

»Schon besser«, sagt M. »Der Sarkasmus in deinem Lächeln gefällt mir weniger, aber

daran arbeiten wir später.«

Er steht auf, geht zum Schreibtisch hinüber, stöbert in der obersten Schublade herum und schiebt etwas in die Brusttasche seines Hemds. Dann kommt er zu mir zurück. Er bewegt sich langsam und bewußt, ganz auf Wirkung bedacht. Geschmeidig kniet er vor mir nieder und berührt mit einer Hand mein Gesicht. Während er mit den Fingern meine Lippen nachzeichnet, sagt er: »Ich werde dich brechen, Nora. Vielleicht dauert es einen Monat, vielleicht nur eine Woche – aber du wirst lernen zu gehorchen. Und weißt du was? Es wird dir leichtfallen, und du wirst es genießen.«

Seine Stimme hat einen düsteren Klang, sanft, aber doch drohend. Seine dunklen Augen starren in meine. Sie wirken kalt und selbstbewußt wie die Augen eines Raubtiers, das sich seiner Beute sicher ist. Er sagt: »Und jetzt spreiz die Beine.«

Wieder klingt seine Stimme ruhig, glatt und weich wie Seide, aber ich höre das Gewicht

seiner Worte. Ich stelle meine Beine nebeneinander und öffne sie.

Er legt die Hände auf meine Oberschenkel, sagt: »Weiter«, und zieht sie auseinander. »Schon besser«, sagt er. Dann nimmt er meine Hände und legt sie mit den Handflächen nach oben auf meine Oberschenkel. »Jetzt schließ die Augen.«

Ich zögere. Mein Herz beginnt bei diesem ungewöhnlichen Ritual schneller zu schlagen. Ich werfe einen nervösen Blick auf seine Brusttasche. Was verbirgt sich darin?

»Mach die Augen zu«, wiederholt er und läßt seine Hand sanft über mein Gesicht gleiten. Nachdem er auf diese Weise meine Augen geschlossen hat, nimmt er seine Hand weg.

Mit gespreizten Beinen und geschlossenen Augen sitze ich da – völlig wehrlos.

Mein Körper ist angespannt, meine Brust wie eingeschnürt. Ich möchte die Augen aufmachen, tue es aber nicht. Ich spüre, daß M. irgendeine Art von Test durchführt, eine Nervenprobe, um meinen Mut zu testen.

Stecknadeln der Angst bohren sich in meine Haut. Ich denke an seine Brusttasche und das, was er hineingeschoben haben könnte.

»Bleib so«, sagt er, und ich reiße den Kopf herum, als ich die Berührung spüre. Seine Finger fahren die Kontur meines Kieferknochens nach. »Entspann dich«, sagt er und nimmt seine Hand weg. »Aber beweg dich nicht. Und laß deine Augen geschlossen.«

Ich höre ihn weggehen oder glaube zumindest, daß er weggeht – der Raum ist mit Teppich ausgelegt, und ich bin mir nicht sicher. Ich öffne meine Augen einen winzigen Spalt weit, zu einem fast nicht wahrnehmbaren Schlitz, damit M. es nicht bemerkt, falls er mich beobachtet. Ein Streifen schummrigen Lichts dringt durch meine Wimpern. Mein Gesichtsfeld ist eng, und alles, was ich sehe, sind meine Handflächen und die Oberseite meiner Füße. Ich denke an Franny in ihrer roten Korsage, wie sie, mit gespreizten Beinen an den

Eßzimmerstuhl gefesselt, auf M.s Bestrafung wartete. Wie diese Bestrafung aussah, kann ich nur raten. Ich befürchte, daß M. mit mir etwas Ähnliches vorhaben könnte, und balle die Fäuste. Aber dann höre ich aus der anderen Hälfte des Zimmers Musik. Ich öffne die Augen. M. sitzt am Klavier. Ein merkwürdiger Mann. Ich sitze hier in schwarzer Spitzenunterwäsche, mit weit gespreizten Beinen, und er spielt am anderen Ende des Raumes Klavier.

Die Ironie des Ganzen bringt mich zum Lächeln. Nun, da ich M. in sicherer Entfernung weiß, kann ich mich entspannen. Eine Aura aus Licht umgibt ihn, und er sieht fast wie ein Engel aus – sein Gesichtsausdruck wirkt friedlich, seine Finger bewegen sich anmutig über die Tasten, die Falten in seinem Gesicht werden durch das schmeichelnde Licht geglättet. Er hat einen Stutzflügel, etwa eins fünfzig lang und glänzend schwarz. Der Deckel ist hochgeklappt. Die Musik scheint schwerelos in der Luft zu schweben, weich,

romantisch, poetisch – ein Stück von Chopin, würde ich sagen, obwohl ich mir nicht sicher bin.

Ich schließe die Augen und höre zu. Die Melodie tanzt langsam und leicht dahin, immer weiter, wie ein frei dahinfließender Süßwasserstrom, und ich lasse mich von ihr an einen idyllischen Ort vergangener Jahre tragen, wo ich Feldblumen pflückte und gelben Schmetterlingen nachjagte. Es ist eine schöne Melodie, hypnotisch in ihrer Einfachheit. Aber dann, gerade als das letzte bißchen Spannung aus meinem Körper weicht, ändert sich das Tempo.

Ich beobachte M. Er sieht jetzt nicht mehr so engelsgleich aus, sondern sitzt mit gerunzelter Stirn über die Tastatur gebeugt, völlig auf sein Instrument konzentriert. Er hämmert die Musik aus sich heraus: laut, rhythmisch, zutiefst sinnlich. Sie rollt dahin wie ein wildes Gewässer, ihre Wellen schwappen über, überschlagen sich, werden größer und größer. Mit wogenden Akkorden erfüllen sie

den Raum, jede Ecke, von der Decke bis zum Boden, und dann erfüllen sie mich. Mein Puls geht schneller. Ich spüre M., spüre seine Intensität, seine Hitze quer durch den Raum. Die Melodie zieht mich zu ihm hin, obwohl ich mich keinen Zentimeter bewegt habe. Während die Musik auf ihren Schluß zubraust, scheint er mich und alles um sich her vergessen zu haben. Dann ist das Stück plötzlich zu Ende, und M. sitzt einen Moment ruhig da, um sich wieder zu fangen. Im Raum herrscht Stille. Eine tödliche, leidenschaftliche Stille. Er steht auf und kommt zu mir zurück.

»Das war… wundervoll«, sage ich und meine es auch so. Franny hat in ihrem Tagebuch an keiner Stelle erwähnt, wie begabt er ist. Ich fühle die Musik immer noch, ihre beunruhigende Melodie läßt mich nicht los. M. dagegen wirkt wieder völlig beherrscht.

Er steht vor mir, eine Hand in der Hosentasche, und scheint nachzudenken. Eine Strähne seines schwarzen Haars ist ihm in die Stirn gefallen, aber er streicht sie nicht

zurück. »Die Musik«, sagt er, »ist meine Leidenschaft. Sie ist das einzige im Leben, was Bestand hat.«

»Nicht jeder würde dem beipflichten«, sage ich. »Was ist mit anderen Formen von Kunst? Der Bildhauerei, Malerei, Literatur? Und wie sieht es mit den Menschen aus? Manche Leute heiraten und bekommen Kinder, um eine Verbindung einzugehen, die Bestand hat.«

M. zieht mich von der Couch hoch und sagt: »Kunst hat Bestand, das ja, aber die Menschen nicht. Die Menschen sind das, was am allerwenigsten Bestand hat. Sie sind am leichtesten zu ersetzen, sie sind austauschbar. Du wirst eine bestimmte Zeitspanne mit mir zusammensein, und wenn dein Verfallsdatum erreicht ist, wirst du durch jemanden Neues ersetzt.« Er lächelt, und ich frage mich, ob er mich jetzt auf den Arm nimmt, oder ob er das ernst meint.

Er setzt sich auf die Couch und fordert mich auf, ein Bein auf sein Knie zu legen. Er

streichelt erst meine Wade, dann meinen Oberschenkel und läßt seine Finger dort verweilen. Es ist eine einfache Geste, die mir trotzdem den Atem raubt – was sie eigentlich nicht sollte. Ich habe schon mit vielen Männern geschlafen. Das müssen die Nachwirkungen der Musik sein.

Er schnippt den Straps auf und rollt den Strumpf herunter, indem er seine sanften Hände langsam und gekonnt an meinem Bein entlanggleiten läßt, als hätte er das schon viele Male getan. Er küßt die Innenseite meines Knöchels, und ich fühle seinen Kuß bis in die Lendengegend. Während seine Lippen auf meiner Haut verweilen, blickt er zu mir auf, und ich sehe das unverhohlene Lächeln in seinen Augen. Er weiß, wie er auf mich wirkt. Er stellt mein Bein auf den Boden, läßt mich das andere hochlegen und zieht mir den zweiten Strumpf aus. Mein Körper fühlt sich flüssig an, biegsam, immer noch erfüllt von der Musik. M. ist ein gefährlicher Mann, aber der Gedanke, mit ihm zu schlafen – die

Gefahr, die Angst – erregt mich. Und er weiß es. Ich verachte diesen Mann von ganzem Herzen, aber nichtsdestotrotz erregt mich seine Berührung. Ich habe so etwas noch nie erlebt.

Er zieht mir den Slip aus, den schwarzen BH und den Strapsgürtel behalte ich an. Dann zieht er mich auf seinen Schoß, so daß ich auf seinen Beinen reite. Er küßt mich. Seine Hände liegen auf meinen Hüften, ziehen mich näher heran, und ich spürte den Stoff seiner Hose an meiner entblößten Scham. Seine Zunge ist warm und suchend, und ich weiß, daß ich eigentlich nicht hier sein sollte. Er greift in die Brusttasche. Ein Schauer der Angst durchläuft mich. Aber er zieht nur eine Garnitur Brustklammern heraus. Das war es, was er vorhin aus seinem Schreibtisch geholt hatte und weswegen ich mir solche Sorgen gemacht habe – Tittenklammern.

»Dein erstes Mal mit solchen Dingern?« fragt er.

Ich bin ein bißchen nervös, sage aber nichts.

»Diese hier tun nicht besonders weh«, erklärt er. »Sie sind für Anfänger geeignet.« Er zieht mir den BH aus und befestigt die Klammern an meinen Brustwarzen. Er beobachtet, wie ich reagiere. Anfangs tut es doch ziemlich weh – was ich mir nicht anmerken lasse –, und es wird noch schlimmer, als er die Klammern fester zusammendrückt. Allmählich aber stellt sich ein Gefühl der Taubheit ein, weil die Blutzirkulation unterbunden ist. Er lächelt. Seine Zunge kehrt in meinen Mund zurück, seine Hand wandert zwischen meine Beine, und die Finger, die vorher auf dem Klavier gespielt haben, spielen jetzt auf mir.

Er zieht seinen Kopf zurück. »Du bist ja schon naß«, sagt er. Dann drückt er mich auf die Couch, kniet sich neben mich auf den Boden und leckt meine Klitoris, bis ich komme.

Er hebt den Kopf zwischen meinen Beinen und blickt zu mir hoch. »Das war leicht«, sagt er. In seiner Stimme schwingt eine Spur von Selbstgefälligkeit mit. Er steht auf und

schleudert seine Schuhe in eine Ecke.

»Ich bin noch nicht fertig«, sage ich.

Er knöpft sein Hemd auf, und ich setze mich auf, um ihm beim Ausziehen zuzusehen. Er streift es ab, hängt es über eine Stuhllehne, zieht anschließend seine Hose aus und legt sie ordentlich zusammen. Er sieht genauso aus, wie ich ihn mir vorgestellt habe: schlank gebaut, aber muskulös, ziemlich sexy für einen knapp fünfzigjährigen Mann, ohne Bauch, ohne hängende Haut. Er trägt einen schwarzen Slip und hat eine Erektion. Sein Penis dehnt den Stoff, beult ihn auf erotische Weise aus. Ich warte darauf, daß er die Unterhose auszieht, aber statt dessen streift er eine Socke ab. Dann die andere. Dann seine Uhr. Als letztes zieht er den Slip aus und stellt sich vor mich hin. »Mach's mir mit dem Mund«, sagt er. Es klingt wie ein Befehl.

Ich zögere kurz, lasse mir ein bißchen Zeit, um ihn mir anzusehen. Für einen Neunundvierzigjährigen ein schönes Exemplar. Ich habe nie zu den Frauen gehört,

für die die Größe des Schwanzes eine Rolle spielt. Groß, klein, dick oder dünn – das ist mir ziemlich egal. Aber der Anblick eines erigierten Penis hat etwas, das mich zutiefst berührt. Dieses Gefühl muß angeboren sein und auf eine Zeit vor Tausenden von Jahren zurückgehen, eine alte Welt, ein Zeitalter, als der Mensch noch kein Bewußtsein besaß und Vögeln mehr mit Überleben als mit Sport zu tun hatte. Anders kann ich mir nicht erklären, daß ich dieses altehrwürdige Gefühl schon beim ersten Mal hatte, als ich einen Penis sah, eine unmittelbare, lustvolle Reaktion.

Ich nehme seinen Schwanz in den Mund, und während ich lecke und sauge, vermische ich jenes alte, pulsierende Universum mit dem neuen. Aber bei M. erhält das Schwanzlutschen eine neue Dimension. Bei ihm hat es einzig und allein mit Macht zu tun, mit der ungezügelten Kraft, die in diesem kleinen Stück geschwollenen Fleisches regiert. Ich sauge nach seiner Macht, will

jeden Tropfen aus ihm herauslutschen. Ich spüre seine Hände auf meinen Schultern, weiß, daß er sie um meinen Hals legen und zudrücken könnte. Mir ist klar, daß ich ein gefährliches Spiel spiele. Ich verstärke meine Bemühungen. Ich will – nein, ich muß – ihn so lange melken, bis er kommt.

Aber er läßt mich nicht.

»Ich werde dich jetzt ficken«, sagt er und schiebt mich zurück auf die Couch. Die Abruptheit seiner Bewegungen und seine Stärke erschrecken mich. Instinktiv rutsche ich nach oben. M. zieht mich wieder herunter. Mit einer schnellen Bewegung seines Handgelenks schnippt er eine der Brustklammern weg. Ein scharfer Schmerz schießt in die Spitze meiner Brustwarze, als das Blut zurückströmt. Er schnippt auch die zweite Klammer weg. Dann steigt er auf mich und beginnt mich grob zu ficken. Nach einer Weile entspanne ich mich ein wenig. Ich manövriere mich in eine Position, die gut für mich ist, aber er reißt mich zurück. Er bewegt

mich, wie es ihm beliebt, läßt mir keine Wahl. Ich beobachte ihn, während er mich fickt. Anfangs bin ich ganz objektiv – ich sehe zu, wie er über mir schwebt, meine Beine anhebt, mich auf den Bauch manövriert, meinen Körper verdreht, mich wieder auf den Rücken hievt, aber dann geschieht etwas mit mir, und ich verliere meine Objektivität und einen Teil meiner Angst. Ich werde in seine Welt hineingezogen. Er kniet mit aufgerichtetem Oberkörper über mir und fickt mich schnell und hart. Dabei umklammert er mit ausgestreckten Armen meine Brüste, als wären es runde Griffe oder Knaufe, und drückt dabei meine Schultern in die Couch. Sein Gesicht sieht jetzt völlig anders aus, dunkel, geheimnisvoll, vor Lust verzerrt. Ich denke an die Höhlenmenschen mit ihrem behaarten Körper und der niedrigen, drohenden Stirn. Mehr Tier als Mensch. Ich bin zu Hause, wo auch immer das sein mag, und denke gleichzeitig, daß ich verrückt sein muß, hier zu bleiben. Er packt mein Haar und zieht meinen

Kopf mit einem Ruck nach links. Erst will ich aufbegehren, aber dann schließe ich die Augen und sehe den wilden Mann. Ich höre seine Stimme in meinem Ohr. »Das gefällt dir, habe ich recht? Du wirst alles tun, was ich sage. Du genießt es, meine Hure zu sein.«

Und die Wahrheit ist, ich genieße es tatsächlich. Ich kann mir diese Reaktion nicht erklären. Meine Gefühle sind widersprüchlich: Ich hasse ihn, habe Angst vor ihm, aber gleichzeitig finde ich es irgendwie berauschend, von ihm beherrscht zu werden, wenn auch nur für ganz kurze Zeit. Ich komme, und zehn Minuten später komme ich noch einmal.

11

Ich schrecke hoch. Sofort richte ich mich auf, blicke mich um. Mein Herz schlägt schnell und wild. Ich bin in M.s Schlafzimmer, in seinem Bett. Das bißchen Sonne, das durch die Vorhänge dringt, spendet gerade genug Helligkeit, um die Farben des Raumes hervortreten zu lassen, sanfte Grau-und Blautöne, die in dem spärlichen Morgenlicht wie ausgezehrt aussehen. Der Raum wirkt fast wie eine Höhle: riesig, gewölbt, dämmrig. In der Dusche nebenan höre ich das Wasser laufen. Ich habe überhaupt nicht mitbekommen, wie M. aufgestanden ist, und das gibt mir zu denken.

Ich habe keine Ahnung, wann ich gestern endlich eingedöst bin. M. hat eine Schlaftablette genommen, was er angeblich hin und wieder tut, und ist sofort eingeschlafen. Ich habe stundenlang wach gelegen, sicher, mit einem Mörder das Bett zu teilen. Der Gedanke, daß M. aufgewacht ist und mich beobachtet hat, während ich

schlief, läßt mich erschauern. Ich war ihm völlig ausgeliefert, nackt und wehrlos. In Zukunft darf ich nicht mehr so dumm sein. Ich lege mich zurück, schlinge die Arme um ein Kissen, drücke es fest an die Brust und lausche den Geräuschen im Bad. Mein Kopf fühlt sich leicht und benebelt an, mein Mund ist trocken – zuviel Scotch, zuwenig Schlaf. Ich denke an Ian, meinen gutgläubigen Ian, und habe wegen der letzten Nacht sofort ein schlechtes Gewissen. Aber ich weiß, daß mir keine Wahl geblieben ist. Ich will Informationen über Franny, und wenn ich mit M. schlafen muß, um sie zu bekommen, dann muß es eben sein. Der Sex mit M. war unpersönlich, rede ich mir ein, und hatte nichts mit Ian und mir zu tun. Trotzdem nagt ein tiefes, schmerzendes Schuldgefühl an mir. Mein Versuch, das Ganze zu rationalisieren, hat nicht den gewünschten beruhigenden Effekt. Ich beschließe, mich später mit meinen Gefühlen auseinanderzusetzen. Im Moment bin ich emotional nicht in der Lage, mir

gleichzeitig über Ian und M. Gedanken zu machen. Ich muß mich auf M. konzentrieren.

In der Dusche läuft immer noch das Wasser. Ich denke daran, was M. letzte Nacht zu mir gesagt hat. Ich war mißtrauisch, erwartete irgendeine Form der Gewalt. Das mindeste, womit ich gerechnet hatte, war ein gewisses Maß an körperlichem Schmerz. Er lachte mich aus und sagte: »Du hältst mich für ein Monster, habe ich recht? Was glaubst du denn, was ich Franny angetan habe? Glaubt du, ich habe Gewalt angewendet, um sie zur Unterwerfung zu bringen? Sie war mit allem einverstanden, was wir getan haben. Sie hätte nein sagen können, aber das hat sie nie getan. Zugegeben, sie hat manchmal gebockt. An manchen… Aktivitäten hat sie sich nur sehr widerwillig beteiligt. Trotzdem hat sie letztendlich mitgemacht. Sie hätte nein sagen können, aber sie hat es nicht getan. Sie hätte jederzeit gehen können.« Voller Bitterkeit erinnere ich mich an seine Worte.

Ich setze mich auf und lehne mich gegen das

Kopfteil des Betts. Ich habe nichts an, deswegen ziehe ich die Bettdecke bis über den Busen hoch. Heute ist Montag. M. hat um neun ein Seminar. Vielleicht kann ich hierbleiben, wenn er geht, überlege ich. Dann hätte ich die Chance, mich in seinem Haus umzusehen – die Chance, das Beweismaterial zu finden, das die Polizei braucht.

Das Rauschen hört auf. Nach ein paar Minuten kommt er aus dem Bad. Abgesehen von einem blauen Handtuch, das er lässig über die Schulter geworfen hat, ist er nackt. Er sieht mich schweigend an, geht dann zum Erkerfenster hinüber, zieht die Vorhänge zurück und gibt den Blick auf einen endlosen silbrigen Himmel frei. Im Raum wird es hell. Ich sehe eine weite Rasenfläche, zwei Nektarinenbäume, einen Mammutbaum und drei Amseln, die sich auf einer Telefonleitung niedergelassen haben. Der Garten ist von einem efeuüberwucherten Zaun umschlossen. M. kommt zu mir herüber. Er gibt sich

selbstbewußt, locker, arrogant. Im Morgenlicht, ohne die weichzeichnende Wirkung von Alkohol und Schummerbeleuchtung, unterziehe ich ihn einer kritischen Prüfung. Mit seinen neunundvierzig Jahren hat er immer noch den Körper eines Sportlers, aber die glatte Schlankheit der Jugend ist einer kantigen Festigkeit gewichen. Er hat nichts Weiches oder Verletzliches an sich. Er legt eine Hand auf meine nackte Schulter und beugt sich zu mir herunter, um mich zu küssen, aber ich drehe den Kopf weg, so daß er sich mit einer kalten Wange begnügen muß. Ich verschränke die Arme vor der Brust. Amüsiert legt er den Kopf schräg, meine kleine Demonstration von Trotz scheint ihn zu erheitern. Dann richtet er sich auf. Offenbar ist er bereit, mein Verhalten durchgehen zu lassen.

Er geht zur Kommode hinüber und nimmt ein Paar Socken und Unterwäsche heraus. Dann schleudert er sein Handtuch ins Bad hinüber,

kommt zum Bett zurück und läßt sich auf der Bettkante nieder. Sein Penis ist schlaff und hängt zur Seite wie die Zunge eines schläfrigen Hundes – wie die Zunge von Rameau. Er beginnt gleichzeitig zu reden und sich anzuziehen.

»Deine Schwester hatte großartige Brüste«, sagt er. »Sie waren wundervoll, einfach wundervoll. Sie hat immer davon gesprochen, daß sie zu einem plastischen Chirurgen gehen und sie verkleinern lassen wollte. Sie waren so groß, daß sie deswegen Probleme mit den Schultern und dem Rücken hatte. Sie sagte, es sei ein sehr unangenehmes Gefühl. Davon hast du nichts gewußt, stimmt's? Daß sie darüber nachdachte, sich die Brust verkleinern zu lassen?«

Ich habe tatsächlich nichts davon gewußt, aber das sage ich ihm nicht. Er lächelt.

»Das habe ich mir gedacht. Jedenfalls habe ich ihr geraten, nichts an ihrem Busen machen zu lassen, wenn sie weiterhin mit mir zusammensein wollte. Ich liebe Frauen mit

großem Busen, und Franny hatte den größten, den ich je gesehen hatte. Ihre Brüste waren einfach spektakulär. Ich habe es geliebt, sie zu berühren. Ich habe es geliebt, sie einfach nur anzusehen.« Er lächelt nachdenklich, als überlege er, wieviel er mir sagen kann.

»Manchmal, wenn wir beim Essen saßen, habe ich sie aufgefordert, ihr Oberteil auszuziehen, damit ich sie mir ansehen konnte. Dann habe ich quer über den Tisch ihren Busen gestreichelt und gleichzeitig gegessen. Ich hatte nie genug davon, mir ihre Brüste anzusehen.« Er zieht seine Socken hoch. »Vielleicht war es aber auch die Art, wie sie reagierte. Sie hat es gehaßt, sich so zu entblößen. Nicht so sehr aus Schamgefühl, glaube ich, sondern weil sie wegen ihres Übergewichts verunsichert war. Es war ihr unangenehm, nackt herumzulaufen – und genau deswegen habe ich sie dazu gezwungen. Ich fand ihr Unbehagen… erotisch. Wenn mir danach war, ließ ich sie mit hochhackigen Schuhen, Strapsgürtel und

Strümpfen auf und ab marschieren, ohne Slip. Ich besitze Klammern, die an den Enden einer feinen, etwa dreißig Zentimeter langen Kette befestigt sind. Ich fixierte die Klammern an ihren Brustwarzen, damit sie aufgerichtet blieben, und dann brauchte ich nur noch an der Kette zu ziehen und zuzusehen, wie sie an ihren Brustwarzen zerrte. Ich ließ sie den ganzen Abend in dieser Aufmachung herumlaufen: während sie aß, während sie fernsah, während sie eine Zeitschrift las. Sie hat sich nie daran gewöhnt. Manchmal habe ich sie aufgefordert, die Schultern zu schütteln, damit ich ihre Brüste schwingen sehen konnte, zwei große Brocken tanzenden Fetts. Oder ich versetzte ihnen einen kleinen Klaps, damit sie für mich wackelten.«

Er wirft mir einen Seitenblick zu, um zu sehen, wie ich seine Worte aufnehme. Ich beiße vor Wut die Zähne zusammen. Ich will etwas sagen, will ihn anschreien, aber ich befürchte, daß er zu reden aufhört, wenn ich das tue. Gleichzeitig fürchte ich mich davor,

daß er weiterredet. Ich will nichts mehr hören und flehe ihn schweigend an, nicht weiterzumachen. Ihn auf diese Weise über Franny und seine Grausamkeit ihr gegenüber sprechen zu hören, ist kaum zu ertragen. Aber ich sage nichts. Mein Bedürfnis, die Wahrheit zu hören, ist stärker als alles andere.

Er tritt in seinen begehbaren Schrank und kommt mit einem gestreiften Hemd und einer grauen Hose wieder heraus. Während er zum Erkerfenster hinübergeht, zieht er das Hemd an, knöpft es aber nicht zu. Das Fenster ist etwas zurückversetzt und endet etwa sechzig Zentimeter über dem Boden mit einem breiten Fensterbrett. Den Blick nach draußen gerichtet, stellt er einen Fuß auf das Fensterbrett und legt seine Hose ordentlich gefaltet neben seinem Fuß ab.

»Eines Tages habe ich sie in der Klinik angerufen«, hebt er wieder an und sieht weiter aus dem Fenster. »Ich habe sie eingeladen, abends gegen sieben in mein Büro zu kommen. Sie war…« Er zögert einen

Moment, sucht nach dem richtigen Wort. »… überrascht. Ich hatte sie bis dahin noch nie eingeladen. Deswegen war sie hocherfreut – und sehr überrascht. Ich habe es an ihrer Stimme gehört. Als sie an dem Abend durch meine Tür kam, war es, als würde sie auf Wolken schweben – so glücklich sah sie aus. Sie nahm mir gegenüber Platz und wartete, während ich noch ein paar Dinge erledigte. Immer wieder kroch ein breites Grinsen über ihr Gesicht; sie versuchte es zu unterdrücken, aber nach ein paar Minuten war es wieder da. Mehr war nicht nötig, um sie in Hochstimmung zu versetzen – eine Einladung in mein Büro. Das ist ein bißchen traurig, nicht wahr?«

Gedankenverloren schweigt er einen Augenblick.

»Dann habe ich sie aufgefordert, mich bei einem kleinen Spaziergang übers Unigelände zu begleiten. Ich bin mit ihr in den Schweinestall gegangen.« Er dreht sich um und sieht mich an. »Weißt du, wo der Stall ist? Es ist das Gebäude südlich vom

Crocker-Kernforschungslabor. Franny war noch nie dort gewesen. Der Stall ist eines der ältesten Gebäude auf dem Unigelände, und er beherbergt etwa zweihundert Schweine. Ein Teil des Stalls wird die Säuglingsstation genannt – eine Reihe von Boxen mit Muttersäuen und ihren neugeborenen Ferkeln. Franny fand sie zum Fressen süß. Sie war ganz begeistert von ihrem leisen Quietschen, ihren winzigen Schnauzen und Hufen. Wir gingen im Stall herum, atmeten den moschusartigen Geruch, sahen uns die verschiedenen Schweinesorten an. Sie nahm sogar ein paar von den kleineren Ferkeln auf den Arm.«

Ich frage mich, worauf er hinauswill. Im Zusammenhang mit den Artikeln, die ich für den *Bee* geschrieben habe, war ich schon in fast allen wissenschaftlichen und landwirtschaftlichen Gebäuden der Universität. Er knöpft sein Hemd zu, greift nach seiner Hose und zupft einen losen Faden weg.

»Ich war schon einmal dort«, erkläre ich ungeduldig. »Ich weiß, wie der Stall aussieht. Abends wird er abgeschlossen. Wie seid ihr hineingekommen?«

Er dreht sich zu mir um und sieht mich mit einem nachsichtigen Lächeln an. »Ich kenne mich auf dem Campus aus«, sagt er. »Ich arbeite nun schon seit fast zwanzig Jahren dort. Es ist für mich kein Problem, mir Zutritt zum Schweinestall zu verschaffen.« Er schlüpft in seine Hose und schiebt das Hemd hinein, bevor er den Reißverschluß zumacht. Seine Bewegungen wirken fließend, fast sinnlich, wie eine Art umgekehrter Striptease. Er setzt sich in die Nische des Erkerfensters, um seine Schuhe anzuziehen.

»Sie spazierte im Stall herum, sah sich die Tiere an, hatte sichtlich Spaß dabei. Ich trat hinter sie und küßte sie auf den Hals. Ich sagte ihr, daß ich ihr ein Schwein an die Brust legen würde. Sie lachte. Es war ein nervöses Lachen. Sie hoffte, daß ich nur Spaß machte, kannte mich zu dem Zeitpunkt aber schon gut

genug, um zu wissen, daß ich es wahrscheinlich ernst meinte. Ich zog ihr den Mantel aus und knöpfte ihre Bluse auf. Ich stand immer noch hinter ihr, konnte spüren, wie ihre Schultern sich verspannten und ihr Körper steif wurde. Sie gab ein kaum hörbares Wimmern von sich. Dann sagte sie meinen Namen. ›Michael.‹ Es klang wie ein Flehen, als würde sie mich bitten aufzuhören. Aber sie leistete keinen Widerstand; sie wußte es inzwischen besser. Ich hakte ihren BH auf und streifte die Träger von ihren Schultern. Ihr den Büstenhalter auszuziehen bereitete mir immer großes Vergnügen: zu sehen, wie die Brüste, befreit von ihren Zwängen, herausquollen. Ich legte meine Hände um ihre Brüste und drückte sie sanft, dabei hielt ich Franny an mich gepreßt. Vor Angst atmete sie schwer. Sie tat mir fast ein bißchen leid, aber gleichzeitig erregte mich ihre Angst. Ihre Scheu, ihr Zittern vor dem Unbekannten, ihre schiere Panik – auf mich wirkte das anregend. Ich sagte ihr, daß sie

keine Angst zu haben brauche. ›Diesen kleinen Wunsch kannst du mir doch erfüllen‹, flüsterte ich ihr ins Ohr. ›Versuch dich zu entspannen; es wird sein, als hättest du ein Baby an der Brust.‹ Ich lehnte mich über die Umrandung der Box, hob ein Ferkel heraus und legte es ihr auf den Arm. Ich nahm ihre linke Brust und rieb mit der Brustwarze über seine Schnauze. Anfangs zögerte der Kleine, aber dann nahm er die Brust. Er saugte daran, wollte Milch. Ich streichelte ihre andere Brust und beobachtete währenddessen das Schwein. ›Siehst du‹, sagte ich zu ihr, ›da ist doch nichts dabei.‹ Sie lächelte zaghaft, begann sich ein wenig zu entspannen. Ich dankte ihr für die Freude, die sie mir bereitet hatte, und küßte sie lange und innig. ›Fühlt es sich gut an, wenn er an dir saugt?‹ fragte ich, den Kopf an ihre Wange geschmiegt. ›Es gefällt dir, habe ich recht?‹ Sie lehnte sich fester an mich. Ich sagte ihr, daß der Anblick mich anmache. Sie antwortete, daß es ihr auch so gehe – genau das, was ich wollte.«

Gedankenverloren blickt er aus dem Fenster, hängt seinen Erinnerungen nach. Dann lehnt er sich zurück, schlägt ein Bein über das andere und erzählt seine Geschichte weiter. Dabei klingt seine Stimme abwesend, und sein Blick geht durch mich hindurch.

»Ich setzte das Ferkel wieder zu seiner Mutter und führte Franny in eine leere Box. Ich befahl ihr, sich auf alle viere niederzulassen. Dann trat ich an die angrenzende Box und hob sechs Ferkel heraus. Eines nach dem anderen setzte ich die quiekenden und sich windenden Tiere zu Franny in die Box. Sie wirkte wieder nervös und begann auf ihrer Unterlippe herumzubeißen, wie sie es immer machte, wenn sie sich unsicher fühlte. Die Schweine fingen an, in der Box herumzuschnüffeln, sich zu akklimatisieren, und Franny kniete auf allen vieren und mit nacktem Oberkörper mittendrin. Ihre riesigen, schweren Brüste hingen nach unten und schwangen jedesmal ein bißchen hin und her, wenn sie das Gewicht verlagerte. Eines der

Schweinchen trottete geradewegs unter ihre linke Brust und nahm die Brustwarze ins Maul, als gehörte sie ihm. Franny zuckte zurück; sie riß den Oberkörper hoch, entzog dem Schwein ihre Brust und wollte aufstehen. Das Ferkel quiekte vor Enttäuschung. Ich befahl ihr, sofort wieder ihre Position einzunehmen und unten zu bleiben. Das Schwein rannte wieder zu ihr hin, streckte ihr die Schnauze entgegen und begann zu saugen. Da die anderen seinem Beispiel nicht folgten, packte ich eines und schob es an ihre andere Brust. Ich preßte die Brustwarze zusammen und rieb sie dem Kleinen über die Schnauze, bis er sie nahm. Dann trat ich zurück und sah zu. Zu dem Zeitpunkt hatte ich bereits eine Erektion, aber fürs erste reichte es mir, einfach nur an der Wand zu lehnen und zuzusehen, wie die beiden Schweine an ihren Brüsten saugten und zerrten. Die anderen begannen neugierig zu werden. Franny biß immer noch auf ihrer Unterlippe herum. Ich glaube, sie kämpfte mit den Tränen. Sie hatte aufgehört, das Ganze

als erotisches Spiel zu sehen. Inzwischen hatte das zweite Schwein aufgegeben und sich zurückgezogen. Sofort kam ein anderes und nahm seinen Platz ein. Als auch dieses Ferkel aufgab, kam das nächste. Eine Weile ging das an ihrer rechten Brust so weiter: Jedes Schweinchen saugte, bis es merkte, daß keine Milch kam, während ein anderes schon darauf wartete, es abzulösen. Das Schwein an ihrer linken Brust aber machte keine Anstalten, sie loszulassen. Es blieb gierig daran hängen und ließ sich von keinem der anderen wegdrängen. Ich zog den kleinen Fotoapparat aus der Tasche, den ich mitgebracht hatte, und machte ein paar Schnappschüsse. Franny blickte ständig über die Schulter in Richtung Stalltor. Ich glaube, sie hatte Angst, daß jemand hereinkommen könnte. Ich weiß nicht, was ihr mehr angst machte: die Schweine an ihrer Brust oder die Vorstellung, daß jemand hereinkommen und sie so sehen könnte. Nach einer Weile begann sie zu stöhnen. ›Es tut mir weh‹, sagte

sie. ›Es saugt zu fest.‹ Ich erklärte ihr, daß es das deswegen tue, weil es Milch wolle. Sie wollte aufhören, bat mich, aufstehen zu dürfen. Ich sagte nein, die Ferkel sollten weiter an ihren Brüsten zerren. Ich erklärte ihr, daß es mir Spaß mache, ihr beim Säugen der Schweine zuzusehen. Ich sagte ihr, daß ich ihr noch andere Tiere an die Brust legen würde, eine Ziege, ein Fohlen, ein Lamm, ein Kalb. Ich ging zu ihr hinüber und begann, ihr die Jeans herunterzuziehen. Dabei erzählte ich ihr, daß sie die Euter einer Kuh habe und daß ich sie melken wolle.«

Er steht auf und sieht mich mit einem kurzen Lächeln an. Dann hebt er achselzuckend die Hände und dreht mit einer fast entschuldigenden Geste die Handflächen nach oben, als wollte er sagen: Was hätte ich denn anderes tun sollen? »Also bin ich hinter ihr auf die Knie gegangen und habe sie gefickt, während die Schweine an ihren Titten saugten.«

Ich versuche, meine Wut unter Kontrolle zu

halten. »Während Franny weinte«, sagte ich mit gepreßter Stimme.

Er tritt an die Kommode und legt seine Armbanduhr an. Dann nimmt er ein paar Münzen, die auf der Kommode herumliegen, und steckt sie ein. »Nein, sie hat nicht geweint. Sie hatte keinen Spaß dabei, aber geweint hat sie nicht.«

»Sie war völlig durcheinander.«

»Ja, natürlich.«

Einen Moment lang sage ich nichts. »Und du kannst mir diese Geschichte in aller Seelenruhe erzählen, ohne daß es dir etwas ausmacht.« Ich schüttele ungläubig den Kopf. »Wie kannst du nur so über sie reden?«

Er kommt herüber und setzt sich neben mich aufs Bett. »Ich tue das nur deinetwegen«, sagt er. »Vergiß nicht – du bist diejenige, die diese alten Geschichten wieder ans Tageslicht zerrt. Ich für meinen Teil bin sofort bereit, damit aufzuhören. Du brauchst nur zu sagen, daß du genug über Franny gehört hast, und ich werde ihren Namen nie wieder

erwähnen.« Er hält inne, gibt mir die Gelegenheit zu einer Antwort. »Also?« fragt er. »Wie willst du es haben?«

»Ich kann nicht aufhören.« Meine Hände klammern sich an die Bettdecke. Mir ist bewußt, wie gepreßt meine Stimme klingt. »Und ich werde es auch nicht tun.«

Er lehnt sich zu mir herüber und streichelt meine Wange. »Es wäre aber besser für dich, wenn du es tätest.«

Ich schiebe seine Hand weg. Im Gegensatz zu Franny lasse ich mich durch seine Zärtlichkeit nicht zum Narren halten. Eines weiß ich sicher: Es ist ihm völlig egal, was gut für mich ist. Seine Warnungen sind Teil seines Plans.

»Hast du das mit mir auch vor?« frage ich ihn. Meine Frage klingt herausfordernd. »Einen Besuch im Schweinestall?«

Er zieht die Augenbraue hoch. Ein Mundwinkel folgt.

»Möchtest du das denn?«

Als ich ihm keine Antwort gebe, steht er auf

und geht zur Kommode zurück. Er steckt seine Brieftasche ein und dreht sich zu mir um, lehnt sich rücklings an die Kommode. »Für Franny hatte Sex immer mit Romantik zu tun. Sie wünschte sich Blumen, Zärtlichkeiten und Koseworte. Anfangs gab ich ihr, was sie wollte. Aber dann, als sie mir vertraute, habe ich die Regeln geändert. Von da an hatten wir Sex zu meinen Bedingungen. Jedesmal, wenn wir es trieben, nannte ich sie meine Schlampe, meine Fotze und stellte ihr in Aussicht, was ich alles mit ihr anstellen würde. Ich riß sie aus der romantischen Idylle, die sie sich geschaffen hatte, und schleuderte sie in meine Realität, meine Welt.« M. sieht mich mit dem Anflug eines Lächelns an. »Letzte Nacht habe ich dich meine Hure genannt, und es hat dich erregt – das kannst du nicht abstreiten.« Er zögert einen Augenblick, wartet, ob ich ihm widerspreche, aber ich tue es nicht. Ich weiß, daß er recht hat.

In nüchternem Ton, als würde er seinen Studenten eine Vorlesung halten, fährt er fort.

»Franny dagegen zuckte jedesmal zusammen, wenn ich sie meine Hure oder meine Schlampe nannte.« Er blickt zu mir herüber, sieht mich gleichmütig an. »Sie haßte diese Worte. Selbst wenn ich sie nur beim Sex benutzte – in einem anderen Zusammenhang benutzte ich sie sowieso nicht –, selbst dann haßte sie sie. Sie wollte blumige Worte. Als ich das erste Schweinchen an ihre Brust legte und sie dabei küßte, festhielt und ihr sagte, daß nichts dabei sei, da gefiel es ihr. Anfangs fühlte sie sich ein bißchen unbehaglich, aber sie gab zu, daß es sie erregte. Erst als ich ihr befahl, auf allen vieren in der Box herumzukriechen, während ich als Beobachter daneben stand, begehrte sie auf.«

»Ganz abgesehen von der Tatsache, daß es ihr weh tat.«

Er tut meinen Einwand mit einer wegwerfenden Handbewegung ab, als ginge ihr Schmerz ihn nichts an.

»Sie hatte keinen Spaß daran«, fahre ich

fort. »Sie empfand es als demütigend.«

Er reibt sich über die Nase und verschränkt die Arme vor der Brust. »Und trotzdem hat sie es getan«, sagt er. Dann sagt er es noch einmal, diesmal mit leiserer Stimme: »Und trotzdem hat sie es getan.« Im Raum herrscht Stille. Sein letzter Satz hängt zwischen uns in der Luft, ein schicksalhaftes Band, das uns aneinanderkettet, jedes Wort wiegt schwer wie das Glied einer Kette. Er wirft einen Blick auf die Uhr und kommt zu mir herüber. »Und du wirst es auch tun.«

Ich sehe zu ihm auf und sage: »Darauf würde ich mich nicht verlassen«, aber er ignoriert meinen Einwand. Nachdenklich blickt er auf mich herab, legt seine Hände auf meine Schultern. Es ist eine subtile Demonstration seiner Macht, ein taktischer Schachzug, der mir zeigen soll, daß er alles unter Kontrolle hat. Er beugt sich zu mir herunter, legt eine Hand um meinen Hals, zwingt mich, zu ihm aufzusehen. Sein Griff ist fest, aber er tut mir nicht weh. Er küßt mich leicht auf die Lippen.

Ich bewege mich nicht. Ich erwidere seinen Kuß nicht. Ich tue ihm nicht den Gefallen, mich zu wehren.

»Ich frage mich, ob du es auch als demütigend empfinden wirst«, sagt er. Dann sieht er mir direkt in die Augen und fügt hinzu: »Ich glaube nicht.«

Er läßt mich los und richtet sich auf. Er geht zur Tür, bleibt dann aber noch einmal stehen und dreht sich zu mir um. Mit einer ausladenden Armbewegung, die den ganzen Raum einschließt, sagt er: »Fühl dich wie zu Hause, und bleib, solange du willst.« Der perfekte Gastgeber. »Ich nehme an, du wirst mein Haus nach irgendwelchen Beweisen durchsuchen – tu, was du nicht lassen kannst. Aber sei bitte so gut und hinterlaß alles in ordentlichem Zustand.« Er wirkt amüsiert, und sein Entgegenkommen überrascht mich. Ich hatte nicht geglaubt, daß er mir sein Haus so einfach überlassen würde. Er wendet sich erneut der Tür zu, bleibt aber noch einmal stehen.

»Die Fotos, die ich von Franny gemacht habe – die im Schweinestall und alle anderen –, wirst du nicht finden. Als ich in der Zeitung von ihrem Tod las, habe ich sie alle vernichtet. Da ich kein Alibi habe, hielt ich es für besser, sie nicht im Haus herumliegen zu lassen.« Er zögert nur den Bruchteil einer Sekunde, um meine Reaktion zu beobachten, ehe er den Raum verläßt. Im Gehen ruft er mir zu, daß ich abschließen soll, wenn ich das Haus verlasse, und fügt noch hinzu, daß er mich anrufen wird, wenn er mich wiedersehen will.

Ich höre, wie seine Schritte sich entfernen. Nach einer Weile höre ich die Haustür auf-und wieder zugehen. Ich stehe auf und ziehe M.s braunen Bademantel mit dem eingestickten Monogramm an. Barfuß gehe ich ins Wohnzimmer hinüber und spähe aus dem Fenster. Ich sehe ihm nach, bis er seinen Wagen aus der Garage gefahren hat und die Straße hinaufbraust.

Ich überlege, wo ich anfangen soll, und

entscheide mich für das Arbeitszimmer. Ich lasse meinen Blick durch den Raum schweifen und entdecke über dem Schreibtisch das Entermesser aus dem Zweiten Weltkrieg, das M.s Vater gehörte. Ich streiche mit dem Finger über die Klinge. Sie ist immer noch scharf, bereit zum Einsatz. Ich durchsuche seinen Schreibtisch und seine Bücherregale, finde aber nichts. In einem Schränkchen neben seinem Videorecorder entdecke ich schließlich eine Sammlung von Videos, deren Titel nach Porno klingen, und einen Stapel Pornohefte. Rasch blättere ich die Zeitschriften durch. Nichts, was ich nicht schon mal gesehen hätte. Die Gästezimmer und Wäscheschränke sind ebenfalls bar jeden Beweismaterials.

Ich betrete sein Schafzimmer. In einem der Nachtkästchen neben dem Bett entdecke ich eine Sammlung von Sexspielzeug: Vibratoren, Schwanzringe, Clips, Gleitmittel, Massageöl, Dildos, Brustringe und -klammern in verschiedenen Größen – also wieder nichts

Ungewöhnliches. Auch seine Kommode durchsuche ich vergeblich. Unter seinem Bett ist ebenso wenig zu entdecken wie im Bad; lediglich seine Schlaftabletten finde ich im Medizinschränkchen. Ich betrete seinen begehbaren Schrank, schalte das Licht an und durchsuche seine Sachen. Der Mann ist sehr ordentlich. Die Hemden hängen alle in dieselbe Richtung, mit der Vorderseite nach Westen. Alles ist nach Farben sortiert, die Schuhe stehen aufgereiht wie Kadetten, die auf die Inspektion warten. Die Zwischenräume zwischen den einzelnen Paaren sind exakt gleich, und alle Schuhe sind auf Hochglanz poliert. Ich sehe in jedes Regalfach, spähe in jede Schachtel – noch mehr Hemden und Pullis und Schuhe, alles sauber weggepackt. Ich hole mir den zusammenklappbaren Tritthocker, den ich in der Küche gesehen habe, und trage ihn in den Schrank, damit ich auch die oberen Fächer inspizieren kann. Im obersten Fach sehe ich es dann, versteckt hinter Stapeln von

Schuhkartons und Einkaufstüten voller alter Handtücher: einen großen Plastikbehälter von der Größe eines Koffers. Ich hieve ihn herunter, trage ihn zum Bett hinüber und mache ihn auf. Es liegen Lederriemen und Gurte darin, ein Riemengeschirr aus Leder, Fesseln, Seile in verschiedenen Längen, eine Peitsche und eine Reitgerte, Handschellen und Fußketten, ein mit Nieten besetztes Lederhalsband, einen Ping-Pong-Schläger und verschiedene andere Utensilien und Gerätschaften, deren Verwendungszweck ich mir beim besten Wille nicht vorstellen kann. Und, in einer Ecke, der Rest einer Rolle Klebeband.

Plötzlich wird mir übel. Mein Kopf dröhnt von dem vielen Alkohol, den ich gestern abend getrunken habe. Ich schließe die Augen und sehe wieder Franny vor mir, wie sie damals in der Leichenhalle lag. Fünf Tage nachdem man ihre Leiche entdeckt hatte. Im Film sieht man immer einen der Hinterbliebenen einen stahlgrauen Korridor entlanggehen, um die

Leiche im Leichenschauhaus zu identifizieren. Nicht so im wirklichen Leben. Bei einem Mordfall dürfen die Angehörigen die Leiche erst sehen, wenn sie zur Bestattung freigegeben ist.

Und die genauen Umstände ihres Todes, die in einem Film ebenfalls längst bekanntgegeben worden wären, erfuhr ich erst zwei Monate später. Anfangs wußte ich nur, daß es sich um Mord handelte, die Todesursache aber nicht exakt festzustellen war. Der Coroner, der die Ermittlungen leitete, die Leute von der Gerichtsmedizin, die Kripobeamten, sie alle sagten, daß es den Erfolg ihrer Ermittlungen gefährden würde, wenn sie zu dem Zeitpunkt mehr Informationen preisgäben. Die Verwalterin von Frannys Wohnung, eine ältere Frau, die die Leiche zwei Wochen nach ihrem Tod gefunden hatte, konnte mir auch nicht weiterhelfen. Ihr werde schon übel, wenn sie nur daran denke, sagte sie und wandte den Blick ab. Alles, woran sie sich erinnern

konnte, waren der entsetzliche Gestank und die Fliegenschwärme im Raum. Der Rest blieb meiner Phantasie überlassen, und als Autorin wissenschaftlicher Artikel wußte ich, wie sie ausgesehen haben mußte. Ich habe schon bei mehreren Autopsien zugesehen. Bestimmt waren ihre Lippen, ihre Zunge und auch ihre Finger und Zehen eingetrocknet und tiefschwarz. Die Haut muß stellenweise aufgedunsen und mit Blasen bedeckt gewesen sein, das Blut auf ihrem Körper eingetrocknet. In ihren Wunden und Körperöffnungen wanden sich höchstwahrscheinlich Maden, und im ganzen Raum muß es nur so von riesigen, fetten Fleischfliegen gewimmelt haben. Der Tod riecht auf der ganzen Welt gleich, und selbst wenn er in einer abgeschlossenen Wohnung stattgefunden hat, bekommen die Insekten Wind davon, finden einen Weg, in das Gebäude einzudringen, und stürzen sich auf die Leiche.

Und dann, zwei Monate später, als die

Ermittlungen zum Stillstand gekommen waren, informierte man mich über die Details. Inzwischen sehe ich sie so deutlich vor mir, als wäre ich selbst dabeigewesen. Ich sehe sie geknebelt in ihrer Wohnung liegen und das Blut von ihrem Körper tropfen. Ich sehe die Schnitte in ihrem nackten Leib, die an feine Holzschnitzereien erinnern. Ich sehe das Klebeband über ihrem Mund und an ihren Hand-und Fußgelenken.

Ich schüttele den Kopf, um dieses Bild loszuwerden. Ich setze mich aufs Bett, greife nach den Handschellen und dem Klebeband und lege beides auf meinen Schoß. Das Bett ist mit dem Inhalt des Plastikbehälters übersät, als hätte ein Handwerker stolz seine Werkzeugsammlung ausgebreitet: Peitschen, Seile, Schläger, Fesseln, Ketten. Diese Sammlung überzeugt mich endgültig davon, daß ich mit M. recht habe. Trotzdem bin ich enttäuscht. Ich finde keine Rasierklingen, keine Taschenmesser, keine Bilder von gefesselten Frauen, auf deren Körper sich M.

mit dem Messer verewigt hat, keine Fotos von Franny. Nichts, was M.s Anwesenheit am Tatort beweisen würde. Ich werde der Polizei das Klebeband zeigen, aber nachdem nun fast ein Jahr vergangen ist, ohne daß ein Verdächtiger verhaftet wurde, habe ich nicht mehr viel Vertrauen in sie. Ich kann förmlich hören, was sie sagen werden: Jeder kann in einen Haushaltswarenladen gehen und eine Rolle Klebeband kaufen.

Die Haustür fällt geräuschvoll ins Schloß.

Ich erstarre. Meine Hand, die gerade das Nietenhalsband nehmen und untersuchen wollte, hält mitten in der Bewegung inne. Ich höre Schritte in der Diele, durch die Entfernung gedämpft, aber doch deutlich, und plötzlich reagiert mein Körper. Ich bewege mich, ohne zu denken. Ich springe so abrupt auf, daß die Handschellen und das Klebeband auf den Boden fallen, und dann fange ich an, alles zurück in den Plastikbehälter zu werfen: die Peitschen, die Ketten, die ganze Sammlung.

»Nora?« ruft M. Jetzt ist er im Flur.

Ich hebe die Handschellen auf und werfe sie in die Schachtel. Wo ist das Klebeband? Ich kann es nirgendwo entdecken.

»Nora? Bist du noch da?«

Ich schließe den Deckel, trage den Behälter in den begehbaren Schrank, schiebe ihn wieder in sein Fach und arrangiere die Schuhkartons und Plastiktüten davor. Der Tritthocker. Ich klappe ihn zusammen und schiebe ihn hinter einen Kleiderständer. Ich stehe in der Schranktür und lasse meinen Blick durch den Raum schweifen, um sicherzustellen, daß nichts fehlt. Der Behälter ist wieder dort, wo er hingehört, der Tritthocker von M.s Mänteln und Jacken verdeckt. Ich greife nach oben an den Lichtschalter und spüre eine eiskalte Hand im Nacken. Ich schnappe nach Luft.

M. fragt: »Hast du mich nicht rufen hören?«

Ich schüttele den Kopf.

Er sieht mich fragend an.

Ich überlege krampfhaft, was ich sagen

könnte. »Ich habe mir bloß deinen Bademantel geholt«, sage ich und bin froh, daß ich ihn anhabe. »Mir war kalt.« Ich schiebe die Hände in die Taschen.

»Ich habe meine Jacke vergessen«, sagt M., geht in den Schrank und nimmt eine braune Wildlederjacke vom Bügel. Der Tritthocker ist nicht zu sehen. Ich halte weiter Ausschau nach dem Klebeband. Ich entdecke es neben der Kommode auf dem Boden und stürze hinüber, um es aufzuheben.

»Wie ich sehe, hast du meine Ausrüstung gefunden«, sagt M., der gerade aus dem Schrank kommt und seine Jacke anzieht.

»Was?« Ich richte mich auf. Mit einer Hand verstecke ich das Klebeband hinter meinem Rücken.

Er geht zum Bett hinüber und greift nach einer schwarzen Peitsche, deren Griff unter der Decke hervorlugt – ich muß sie in der Eile übersehen haben. Er kommt zu mir und drückt mir die Peitsche in die freie Hand.

»Leg sie dorthin zurück, wo du sie gefunden

hast«, sagt er. »Hast du mich verstanden?« Er spricht mit leiser, beherrschter, bewußt emotionsloser Stimme. Es ist die Stimme eines Menschen, der es gewohnt ist, daß man ihm gehorcht.

Ich nicke, ohne ihn aus den Augen zu lassen. Die Luft zwischen uns prickelt, als wäre sie elektrisch geladen.

»Gut«, sagt er. »Ich bin mir sicher, daß ich bald Gelegenheit haben werde, sie mal wieder zu benutzen.« Mit diesen Worten verläßt er den Raum.

12

Sobald ich zu Hause bin, rufe ich bei der Polizei an. Ich habe das Klebeband in der Hand, das ich aus M.s Haus gestohlen habe. Eine Männerstimme sagt mir, daß Joe Harris, der für Frannys Fall zuständige Detective, noch nicht da ist. Ich hinterlasse meinen Namen, sage, daß ich später noch einmal anrufen werde, und lege auf.

Auf dem Küchentisch liegt der *Sacramento Bee*. Ich schlage den Teil mit den Lokalnachrichten auf und lese einen Artikel über zwei junge Männer, die auf einem Basketball-Court in der T Street einen Streit hatten. Einer von den Männern ging zu seinem Wagen, holte eine Waffe, kehrte zurück und jagte dem anderen fünf Kugeln in den Körper. Streit beendet. Ich schneide den Artikel aus und hefte ihn in meinem Ordner ab, den ich mit »Tod und Gewalt in Sacramento« beschriftet habe. Obwohl ich das erst seit knapp einem Jahr mache, quillt der Ordner schon vor Artikeln über, und ich

fühle mich förmlich zugeschüttet von all der Gewalt. Ich bin froh, nicht mehr in Sacramento zu wohnen, aber dann rufe ich mir ins Gedächtnis, daß es Franny auch nicht gerettet hat, daß sie in Davis wohnte.

Wieder rufe ich bei der Polizei an. Eine ausdruckslose, gelangweilte Frauenstimme erklärt mir, daß Detective Harris erst in einer Stunde erwartet werde. Ich versuche, mir meine Verärgerung nicht anmerken zu lassen, als ich erneut meinen Namen durchgebe. Um mich zu beschäftigen und weil die Erinnerung jetzt noch frisch ist, mache ich mir ein paar Notizen zu meinem Treffen mit M., einschließlich seiner Geschichte über Franny im Schweinestall. Anschließend gehe ich unter die Dusche, weil ich mich von M.s Berührungen beschmutzt fühle. Das Duschgel reinigt meinen Körper, aber es wird mehr als Seife nötig sein, um meinen Geist zu reinigen. Was mich am meisten beunruhigt, ist die Art, wie ich gestern nacht reagiert habe. Wie konnte ich trotz allem, was ich über M. weiß,

sexuell auf ihn ansprechen? Ich hatte damit gerechnet, Widerwillen zu empfinden. Darauf war ich vorbereitet gewesen, aber statt dessen fühlte ich mich zu ihm hingezogen, von ihm erregt. Der Sex mit ihm war gut. Ich fühle mich betrogen, von meinen eigenen Gefühlen beschmutzt.

Ich trockne mein Haar, lege blutroten Lippenstift und schwarze Wimperntusche auf. Ich beschließe, auf »schick, aber hart« zu machen, und schlüpfe in enge Jeans, ein schwarzes, mit Pailletten besetztes T-Shirt und eine schwarze Lederbomberjacke. Ich stecke das Klebeband in eine braune Papiertüte und fahre in die Stadt.

Das Polizeirevier ist an der Ecke F und Third in einem alten Betongebäude untergebracht, das bis vor dreizehn Jahren die Stadtverwaltung beherbergte. Das Wort RATHAUS, eine Einlegearbeit aus dunkelblauen Keramikfliesen, ziert immer noch den Torbogen über dem Eingang. Es ist ein malerisches, im spanischen Stil

gehaltenes Gebäude aus den dreißiger Jahren. In einem hellen Pfirsichton gestrichen, sieht es von außen eher aus wie ein Wohnhaus – mit Blumenbeeten, einem sich dahinschlängelnden Kiesweg, schattenspendenden Bäumen, einem sauber gemähten Rasen und sogar einer Bank zum Ausruhen. Kaum jemand würde hier einen Ort der Verbrechensbekämpfung vermuten. An der Ecke steht eine Bronzestatue von zwei Joggern. Die einzigen Dinge, die auf die wirkliche Funktion des Gebäudes hinweisen, sind das kleine, unauffällige Schild, das unter den ausladenden Ästen eines nahe stehenden Baumes noch kleiner wirkt, und – wesentlich auffälliger – die Reihe blau-weißer Polizeiwagen, die an der Seite parken.

Ich biege in den Parkplatz auf der anderen Straßenseite ein, nehme die Plastiktüte und eile zum Polizeirevier hinüber. Die Luft ist beißend kalt, der Himmel strahlend blau und wolkenlos. Ein junges Mädchen, wahrscheinlich eine College-Studentin,

verkauft am Straßenrand Blumen, und ein paar Leute sitzen plaudernd vorm *Café Tutti* und trinken ihren Kaffee oder Cappuccino, ohne auf das kalte Wetter zu achten. Ein junger Polizist in dunkelblauer Uniform braust mit dem Fahrrad vorbei. Er gehört zur Fahrradstreife der Stadt.

Am Empfang sitzt eine kleine, dunkelhaarige Beamtin. Ich erkläre der Frau, daß Joe Harris mich erwartet, und sie greift nach dem Telefonhörer, um sich das bestätigen zu lassen. Die Frau ist neu, sie kennt mich noch nicht. Ich setze mich auf die Bank und warte. Der Empfangsbereich ist klein, holzvertäfelt und mit Teppichboden ausgelegt. Das Ganze hat mehr von einem Amt, wo man irgendeinen Antrag abgibt. An der Wand hängt ein Glaskasten, in dem die hier beschäftigten Beamten auf kleinen Karten zu sehen sind. Sie erinnern mich an die Karten, mit denen beim Baseball ein reger Tauschhandel betrieben wird. Ich frage mich, ob man sie kaufen kann – als Sammlerstücke, zum

Weiterverkaufen oder als Tauschobjekte. Ich wüßte gern, welche der Cops so hoch gehandelt werden, daß man für eine Karte von ihnen zwei andere bekommt.

Nachdem die Beamtin meinen Termin bestätigt hat, gehe ich die Treppe zu den Büros der Detectives hinunter. Ich war seit Frannys Tod schon so oft hier, daß ich mich bestens auskenne. Die meisten Leute, die hier arbeiten, kennen mich oder wissen zumindest, wer ich bin. Ein paar grüßen, als ich den Gang hinuntergehe, andere nicken bloß, aber die meisten, insbesondere die Detectives, wenden sich ab und tun so, als würden sie mich nicht sehen. Ich weiß, was in ihren Köpfen vorgeht. Sie finden, daß ich in meiner Obsession, Frannys Mörder zu finden, zu weit gegangen bin. Am liebsten wäre es ihnen, ich würde nicht mehr ins Polizeirevier kommen. Sie wollen, daß ich aufhöre, unverschämte Fragen zu stellen und ihnen ständig in den Ohren zu liegen, damit sie Frannys Fall weiterverfolgen. Sie empfinden

meine Anwesenheit als Ärgernis.

Nur Joe hört mir noch zu.

Ich trete vor Joe Harris' Schreibtisch. Er ist ein großer Mann Anfang Fünfzig, der immer aussieht, als würde er gleich überquellen – er ist zu groß für seinen Schreibtisch und seinen Stuhl, seine Kleidung wirkt immer viel zu eng, und seine grauen Locken sehen jedesmal aus, als müßte er dringend zum Friseur. Heute trägt er ein weißes Hemd, von dem er bestimmt bald die Knöpfe sprengen wird. Die Ärmel sind hochgekrempelt, die linke Kragenecke ist ausgefranst. Ich weiß, daß er mich für eine Nervensäge hält. Er ist ein netter Mann, dessen Geduld im Lauf des letzten Jahres auf eine harte Probe gestellt wurde, indem ich mich beharrlich weigerte, mich aus den Ermittlungen herauszuhalten. Auf seinem Schreibtisch steht ein Foto von seiner Frau und seinen drei Kindern. Die Kinder sind inzwischen alle erwachsen, aber auf dem Foto sind sie noch Teenager.

Obwohl er mich nicht dazu auffordert, nehme

ich ihm gegenüber Platz. Ich stelle die braune Papiertüte mitten auf seinen Schreibtisch. Er lehnt sich mit leidender Miene in seinem Stuhl zurück, rührt die Tüte nicht an. Joe hat mich von Anfang an freundlich behandelt. Als er mich über die Einzelheiten von Frannys Tod informierte, bemühte er sich, mir alles so schonend wie möglich beizubringen. Und als ich anfing, ständig im Polizeirevier anzurufen und immer neue Fragen zu stellen, nahm er sich stets Zeit für mich und beantwortete meine Fragen, so gut er konnte. Aber als aus den Wochen Monate wurden und sie in Frannys Fall einfach nicht weiterkamen, weil es weder neue Verdächtige noch neue Hinweise gab, ich aber trotzdem weiter anrief und sie drängte, mehr zu unternehmen, obwohl sie mir sagten, daß sie kaum noch etwas tun konnten, da begann auch Joe die Geduld zu verlieren. Inzwischen läßt er sich gelegentlich verleugnen, und er ermahnt mich immer wieder, das Detektivspielen sein zu lassen.

»Machen Sie sie auf«, sage ich.

Joe würdigt die Tüte keines Blickes. Er sieht mich ruhig und leicht mißtrauisch an und fragt dann: »Was ist in der Tüte?«

»Klebeband.« Ich zögere einen Moment. »Ich habe es aus seinem Haus.« Er weiß, daß ich von M. rede.

»Du meine Güte, Nora!« Er seufzt. Es ist ein langer, entnervter Seufzer. Dann öffnet er die Tüte und späht hinein. »Sind Sie bei ihm eingebrochen?«

»Nein«, antworte ich und überlege, wieviel ich ihm erzählen soll. »Ich treffe mich ab und zu mit ihm. Er hat mich eingeladen.«

Joe reibt sich die Augen. Er sieht aus, als wolle er mir gleich eine Standpauke halten, aber dann überlegt er es sich anders und schüttelt bloß den Kopf. Er sitzt auf einem dieser praktischen Drehstühle mit Rollen, einem spartanischen Modell aus Edelstahl und schwarzem Vinyl: Das Ding hat keine Armlehnen, und die Rückenlehne sieht aus, als würde sie nicht einmal bis zu seinen

Schulterblättern reichen. Bei der Größe des Detectives hat man den Eindruck, daß er gar nicht wirklich auf dem winzigen Stuhl sitzt. Es sieht eher so aus, als würde er ihn durch sein Gewicht am Boden halten.

»Selbst wenn die Untersuchungen ergeben, daß es exakt dasselbe Klebeband ist«, sagt er, »können wir nicht beweisen, daß es aus seinem Haus stammt – nicht einmal, daß es ihm überhaupt gehört. Höchst unwahrscheinlich, daß wir ihn vor Gericht damit festnageln könnten. Sie selbst haben das Beweismaterial entfernt. Sein Anwalt würde unzählige Hintertürchen finden, durch die er uns entwischen könnte.«

Ich habe nichts anderes erwartet. Vor Ärger rede ich viel zu laut: »Was hätte ich denn tun sollen? Es dort lassen? Bis ihr bei einem Richter wart und einen Haftbefehlt habt – wenn ihr überhaupt einen bekommen hättet –, hätte er es längst vernichten können!« Ich merke, daß ich nach vorn auf die Stuhlkante gerutscht bin und Joe praktisch anschreie.

Tief in meinem Innern weiß ich, daß er ein kompetenter Mann ist, der alles, was im gesetzlichen Rahmen möglich war, getan hat, um Frannys Mörder zu finden. Ich bin derart frustriert, daß ich überreagiere, und Joe weiß das. Ich sehe es an seinem Blick. Ich lehne mich wieder zurück und senke die Stimme.

»Werden Sie irgend etwas damit anfangen?« frage ich.

Er greift nach der Tüte und macht sie zu. Dann sagt er: »Wir werden es überprüfen, eine chemische Analyse durchführen lassen. Mal sehen, was dabei herauskommt. Aber machen Sie sich keine allzu großen Hoffnungen. Solches Klebeband ist nichts Ungewöhnliches. Mann, ich habe selbst eine Rolle davon in der Garage liegen.«

Trocken antworte ich: »Aber ich wette, Ihres liegt nicht in einer Schachtel mit Peitschen und Ketten und allen möglichen anderen SM-Utensilien.«

Joe Harris starrt mich an. Er läßt sich durch meine Worte nicht aus der Ruhe bringen.

»Halten Sie sich von ihm fern, Nora. Die Haare, die wir neben der Leiche Ihrer Schwester gefunden haben, sind nicht mit seinen identisch. Die Teppichfasern, die wir untersucht haben, stammen nicht aus seinem Haus. Wir haben keinerlei konkrete Beweise, die darauf hindeuten würden, daß er irgend etwas mit ihrem Tod zu tun hatte. Wir haben ihn überprüft. Wir haben mit seinen Exfreundinnen gesprochen. Er steht auf leichten SM – ein bißchen Auspeitschen und Fesseln, ein wenig Dominanz, aber nichts allzu Hartes. Die Frauen, die mitgemacht haben, sagen alle, daß er sie zu nichts gezwungen hat, daß es in gegenseitigem Einverständnis geschah und bloß Spaß war, nichts als ein großes Spiel. Er hat keine von ihnen mit Klebeband gefesselt, und er hat nie ein Messer benutzt.«

Joe schüttelt den Kopf. »Er fesselt gern Frauen. Na und? Das macht ihn noch lange nicht zum Mörder. Und wenn Sie ihn noch lange belästigen, werden am Ende Sie

diejenige sein, die Schwierigkeiten bekommt. Er kann Sie durch eine richterliche Verfügung zwingen, sich von ihm fernzuhalten.«

»Ziemlich unwahrscheinlich, daß er das tun wird – ich habe letzte Nacht mit ihm geschlafen.«

Er schüttelt schon wieder den Kopf – das hat er in den letzten Monaten ziemlich häufig getan – und seufzt. »Wir können nicht beweisen, daß er sie umgebracht hat, aber das heißt nicht, daß er es nicht gewesen sein kann. Solange der Fall nicht aufgeklärt ist, bleibt er ein Verdächtiger.«

»Es gibt da etwas, das ich Ihnen verschwiegen habe«, sage ich. »Vor ein paar Tagen wäre ich auf einem Parkplatz beinahe von einem Auto überfahren worden. Die Scheiben waren getönt, so daß ich den Fahrer nicht sehen konnte, und das Ganze passierte so schnell, daß ich keine Zeit hatte, mir die Nummer zu merken. Aber finden Sie nicht auch, daß das ein seltsamer Zufall ist? So etwas ist mir vorher nie passiert – erst,

seit der Professor weiß, daß ich vorhabe herauszufinden, wer Franny umgebracht hat.«

»Es ist sehr dumm von Ihnen, sich mit ihm einzulassen. Sie handeln sich damit nur Ärger ein – und Sie stören unsere Ermittlungen. Wir können keine Amateurdetektive gebrauchen, Nora. Lassen Sie ihn in Ruhe.«

Ich stehe auf. »Das kann ich nicht.« Mit einem Nicken in Richtung Tüte sage ich: »Lassen Sie mich wissen, was dabei herauskommt.« Dann drehe ich mich um und gehe.

Ich fahre zu meinem Haus zurück. Auf der anderen Straßenseite ist eine Nachbarin, eine kleine Mittvierzigerin namens Ann Marie, gerade damit beschäftigt, die Hecke zwischen ihrem und dem angrenzenden Grundstück zu schneiden. Über den Jeans trägt sie ein Flanellhemd, das ihr viel zu groß ist – wahrscheinlich gehört es ihrem Mann –, dazu Gartenhandschuhe. Überall liegen abgeschnittene Zweige herum. Ich bezweifle, daß jetzt die richtige Zeit zum

Heckenschneiden ist, sage aber nichts. Ich kenne mich da zu wenig aus; um meinen Garten kümmert sich mein Vermieter. Ich hole die Post aus dem Kasten und gehe ins Haus. Drinnen angekommen, höre ich meinen Anrufbeantworter ab. Vier Nachrichten sind drauf: eine von einer Freundin aus Reno, eine von Ian, eine von Maisie, meiner Freundin beim *Bee*, und die letzte von M. Ich habe ihm weder meine Telefonnummer noch meine Adresse gegeben, aber ich stehe unter »N. Tibbs« im Telefonbuch. Seine Nachricht ist kurz und bündig: »Ich hole dich Samstag vormittag gegen elf ab.« Er nennt keinen Namen, aber es ist zweifellos seine Stimme.

Ich weiß nicht recht, wie ich auf Ians Anruf reagieren soll. Er will mich heute abend sehen, aber ich glaube nicht, daß ich ihm schon gegenübertreten kann. Mein Verrat ist zu tiefgreifend. Ich hinterlasse eine Nachricht auf seinem Anrufbeantworter. Um Zeit zu gewinnen, tische ich ihm eine Notlüge auf. Ich erzähle ihm, daß ich krank bin und deswegen

heute abend keine Lust auf Gesellschaft habe. Vielleicht geht es mir in ein paar Tagen wieder besser, sage ich. Ich glaube, es ist nur ein leichter Grippeanfall. Nach diesen Worten lege ich auf, dankbar, daß ich in einem Zeitalter lebe, dessen Technologie es einem erlaubt, die Wahrheit zu umgehen. Ich weiß, daß ich ein Feigling bin.

13

Als M. am Samstag an meiner Tür klingelt, warte ich schon auf ihn. Er hat mir nicht gesagt, wo es hingehen soll, deswegen habe ich einen kurzen schwarzen Rock angezogen, der für alle Gelegenheiten paßt, und darüber einen langen roten Pulli. Ich mache ihm die Tür auf, und er kommt unaufgefordert herein, als gehöre er hierher.

»Ich dachte, wir gehen weg?« frage ich.

»Ja«, antwortet er. »Später.« Dann fügt er hinzu: »Darf ich?« und beginnt eine Besichtigungstour durch mein kleines Haus. Er trägt eine Hose aus feinem Köper und einen sehr teuer aussehenden grauen Pulli, und er hat das selbstsichere Auftreten eines Mannes, der es gewohnt ist, seinen Willen durchzusetzen. Es zeigt sich an seiner Haltung, der Präzision seiner Bewegungen, der Art, wie er spricht – und der Art, wie er mich Sonntag nacht geliebt hat. Ich weiß noch genau, wie er mich berührt hat – selbstbewußt, in dem sicheren Wissen, mir

Lust zu bereiten –, und trotz meiner Feindseligkeit durchläuft mich eine Welle des Verlangens. Ich weiß, daß ich mich auf gefährlichem Terrain bewege.

»Falls wir irgendwo hinfahren wollen«, sage ich, »dann nichts wie los.«

M. lächelt. »Und ob wir irgendwo hinfahren! An einen Ort, der dich sehr interessieren wird.«

Aber er macht keine Anstalten, mein Haus zu verlassen. Ich folge ihm durch die Diele und den schmalen Gang. Es gibt zwei Schlafzimmer, an jedem Ende eines, und in der Mitte ein Gästebad. Das kleinere Schlafzimmer habe ich zum Büro umfunktioniert. Dort stehen mein Schreibtisch, mein Computer und zwei wandfüllende Bücherregale. Nachdem er einen flüchtigen Blick in dieses Zimmer geworfen hat, eilt er weiter in mein Schlafzimmer. In der Tür bleibt er stehen und sieht sich um. Eine gläserne Schiebetür führt in den Garten hinaus und spendet zusätzliches Licht. Auf der

gegenüberliegenden Seite des Zimmers steht eine Schrankwand mit verspiegelten Schiebetüren, die den Raum größer wirken lassen, als er in Wirklichkeit ist. Auf meinem großen Luxusbett sind Satinkissen in Rosa und Rauchblau verteilt. Als er Ians Foto auf der Kommode entdeckt, geht er sofort hinüber und greift nach dem Messingrahmen. Auf dem Bild lächelt Ian zu mir herunter. Er hat den Arm um meine Schulter gelegt und hält den Kopf leicht schräg, als würde er gleich in Lachen ausbrechen. Das Bild in der Hand, dreht M. sich zu mir um. »Dein Freund?«

Widerwillig nicke ich.

Mit ausdrucksloser Miene betrachtet er das Foto. Schließlich fragt er: »Wie heißt er?«

Ich zucke die Achseln. »Spielt das eine Rolle?«

Er sieht mich an, wartet auf eine Antwort. Die Heizung gibt ein gedämpftes, summendes Geräusch von sich, das sich anhört, als wäre es nicht von dieser Welt. Ein Strom warmer Luft bläst aus dem Lüftungsschlitz an der

Decke und schwebt über uns wie ein Geist. M. wartet noch immer.

»Ian«, sage ich. Ich nehme ihm das Bild aus der Hand und setze es mit einem scharfen Knall zurück auf die Kommode. »Sein Name ist Ian McCarthy. Und jetzt los.«

Wir gehen zu seinem Wagen, einem neuen Mercedes, schwarz und schnittig. Der Himmel ist mit einer Wolkenschicht bedeckt, so leicht und dunstig, daß sie aussieht wie locker gewobene Gaze. Er hält mir die Wagentür auf, und ich steige ein. Während er auf dem Fahrersitz Platz nimmt, frage ich: »Wo soll's denn überhaupt hingehen?«

»Wir machen einen Ausflug. Rauf zum Lake Tahoe.« Er fährt rückwärts aus der Einfahrt und braust die Straße hinauf. Es ist kein guter Tag für einen Ausflug. Die Temperaturen sind immer noch winterlich kühl, und heute morgen hat es geregnet. Er biegt auf den Freeway ein, und ich lehne mich zurück. Wir haben eine etwa zweistündige Fahrt vor uns. Sein Wagen gleitet wie schwerelos über die

Straße. Der Motor ist kaum zu hören.

Wir fahren schweigend dahin. Es beginnt leicht zu nieseln, und M. schaltet den Scheibenwischer ein. Meile um Meile huscht vorüber. Ich frage mich, wo er mich hinbringt. Ich starre aus dem Fenster auf den regenverhangenen Himmel. Wir sind jetzt in Sacramento, wo der Highway 50 von der Interstate 80 abzweigt. Der Verkehr ist nicht so dicht wie während der Woche, und obwohl M. schon schneller fährt, als erlaubt, schießen immer wieder andere Wagen an uns vorbei.

Nach einer Weile sage ich: »Während der ganzen Zeit, die du Franny kanntest, bist du mit ihr nie irgendwo hingefahren. Du bist nie wirklich mit ihr ausgegangen.«

Er schweigt einen Moment lang, und ich befürchte schon, daß er mir keine Antwort geben wird, aber dann sagt er: »Ehrlich gesagt war ihre Gesellschaft nicht besonders anregend. Deine Schwester war ziemlich langweilig.«

Seine gefühllosen Worte machen mich

wütend. Aber es kommt noch etwas anderes dazu: Ich höre in diesen Worten das Echo meiner eigenen Stimme. In ihrem Tagebuch hatte Franny geschrieben, ich hätte dasselbe über Männer gesagt. »Ich weiß, daß er mich nach einer Weile langweilen würde«, hatte ich zu ihr gesagt. Jetzt verfolgen mich diese Worte. Habe ich damals genauso gefühllos geklungen wie eben gerade M.?

»Wenn sie so langweilig war, warum hast du dich dann immer wieder mit ihr getroffen?« frage ich. »Du hättest ganz andere Frauen haben können. Warum ausgerechnet Franny? Offensichtlich war sie doch gar nicht dein Typ.«

»Ich habe dir schon mal gesagt, daß ich mich mit ihr getroffen habe, um meinen Spaß zu haben.« Er wirft mir einen schrägen Blick zu. »Ich wollte herausfinden, was ich mit ihr alles machen konnte.«

»Was du mit ihr alles machen konntest«, wiederhole ich stupide.

Ich brauche Zeit, um meine Gedanken zu

ordnen. Erst als ich sicher bin, meine Gefühle unter Kontrolle zu haben, spreche ich weiter. Leidenschaftslos, als würde ich über eine Fremde sprechen, sage ich: »Du wolltest sie beherrschen – das willst du damit doch sagen, oder? Sie war eine leichte Beute für dich. Du mußtest dich nicht besonders anstrengen, um sie dir zu unterwerfen, sie zu korrumpieren. Meinst du nicht, daß du dir ein geeigneteres Opfer hättest suchen sollen? Jemanden, der dir eher …« Ich zögere.

»Gewachsen war?« fragt er, als ich nicht weiterrede. »Du meinst, jemanden wie dich?«

Ich ignoriere diese Bemerkung.

Er fährt ein paar Meilen schweigend weiter, dann sagt er: »Du verstehst das falsch. Die Unterwerfung, die Macht – das ist ein Teil davon, aber nicht alles. Schon, als ich sie am Putah Creek das erste Mal sah, lange bevor sie mich kannte, spürte ich ihre Einsamkeit. Deswegen habe ich sie fürs Wintersemester zu meinem Projekt gemacht. Ich wollte sie lehren, jemanden zu lieben – so sehr zu

lieben, daß sie alles tun würde, um diese Liebe zu behalten. Ich wollte wissen, wo ihre Grenzen lagen. Wie weit sie gehen würde.«

Einen Moment lang bin ich sprachlos. Er spricht über Franny wie über ein Experiment, eine Zellkultur in einer Petrischale. »Und das findest du nicht berechnend, oder wie? Du hast sie manipuliert!« bringe ich schließlich heraus.

»Natürlich«, antwortet M. »Das habe ich nie bestritten.« »Und so etwas findest du unterhaltsam?« Ich klinge ungehalten. Entnervt massiere ich meine rechte Schläfe. Wie konnte Franny bloß an diesen Mann geraten? »Du hast sie benutzt – darauf läuft es doch hinaus.«

»Ja, aber du solltest das nicht so entrüstet sagen. Ich habe ihr gegeben, was sie brauchte. Sie wollte einen Freund, jemanden, der sie trotz ihres Umfangs und ihrer langweiligen Art liebte. Daß sie fett und langweilig war, läßt sich nun mal nicht bestreiten. Lieben konnte ich sie nicht, aber

ich konnte mit ihr schlafen. Und ich konnte ihr das Gefühl geben, begehrt zu werden. Ich habe ihr das Gefühl vermittelt, daß ich mit ihr zusammensein wollte.« Nach einer kurzen Pause fügt er hinzu: »Das ist mehr, als du je getan hast, Nora. Du hast sie einfach ignoriert. Das war viel grausamer.«

Das hat gesessen. Mir wird schmerzhaft bewußt, daß er recht hat. Zu ihm aber sage ich: »Und dann hast du dich einfach von ihr getrennt. Als du genug hattest, hast du sie weggeschickt.«

»Mir war von Anfang an klar, daß das mit deiner Schwester nichts auf Dauer war. Ich bin selbst überrascht, daß es so lange gedauert hat. Menschen sind ersetzbar, Nora. Das habe ich dir schon mal gesagt. Sie haben ein Verfallsdatum, eine begrenzte Lebensdauer. Gerade du müßtest das doch verstehen. Vergiß nicht – Franny hat mir alles über dich erzählt. Ich weiß, was du magst und was du nicht magst. Ich kenne deine Vergangenheit. Und ich wette, ich kenne auch

deine Zukunft. Ich kenne dich. Du wechselst deine Männer genauso schnell wie ich meine Frauen. Und…«

»Das stimmt nicht«, sage ich. »Nicht mehr.«

»… und außerdem«, fährt M. fort, ohne auf meinen Einwand zu achten, »hast du vorhin selbst gesagt, daß sie nicht mein Typ war. Ich mochte sie, und das wußte sie auch, aber ich habe sie nicht geliebt, und das habe ich ihr gegenüber auch nie behauptet. Ich habe ihr nie etwas versprochen. Ich habe mir von Franny geholt, was ich wollte – und ich habe ihr gegeben, was ich ihr geben konnte.«

Wieder muß ich an die Männer in meinem Leben denken. Auch ich habe mir genommen, was ich wollte, und gegeben, was ich konnte – nein, genaugenommen habe ich ihnen so wenig gegeben, wie ich nur konnte. »Du hast ihr das Herz gebrochen«, sage ich und denke an die Männer, denen ich so leichtfertig den Laufpaß gegeben habe.

Seine Stimme ist plötzlich weicher. »Es war ihr Glück, daß ich sie habe gehen lassen. Ich

hätte sie nur immer noch weiter getrieben.«

Ich denke an den Schweinestall und den Behälter in seinem Schrank. Ich denke an Frannys Tagebucheintragungen, die, obwohl sie so bruchstückhaft sind, immer angstvoller klingen, je mehr sie sich ihm unterworfen hatte. »Wieviel weiter hätte sie noch gehen können?« frage ich.

Die Frage ist rhetorisch. Ich erwarte gar nicht, daß er mir darauf eine Antwort gibt, aber er sieht zu mir herüber und sagt: »Du bist gerade dabei, das herauszufinden.«

Ein Gefühl des Unbehagens beschleicht mich. »Wie meinst du das?« frage ich.

Er ignoriert mich.

Wir haben inzwischen das Tal verlassen und fahren durch die Gebirgsausläufer auf die weißen, schneebedeckten Gipfel zu. Der Regen wird heftiger. In großen Bogen zischen die Scheibenwischer über die Windschutzscheibe. M. wirkt nachdenklich. Schließlich sagt er: »Ich nehme an, ich habe ihr tatsächlich das Herz gebrochen. Aber das

hat sie nur stärker gemacht. Sie hätte bestimmt einen anderen gefunden. Sie hätte es überlebt.«

»Wenn sie die Chance gehabt hätte, überhaupt weiterzuleben.«

Er seufzt. Sofort nimmt sein Gesicht einen entnervten Ausdruck an. »Geht das schon wieder los? Willst du zum hundertsten Mal wissen, ob ich nicht nur ihr Herz, sondern auch ihren Körper auf dem Gewissen habe? Als sie getötet wurde, hatte ich sie schon wochenlang nicht mehr gesehen, Nora. Ich hatte Schluß gemacht. Warum hätte ich zurückkommen und sie umbringen sollen? Warum hätte ich ihren Tod wünschen sollen?«

»Ich habe den Behälter in deinem Schrank gesehen. Ich weiß, was du ihr angetan hast. Du genießt den Schmerz – den Schmerz anderer Menschen. Ich glaube, du bist ein Beherrschungsfetischist, der selbst die Beherrschung verloren hat. Du bist zu weit gegangen. Du hattest die Situation nicht mehr im Griff, und plötzlich war Franny tot.«

»Erstens«, entgegnet er in schulmeisterlichem Ton, »weißt du überhaupt nicht, was ich Franny angetan habe. Du wirst es erst erfahren, wenn ich beschließe, es dir zu sagen. Und zweitens würde mich interessieren, ob du nicht befürchtest, daß ich auch bei dir die Beherrschung verlieren könnte – wenn du schon die Theorie hast, daß ich sie in einem unbeherrschten Augenblick sadistischer Leidenschaft getötet habe?«

»Du kannst mir nichts tun. Die Polizei würde sofort über dich herfallen.«

»Angenommen, ich würde tatsächlich die Beherrschung verlieren. Dann würde ich bestimmt nicht mehr rational denken. Ich würde nicht an die Folgen denken.«

Plötzlich habe ich Platzangst, als wäre sein Wagen kleiner geworden. Ich sage: »Wenn mir etwas passiert, bist du dran. Die Polizei wird wissen, daß du damit zu tun hast, und diesmal wirst du ihnen nicht entkommen. Das ist immerhin eine gewisse Befriedigung für mich. Du wirst für das bezahlen, was du getan

hast.«

Er schweigt einen Augenblick. Dann schüttelt er langsam den Kopf wie ein Vater, der seine Mißbilligung zum Ausdruck bringt. »Das ist außerordentlich dumm von dir, Nora. Franny machst du damit nicht wieder lebendig – du bringst dich nur selbst in Gefahr.«

Wieder bekomme ich dieses klaustrophobische Gefühl, von der Welt abgeschnitten zu sein. »Für manche Dinge lohnt es sich zu sterben«, sage ich, aber ich weiß, daß ich nicht sehr überzeugend klinge.

Den Blick auf die Straße gerichtet, sagt M.: »Die Frage ist jetzt nur – werde ich dich auf die Probe stellen?«

»Sag's mir«, antworte ich. Seine Worte machen mir angst.

Er wendet den Blick nicht von der Straße. Regen peitscht gegen die Windschutzscheibe. »Wenn ich jemanden töten wollte«, hebt er an, sieht dann zu mir herüber und fügt hinzu: »Wenn ich beispielsweise dich töten wollte, dann

bestimmt nicht in einem Moment unkontrollierter Leidenschaft. Ich würde dabei sehr beherrscht vorgehen, sehr bewußt und methodisch. Wenn ich vorhätte, einen so … endgültigen Akt zu begehen, dann würde ich ihn ausgiebig genießen wollen. Ich nehme an, man würde viel von dieser Extremerfahrung verpassen, wenn man die Situation nicht völlig im Griff hätte.«

Er zögert, denkt nach, ehe er weiterspricht: »Ich schätze, ich würde damit beginnen, daß ich deine Arme und Beine fessele. Dann würde ich dich mumifizieren. Weißt du, wie das geht, Nora? Man versteht darunter eine spezielle Methode der Fesselung. Man kann es auf viele verschiedene Arten machen, aber das Grundprinzip ist immer dasselbe: einen Menschen völlig einzuwickeln, vom Kopf bis zu den Zehen, so viel wie möglich von seiner Sinneswahrnehmung auszuschalten, ihn völlig unbeweglich zu machen. Du wärst absolut hilflos, unfähig, dich zu bewegen, unfähig, dich zu wehren. Du wärst nicht einmal in der Lage,

um Hilfe zu rufen. Es würde mir große Freude bereiten, dich so zu sehen. Aber ich müßte noch einen Schritt weiter gehen, nicht wahr? Wir reden hier schließlich von Mord. Und ich würde nicht wollen, daß man mich erwischt. Es würde eine hölzerne Kiste von der Größe eines Sarges bereitstehen, und in die würde ich dich legen. Dann würde ich den Deckel zunageln. Ich würde dich begraben, vielleicht sogar in meinem eigenen Garten. Du würdest die Erde auf den Sarg fallen hören, wenn ich das Grab zuschaufle. Du könntest überhaupt nichts dagegen tun, nur zuhören und voller Panik erleben, wie ich dich lebendig begrabe.«

Während ich M. anstarre, spüre ich eine Kälte durch meinen Körper kriechen, die mit den eisigen Temperaturen draußen nichts zu tun hat. Er sieht mich an und lächelt. Allmählich hasse ich dieses höhnische Grinsen.

»Das ist natürlich alles rein hypothetisch«, fügt er hinzu. »Ich bin kein Mörder.«

Wieder spüre ich meine Isolation. Ich sollte nicht mit M. allein sein. Ich sehe aus dem Fenster. Wir sind in den Sierras. Die Berge sind weiß und still, und zu beiden Seiten der Straße ragen hohe Wände dreckigen Schnees auf. Ich drehe die Heizung auf. Die Berge sind mit Bäumen übersät, hauptsächlich Tannen und Zedern, die die Flächen schmelzenden Schnees mit einem schmutzigen Mantel aus schuppigen Blättern, spitzen Nadeln und runden Zapfen bedecken. Der matschige, grauschwarz glänzende Highway windet sich in scharfen Kurven um den Berg. M. fährt langsam und vorsichtig. Draußen ist es nicht kalt genug für Schneefall, und der Regen, jetzt nur mehr ein sanftes, gedämpftes Nieseln, scheint M. und mich zu isolieren, einen nassen Panzer zwischen uns und den Rest der Welt zu schieben.

»Das Zeug, das du in deinem Schrank hast«, frage ich, »hast du das bei Franny benutzt? Alles?«

Er antwortet nicht gleich. Schließlich sagt er:

»Die Beziehungen, die mir am meisten geben, haben immer mit irgendeiner Form von Sadomasochismus zu tun, und für gewöhnlich suche ich mir Frauen aus, die auch auf so etwas stehen. Franny war anders: Sie wollte eine traditionellere Art von Beziehung. Aber sie war in mich verliebt, mehr als jede andere Frau, die ich gekannt habe, deshalb erlaubte sie mir, praktisch alles mit ihr zu machen. Ich verlangte, daß sie mir ihre Liebe bewies, und sie tat es – immer und immer wieder. Und ihre Fügsamkeit, daß sie nie nein sagte, hat mich dazu gebracht, nur noch größere Forderungen zu stellen. Ich habe von ihr viel mehr verlangt als von jeder anderen Frau. Sie hatte eine Persönlichkeit, die geradezu darum bettelte, mißbraucht zu werden. Sie hat mir nichts verweigert, deswegen nahm ich mir alles. Die Antwort auf deine Frage lautet also ja, sie kannte alles, was in der Kiste ist, aus eigener Erfahrung – und noch einiges mehr.«

Einen Moment lang bin ich nicht in der Lage

zu sprechen. Ich hole tief Luft, dann sage ich: »Ich will es genauer wissen. Erzähl mir die Einzelheiten. Was genau habt ihr gemacht?«

Er sieht mich an und wendet sich dann wieder der Straße zu. »Wie haben genug über sie gesprochen«, erklärt er.

Ich spüre die Wut in mir hochsteigen. Er erzählt mir immer gerade genug Details über Franny, um mich bei der Stange zu halten. »Wie lange gedenkst du so weiterzumachen?« frage ich. »Du rückst doch nur dann mit Informationen heraus, wenn dir gerade danach ist. Hier ein bißchen und da ein bißchen. Glaubst du, du kannst mich genauso kontrollieren wie meine Schwester?«

»Wir werden sehen«, antwortet er.

Ich starre aus dem Fenster. Ponderosa-Kiefern mit gelblicher, tief gefurchter Rinde huschen vorbei, während der Wagen durch die Berge kurvt. Eine Weile schweigen wir beide. Es hat aufgehört zu regnen, und wir sind auf der Rückseite des Berges, haben

den Gipfel des Echo Summit hinter uns gelassen und steuern auf die flacheren Erhebungen von South Lake Tahoe zu. Hier hat die Schneeschmelze bereits eingesetzt. Die Seitenstreifen des Highway sind mit kleinen, schmutzigen Schneeflecken gesprenkelt, und über den Berghängen liegt eine weiße, eisige, an den Rändern schmelzende Patchworkdecke.

M. sieht zu mir herüber. »Für dich war Franny ein gutmütiger Mensch ohne Probleme, ein ausgeglichenes, farbloses, langweiliges Wesen, mit dem du dich gelegentlich treffen mußtest, weil ihr Schwestern wart. Du hast sie geliebt, aber sie war nicht dein Typ, genauso wenig, wie sie meiner war. Sie war nicht die Art Frau, die du dir als Freundin ausgesucht hättest, und wenn ihr nicht verwandt gewesen wärt, hättest du dich überhaupt nicht mit ihr abgegeben. Franny wußte das. Sie wußte, daß du sie langweilig fandst, und sie akzeptierte es. Sie hat nie schlecht von dir gesprochen, hat dir dein Desinteresse nie

angekreidet. Vielleicht hätte sie es tun sollen. Du hast dir nie die Zeit genommen, die erwachsene Franny richtig kennenzulernen. Ich dagegen habe sie gekannt. An Weihnachten – du erinnerst dich doch an Weihnachten, oder? Den Tag, den man mit seiner Familie verbringt? Den Tag, an dem du zu beschäftigt warst, um mit deiner einzigen Verwandten zu feiern? – , an Weihnachten hat Franny einen Besuch im Pflegeheim gemacht, damit ihre Freundin Sue Deever den Tag nicht allein verbringen mußte. Und einmal die Woche hat sie geholfen, eine Wichteltruppe zu betreuen, einfach weil sie gern mit Kindern zusammen war. Davon hast du nichts gewußt, oder? Für dich hätte sie genausogut eine Fremde sein können. Trotzdem hat sie dich bewundert. Sie hat große Stücke auf dich gehalten und dich unerbittlich verteidigt. Als ich zu ihr sagte, daß mir dein Verhalten ziemlich eigensüchtig vorkomme, fand sie lauter Entschuldigungen für dich. Sie sagte, du hättest viel zu tun und

lebtest dein eigenes Leben.«

Ich starre aus dem Seitenfenster, aber ich sehe nichts. Ich wollte mehr über Franny wissen, doch jetzt, wo er mir endlich etwas erzählt, bin ich nicht glücklich über das, was ich höre. Ich habe mich schon vorher schuldig gefühlt – mir ist klar, daß ich mir mehr Mühe hätte geben sollen, sie in mein Leben einzubeziehen –, aber jetzt geht es tiefer.

Er sagt: »Eigentlich verwunderlich, findest du nicht? Daß sie so große Stücke auf dich hielt, obwohl du es, hart ausgedrückt, gar nicht verdient hattest.«

Ich bin nicht in der Lage, darauf etwas zu antworten. Nach Frannys Tod kamen viele Leute, die ich zum Teil gar nicht kannte, auf mich zu und sprachen mir ihr tief empfundenes Beileid aus. Niemand von ihnen machte mir Vorwürfe. Niemand wußte, wie sehr ich Franny vernachlässigt hatte. Nur M. kennt die Wahrheit. Ich bete, daß er aufhören möge, aber er macht weiter.

»Du hast gesagt, sie sei eine leichte Beute

gewesen – vielleicht hattest du etwas damit zu tun. Du warst ihre Schwester, Nora. Du hättest wissen müssen, daß sie dich brauchte. Du hättest dich ein bißchen mehr um sie kümmern sollen.« Er schweigt. Dann ändert sich sein Tonfall. Er klingt nicht mehr so ernst, sondern eher verächtlich. »Vielleicht erklärt das wenigstens teilweise, warum ich so fasziniert von dir bin. Ich möchte wissen, wer die Frau ist, der so viel Loyalität entgegengebracht wurde – und zwar völlig unverdient.«

Meine Kehle ist trocken, und ich weiß, wenn ich jetzt spreche, dann nur mit großen Schwierigkeiten. Er hat natürlich recht. Ich hätte mich mehr um Franny kümmern sollen. Reflexartig schlage ich zurück.

»Du hast kein Recht, über mich zu urteilen, nicht nach all dem, was du ihr angetan hast.« Mir versagt die Stimme. Nur mit Mühe gelingt es mir, mich wieder zu fassen.

M. hat Mitleid mit mir. Sanft sagt er: »Vielleicht kann ich gerade deswegen über

dich urteilen – weil ich ihr so vieles angetan habe. Weil ich …«

»Ist das jetzt ein Geständnis?« frage ich ihn und weise sein Mitleid zurück. »Willst du mir damit sagen, daß du sie umgebracht hast?«

Langsam und geduldig schüttelt er den Kopf. »Ich will dir damit nur sagen, daß wir ihr beide weh getan haben.«

»Aber in meinem Fall geschah es ohne Absicht.« Meine Stimme klingt unnatürlich, gepreßt. Schuld sind die Tränen, die ich mit Gewalt zurückhalte. Ich will Vergebung, aber ich weiß, daß ich sie nicht bekommen werde – nicht von diesem Mann. »Vielleicht war ich keine gute Schwester, vielleicht war ich zu sehr mit mir selbst beschäftigt – aber ich habe es nie darauf angelegt, ihr weh zu tun.«

»Nein, das hast du nicht. Aber letztendlich lief es auf dasselbe hinaus. Ob nun Absicht oder nicht, Franny hat es auf jeden Fall weh getan. Du hast ihr weh getan, ich habe ihr weh getan – so ist das Leben nun mal. Du trägst

genauso viel Schuld wie ich.«

Ich starre durch die Windschutzscheibe. Mein Bündnis mit M., aus einer Notwendigkeit heraus entstanden, nimmt eine neue Dimension an. Ich habe mit diesem Mann einen Pakt geschlossen, einen Pakt mit dem Teufel, um das Rätsel um Frannys Tod zu lösen. Jetzt bezieht er mich in das Rätsel ein, macht mich zur Mittäterin. Damit habe ich nicht gerechnet. Ich möchte kein Teil des Rätsels sein, aber ich spüre, wie eine immer stärker werdende Kraft mich mit M. vereint, ein Band, das sich wie eine enge Fessel um meinen Hals legt.

Ich habe eine Weile nicht mehr auf die Strecke geachtet und stelle erstaunt fest, daß wir an der Staatsgrenze zwischen Kalifornien und Nevada angekommen sind. M. fährt an den Casinos vorbei. Er biegt in eine Seitenstraße ein und hält vor einem zweistöckigen Holzhaus, dessen A-förmiges Dach mit Schnee bedeckt ist.

»Warum sind wir hier?« frage ich.

»Um mehr über Franny zu erfahren«, antwortet er und öffnet die Fahrertür. Kalte Luft strömt herein. Er nimmt seine Jacke vom Rücksitz, einen marineblauen Wollblazer. Dann steigt er aus, geht um den Wagen herum, schlüpft währenddessen in seine Jacke und hält mir die Tür auf. Ich zögere. Ich möchte wissen, was in dem Haus passieren wird.

»Komm schon«, sagt er und streckt mir seine Hand hin. Ich steige aus, ohne die dargebotene Hand zu beachten. Wir gehen die Auffahrt hinauf. Die Luft ist so kalt, daß unser Atem frostig weiße Wolken bildet. M. klingelt an der Haustür.

»Du brauchst nichts zu tun«, sagt er. »Du bist nur als Beobachterin hier – es sei denn, du entscheidest dich dafür mitzumachen. Aber vergiß bitte nicht, daß du als Gast in diesem Haus bist. Spar dir jegliche Kommentare und Urteile, solange wir hier sind. Das ist alles, was ich von dir verlange.«

Ich will etwas erwidern, aber in diesem

Moment geht die Tür auf. M. stellt mich einem großen, stattlichen Mann vor. Er hat ein rundes, freundliches Gesicht und eine gesunde Farbe. Seine Aufmachung wirkt lässig, er trägt eine braune Kordhose und ist barfuß.

»Ihr kommt gerade rechtzeitig«, sagt er, und wir folgen ihm durch den mit Teppich ausgelegten Gang, dann eine Treppe hinauf. Das ganze Haus besteht aus Redwood-Holz und Glas. Die Einrichtung ist spärlich, aber elegant. »Wir wollten gerade anfangen.« Er führt uns in ein großes Zimmer, in dem eine Couchgarnitur aus schwarzem Leder steht. Wir setzen uns, und während wir uns unterhalten, kommt eine nackte Frau ins Zimmer. Alles, was sie anhat, sind hochhackige rote Schuhe. Sie ist keine schöne Frau – vielleicht Ende Vierzig, zehn bis fünfzehn Pfund zu schwer, zu viel Make-up –, aber sie wirkt sehr gelassen. Sie trägt ein schwarzes Nietenhalsband, das aussieht wie ein Hundehalsband, und sie geht direkt

auf den Mann zu, kniet vor ihm nieder und senkt den Kopf. Er ignoriert sie, und M. folgt seinem Beispiel. Quer über ihre Pobacken und Oberschenkel verlaufen dicke rote Striemen.

»Ich sehe, daß Sie ihre Abzeichen bewundern«, sagt unser Gastgeber, während er sich vorbeugt und die Schultern der Frau liebkost. »Ich war gerade mit ihrer Züchtigung fertig, als ihr gekommen seid.« Zu der Frau sagt er: »Steh auf. Geh hinüber, damit sie dich aus der Nähe sehen können.«

»Ja, Meister«, sagt sie und steht auf.

»Meister?« flüstere ich und sehe M. an, aber er ignoriert mich.

Sie kommt zu uns herüber und lächelt, als wäre sie stolz auf die Striemen. Sie dreht sich um, damit wir sie besser sehen können.

»Sehr schön«, sagt M. und fährt mit der Hand an ihrem Oberschenkel hinunter.

Ich frage M. im Flüsterton: »Warst du mit Franny hier?«

Er nickt.

An mich gewandt, sagt die Frau: »Ich freue mich, daß Sie kommen konnten, auch wenn Sie nicht mitspielen werden.«

Nervös sehe ich sie an. Ich frage mich, was sie wohl mit »spielen« meint.

»Wir fangen jetzt an«, sagt der Mann und erhebt sich aus seinem Stuhl. Nachdem er ein weißes Tuch auf dem Boden ausgebreitet hat, winkt er der Frau. Sie legt sich auf den Rücken. Ihre Brüste, die dünne Dehnungsstreifen bis zu den Brustwarzen haben, fallen zur Seite. Ihr kurzes, lockiges Haar hat einen rötlich-goldenen Farbton, genau wie ihre Schambehaarung. Sie schließt die Augen und beginnt tief zu atmen, als würde sie meditieren. Der Mann setzt sich neben sie und öffnet einen kleinen Lederkoffer. Ich sehe eine Reihe von Stahlnadeln.

M. wirkt überrascht und scheint sich seltsam unbehaglich zu fühlen. Er flüstert mir zu: »Damit habe ich nicht gerechnet – ich dachte, er würde uns bloß eine Peitschen-und

Fesselszene vorführen.«

Wir sehen zu, wie er die Haut über ihrer Brust zusammenschiebt und eine Nadel durch eine dünne Schicht Fleisch schiebt. Ich höre sie stöhnen.

»Tief durchatmen«, sagt der Mann in beruhigendem Tonfall zu der Frau. »Entspann dich einfach.« Mit diesen Worten schiebt er eine weitere Nadel durch ihre Haut, diesmal an der anderen Brust. Dann streichelt er ihre Stirn. Sie öffnet die Augen und sieht ihn lächelnd an. Auf ihren Brüsten bilden sich Blutstropfen.

»Und das soll ein Spiel sein?« flüstere ich M. zu, während sie mit einer weiteren Nadel durchstochen wird.

M. lehnt sich näher zu mir herüber. Leise sagt er: »Für manche Leute ja. Wie du siehst, genießt sie es. Schau einfach zu – wahrscheinlich wird er auf ihrer Brust ein Muster aus Nadeln stecken.«

Aber das tut er nicht. Er greift erneut in den Koffer und zieht unter einem Stück Stoff ein

schimmerndes Messer hervor. Es sieht aus wie ein chirurgisches Skalpell. Ich weiß, was er gleich tun wird, und halte vor Anspannung die Luft an. Ich werfe einen schnellen Blick zu M. hinüber. Er hat sich kaum merklich vorgebeugt. Sein Gesichtsausdruck wirkt mißtrauisch.

Mir wird übel. Ich stürze aus dem Haus und bleibe vor der Tür stehen, um erst einmal tief Luft zu holen. Nach ein paar Minuten kommt auch M.

Er sagt: »Man nennt das *Scarification*. Du brauchst dir keine Sorgen um sie zu machen – er wird nicht tief schneiden. Und die Narben verschwinden mit der Zeit wieder.«

Die kalte Luft pfeift durch meine Jacke. Ich bekomme eine Gänsehaut. »Warum hast du mich hierhergebracht?«

»Um dir zu zeigen, wie sie miteinander spielen.«

»Warst du mit Franny auch deswegen hier?«

»Nein. Franny war nie als Beobachterin

hier – sie hat immer mitgemacht. Allerdings nicht bei der Sache mit dem Schneiden. Das haben wir mit ihr nie getan.«

»Du lügst.«

M. zuckt mit den Achseln. »Ich habe keinen Grund zu lügen. Du wolltest wissen, was Franny und ich miteinander getan haben – und ich sage es dir.«

»Und?«

M. lächelt. »Und was? Du willst wissen, ob ich zugelassen habe, daß er sie fickt? Das überlasse ich deiner Phantasie.«

Wir steigen in seinen Wagen und machen uns auf den Heimweg. Schweigend fahren wir dahin. Es ist erst vier Uhr nachmittags, und es hat wieder zu regnen begonnen. Wir biegen in die Hauptstraße ein; ich starre auf die vorüberfliegenden Geschäfte, die Motels und die Leute, die unter ihren Schirmen dahineilen. Wir umrunden die untere Hälfte des Lake Tahoe. Dicke Regentropfen lassen die Wasseroberfläche wie pockennarbig aussehen. Alles um uns herum – die hohen,

tropfenden Bäume, die holzverkleideten Häuser, die vorbeizischenden Autos – hat einen durchweichten, grauen Farbton angenommen. Ich kann nicht aufhören, mir Franny in diesem Haus vorzustellen. Ständig frage ich mich, zu welchen Dingen M. sie wohl gezwungen hat.

Wir lassen die Stadt hinter uns, fahren am Flughafen vorbei und steuern dann auf die Berge zu, wo der Regen ziemlich abrupt in ein leichtes, dunstiges Nieseln übergeht. Schläfrig tanzen die Tröpfchen über die Motorhaube. Bald wird es draußen dunkler, fast schon dämmrig. Schließlich sind immer weniger Bäume zu sehen, und die Berge machen den welligen, grasbewachsenen Gebirgsausläufern Platz. Wir erreichen den flachen Streifen Land, der zu Sacramento wird, und fahren in Richtung Westen weiter. Schließlich erreichen wir Davis. Vor meinem Haus schaltet er den Motor ab und dreht sich zu mir um, den Arm um die Rückenlehne drapiert. Schweigend betrachtet er mich. Ich

werde verlegen.

»Was ist?« frage ich abwehrend.

»Komm her«, sagt er. Das ist ein Befehl, keine Bitte. Instinktiv bleibe ich, wo ich bin. In den Augenblicken des Schweigens, die nun folgen, lädt sich die Luft spürbar auf.

Er lächelt. Es ist ein selbstgefälliges und zugleich bedrohliches Lächeln. »Ungehorsam«, stellt er fest, während er seinen Sicherheitsgurt öffnet und zu mir herüberrutscht. »Das gefällt mir.« Mit einer plötzlichen Bewegung, die ich nicht erwartet habe, drängt er mich gegen die Tür und hält mich mit den Armen fest, so daß ich mich nicht mehr rühren kann. Er legt eine Hand unter mein Kinn und hebt meinen Kopf zu sich hoch. »Bis zu einem gewissen Grad. Aber geh nicht zu weit. Sei zum falschen Zeitpunkt ungehorsam, und du wirst dafür bezahlen.« Er drängt sich an mich und küßt mich. Wieder spüre ich die Gefahr, genau wie in der Nacht, als ich mit ihm geschlafen habe. Gegen meinen Willen fühle ich die Erregung.

Abrupt hört er auf. Mit einer Hand packt er mich am Kinn und schiebt meinen Kopf nach hinten gegen das Fenster. Ich spüre die Kraft in seinen Armen, in seinem Körper, der sich gegen meinen preßt.

Während er mich auf diese Weise festhält, sagt er mit ruhiger Stimme: »Du möchtest glauben, daß ich Franny getötet habe. Das gibt dir etwas, woran du dich klammern kannst. Es ist besser als der Gedanke, daß ihr Mörder ungestraft davonkommen könnte. Aber gleichzeitig fühlst du dich zu mir hingezogen. Ich spüre es an der Art, wie du mich küßt. Ich spüre es in deinem Körper. Du und ich, wir werden Freunde werden. Obwohl du es nicht willst, wirst du mich mögen. Du weißt es vielleicht noch nicht, aber wir sind einander ähnlicher, als du es dir jetzt vorstellen kannst. Wir sind aus demselben Holz geschnitzt, Nora. Du wirst mir nicht widerstehen können.«

Seine Worte machen mir angst. Der Gedanke, daß ich ihm ähnlich sein könnte, ist

mir widerlich. Ich kämpfe gegen die Hand an meinem Kinn. »Sei dir da nicht zu sicher«, stoße ich hervor.

Er küßt mich leicht auf die Wange, dann läßt er mich los. Ich gehe ins Haus, höre ihn wegfahren. Sofort wähle ich Joe Harris' Privatnummer und erzähle ihm von der *Scarification*. Joe verspricht mir, daß er der Sache nachgehen wird.

Ein paar Minuten später klingelt es. Ian steht vor der Tür – blond, groß, jungenhaft. Er trägt Bluejeans und eine rot-goldene 49ers-Jacke. Sein kantiges Gesicht ist glatt, es sind noch keine Falten zu entdecken, und seine strohfarbenen Augenbrauen sehen aus wie die Borsten eines Malpinsels. Mit großen Schritten stürzt er herein und küßt mich auf dieselbe Wange wie kurz zuvor M.

»Was machst du denn hier?« frage ich perplex.

»Hast du meine Nachricht nicht abgehört? Ich habe heute vormittag angerufen und dir aufs

Band gesprochen, daß ich abends vorbeischaue.« Er legt die Arme auf meine Schultern und küßt mich noch einmal, diesmal intensiver. Ich rechne fest damit, daß er meinen Betrug spüren wird. Gleich wird er einen Schritt zurücktreten und sagen: »Du bist mit einem anderen Mann zusammengewesen« – aber er tut es nicht. Aus seinem Kuß sprechen Leidenschaft und ehrliche Zuneigung.

Ich lege meinen Kopf gegen seine Brust und halte Ian fest. Er ist ein kräftiger Mann, gebaut wie ein Wrestler – was er während seiner College-Zeit auch war –, groß und muskulös, aber inzwischen verbringt er sein Leben hauptsächlich im Sitzen, und in ein paar Jahren wird sein Körper langsam, aber sicher schlaffer werden. Ich spüre es schon jetzt. Ich muß an M.s nackten Körper denken: geschmeidig, hart, gefährlich. Die Vorstellung macht mich nervös. Ich greife unter Ians T-Shirt und presse meine Finger in sein kühles, bleiches Fleisch. Allein sein Umfang tröstet

mich.

»Nein«, sage ich, »ich habe deine Nachricht noch nicht abgehört. Ich bin gerade erst heimgekommen.« Ich schaue in sein vertrauensvolles Gesicht und weiß sofort, daß ich ihm nichts von M. erzählen kann. Statt dessen erzähle ich ihm, daß ich mit einer Freundin am Lake Tahoe war.

Ich folge Ian in die Küche, wo er sich eine Cola aus dem Kühlschrank holt. Ich selbst trinke keine Limonade, ich kaufe sie nur für Ian. Ein Blick auf meinen Anrufbeantworter sagt mir, daß zwei Leute angerufen haben. Ich drücke auf den Knopf und höre tatsächlich Ian, der mir mit lauter, durch die Maschine noch verstärkter Stimme erklärt, daß er abends bei mir vorbeischauen wird. Die zweite Nachricht ist von Maisie, die sich fragt, wo ich bin und warum ich sie nie zurückrufe. Ich habe nicht mehr mit ihr gesprochen, seit ich M. kennengelernt habe, weil ich keine Lust habe, ihr von meiner klammheimlichen Affäre zu erzählen. Ich lösche beide Nachrichten.

Während Ian seine Jacke auszieht und auf die Theke wirft, fragt er mich: »Hast du was gewonnen? Oben am Tahoe?«

Er öffnet die Dose, streicht sich das helle Haar aus der Stirn und nimmt einen Schluck. Er wirft einen Blick auf den Anrufbeantworter und sagt ohne großen Elan: »Ich war heute mit Maisie mittagessen. Sie kann sich nicht erklären, warum du ihr aus dem Weg gehst.«

Maisie schreibt für den *Bee* eine Kolumne über menschliche Schicksale, und sie und Ian sind in letzter Zeit recht gute Freunde geworden. »Ich gehe ihr nicht aus dem Weg«, widerspreche ich. Dann setze ich zu einer Erklärung an, aber Ian wirkt zerstreut. Ich glaube nicht, daß er gehört hat, was ich gesagt habe. Er zupft an seiner Unterlippe herum.

»Was ist los?« frage ich.

Er schweigt einen Moment, als wäge er die möglichen Folgen seiner Antwort ab. Schließlich sagt er in gereiztem Ton: »Maisie ist nicht die einzige, der du aus dem Weg zu

gehen scheinst.« Er trinkt den Rest seiner Pepsi auf einmal aus und stellt die Dose weg. »Ich habe die ganze Woche versucht, dich zu erreichen. Du gehst nicht ans Telefon, und wenn du mich zurückrufst, dann tagsüber, wenn du weißt, daß ich nicht zu Hause bin.«

Die ganze Woche habe ich Ian erzählt, daß ich eine Grippe hätte.

Er ist noch nicht fertig. »Du benimmst dich, als wolltest du mich nicht sehen. Als gäbe es da einen anderen in deinem Leben.«

»Nein«, sage ich schnell. »Es gibt keinen anderen. Ich war krank, das ist alles.«

Stirnrunzelnd sieht er zur Seite, ehe er den Blick wieder mir zuwendet. »Bist du sicher, daß das alles ist?«

Ich nicke.

Er schließt seufzend die Augen. Als er sie wieder öffnet, sagt er: »Ich hätte das nicht sagen sollen – das mit dem anderen. Ich hätte nicht gleich diesen Schluß ziehen dürfen. Aber ich liebe dich, Nora. Du kannst nicht einfach für eine Woche verschwinden. Und du

kannst mich nicht wegschieben, bloß weil du krank bist. Ich möchte mich um dich kümmern, wenn es dir nicht gutgeht. Ich möchte mit dir zusammensein, egal, ob du gesund oder krank bist.«

»Es tut mir leid«, antworte ich. »Ich bin bloß…« Ich zucke die Achseln, weil ich nicht weiß, was ich sagen soll. Ich will nicht noch mehr lügen. Lahm füge ich hinzu: »Ich habe gewußt, daß du die ganze Woche viel zu tun hattest.«

»Das stimmt – aber für dich hätte ich schon Zeit gefunden.« Er entspannt sich etwas, lehnt sich gegen die Theke. Ein Lächeln beginnt sich auf seinem Gesicht auszubreiten. »Ich hätte dir Hühnersuppe gebracht.«

Ich gehe zu Ian hinüber und schlinge die Arme um ihn. Ich drücke ihn an mich, lehne mich gegen ihn, drücke ihn noch fester. Das ist der Mann, mit dem ich zusammensein möchte. Er ist verläßlich und liebevoll. Er gibt mir, was ich brauche.

Sanft schiebt Ian mich weg. »He«, sagt er mit

besorgter Stimme. »Alles in Ordnung?« Fragend sieht er mich an.

Ich nicke. »Ja. Ich schätze, ich bin bloß müde.«

»Was du brauchst, ist ein bißchen liebevolle Pflege – und die hättest du längst haben können, wenn du mir erlaubt hättest rüberzukommen.« Er führt mich ins Wohnzimmer und schaltet die Ecklampe an. Wir setzen uns auf die Couch. In der Lampe sind nur Vierzigwattbirnen, drei an der Zahl, und sie spenden ein sanftes bernsteinfarbenes Licht, das sich am anderen Ende des Raumes zu samtiger Schummerbeleuchtung abschwächt. Auf dem Couchtisch wartet lans letzte Schnitzarbeit – ein unvollendeter Skorpion –, und daneben liegen mehrere scharfe Messer und Meißel. Ich lege die Beine hoch, lehne mich zurück und lasse meinen Kopf auf seinen Schoß sinken. Sein massiger Körper gibt mir ein Gefühl von Sicherheit. Ich kuschle mich noch näher an ihn, weil ich mir wünsche, von seiner

Schwere wie von einem Anker festgehalten zu werden.

»Ich meine es ernst, Nora«, sagt er. »Du kannst doch nicht einfach sagen, daß ich wegbleiben soll, bloß weil du krank bist. Wenn ich mal eine Grippe habe, sagst du dann zu mir: Ruf mich wieder an, wenn es dir bessergeht; solange du krank bist, will ich dich nicht sehen?«

»Nein.«

»Na, siehst du. Dann sag auch nicht zu mir, daß ich wegbleiben soll. Schließ mich nicht so aus deinem Leben aus.«

Ich vergrabe meinen Kopf in seinem Schoß, damit ich ihm nicht ins Gesicht sehen muß. Seine Fürsorglichkeit bewirkt, daß ich mich wegen M. noch schuldiger fühle. »Ich schätze, ich bin keine besonders gute Freundin«, sage ich.

Er streichelt mein Haar, und seine Stimme wird weicher. »Du bist schon richtig«, sagt er, und ich weiß, daß er es ernst meint. »Genau richtig«, flüstert er und fährt fort, mein Haar

und mein Gesicht zu streicheln. Seine Hände sind so groß, seine Finger so dick und stumpf, daß es mich immer wieder überrascht, wie sanft sie sein können.

»Sollen wir heute zu Hause bleiben?« fragt er. »Es uns einfach gutgehen lassen? Wir könnten ein bißchen fernsehen, wenn du magst.« Seine Berührungen sind weich und seidig wie warme Butter, und ich spüre die Liebe darin. Ich vergleiche ihn mit M. und komme zu dem Ergebnis, daß dieser Vergleich unmöglich ist.

Ich nicke. Dann rolle ich mich auf den Rücken. Seine Augen sind blau und klar und sehen mich voller Vertrauen an. Sein Gesicht wirkt offen und ehrlich. Er legt die Hand auf meinen Kopf und reibt mit dem Daumen leicht über meine Stirn. Seine Berührung hat eine reinigende Wirkung. »Viel lieber«, sage ich, »würde ich mit dir schlafen.«

Ian sieht mich mit einem breiter werdenden Grinsen an. »Ich dachte, du bist müde.«

»So müde nun auch wieder nicht«, antworte

ich. Ich möchte nicht mehr an M. denken müssen, ich will nur noch an Ian denken. Ich möchte die Tatsache auslöschen, daß ich Franny vernachlässigt habe. Ich will, daß Ians reinigende Berührungen meine Schuld wegwischen. Ich möchte ganz einfach die totale, alles umfassende Absolution.

14

Seit Frannys Tod habe ich eine Menge über die Welt des Sadomasochismus gelernt. In einer SM-Beziehung wird der dominante Partner als *Top* bezeichnet, der unterwürfige als *Bottom*. Wenn der unterwürfige Partner versucht, die Beziehung zu beherrschen oder zu manipulieren, dann wird sein oder ihr Verhalten als *»topping from the bottom«* bezeichnet. Diese Beschreibung trifft ziemlich genau auf das zu, was sich zwischen M. und mir abspielt. Er ist sich dessen nicht bewußt, aber ich bin dabei, ihn von unten zu stürzen.

Wenn Ian nach der Arbeit nicht rüberkommt, verbringe ich meine Abende mit M. Für gewöhnlich sehe ich ihn erst zum Abendessen. Wenn er von seinem letzten Seminar nach Hause kommt, setzt er sich sofort an den Flügel, wo er nur ungern gestört wird. An diesem Abend haben wir das Abendessen gerade hinter uns und drehen eine kleine Runde durchs Viertel. Rameau, der wie ein Schatten immer gegenwärtig ist,

folgt uns mit ein paar Schritten Abstand. Es gibt hier keine Gehsteige, deswegen gehen wir am Straßenrand. Hie und da kicken wir ein paar Kieselsteine vor uns her. Im Garten eines Nachbarn wiegen sich gelbe Dahlien mit rosa Blütenrändern in der sanften Brise, und irgendwo in den Bäumen pfeift ein Vogel. Durch die Baumwipfel sehen wir eine orangefarbene Sonne tief über dem Horizont hängen. Bald wird es dunkel werden.

M. nimmt meine Hand. Er trägt hauchdünne Handschuhe, was mir seltsam vorkommt, weil es nicht besonders kalt ist. Zwei Jungen, die mit ihren Fahrrädern mitten auf der Straße fahren, zischen an uns vorbei.

»Trägst du immer Handschuhe?« frage ich.

»Fast immer. Jedenfalls immer, wenn ein Hauch von Kälte in der Luft liegt. Meine Hände werden schnell rauh.« Mit einem Blick auf mich fügt er hinzu: »Du möchtest doch nicht, daß ich rauhe Hände habe, oder, Nora? Bei dem, was ich vorhabe, brauche ich zarte Hände.«

Beinahe hätte ich ihn gefragt, was er vorhat, aber dann sage ich mir, daß er nur Spaß macht. Hand in Hand gehen wir weiter. Gegen meinen Willen muß ich daran denken, daß Franny von dieser Hand ermordet worden ist.

Wir kommen an einem Haus vorbei, vor dem ein kleiner, selbst angelegter Teich glitzert. Bläulichgraue durchscheinende Insekten schlittern über das Wasser. Ein leichter Windstoß, der den süßen Duft von Jasmin zu uns herüberträgt, jagt kleine Wellen über den Teich.

»Erzähl mir etwas über Franny«, sage ich.

Ohne zu zögern, antwortet er: »Sie war absolut ehrlich. Es wäre ihr nie in den Sinn gekommen, einen Mann mit einem anderen zu betrügen.«

Ich senke den Kopf und seufze. Es ist ein weiches, reumütigen Seufzen, das M. glauben macht, ich würde von Schuldgefühlen geplagt. Aber für mich ist es die einzige Möglichkeit, nicht laut herauszuplatzen. Er ist der letzte Mensch auf der Welt, der mir einen Vortrag

über Ehrlichkeit halten sollte. Das Zirpen einer Grille zerreißt die Stille.

»Du wirst es nicht lange durchstehen, zwei Beziehungen gleichzeitig zu haben. Vergiß Ian – er hat nicht, was du brauchst.«

Ich höre die Eifersucht in seiner Stimme und nehme mir vor, sie zu meinen Zwecken zu nutzen. Wieder sage ich nichts, sondern seufze bloß ein bißchen, damit er glaubt, ich sei beunruhigt. Der untere Teil der Sonne verschwindet, und lange, rot geflammte Spiralen werden sichtbar, die den Horizont wie mit einer Borte aus sich kringelnden Fäden säumen. Im Zwielicht der Dämmerung wirkt die Straße abgeschlossen und geschützt, fast wie von Mauern umgeben. Sämtliche Büsche, Bäume und Rasenflächen nehmen im diffusen Licht der untergehenden Sonne einen gräulichgrünen Farbton an.

Hand in Hand beenden wir unseren Spaziergang. Gelegentlich berühren sich unsere Schultern. Als wir wieder zu Hause sind, geht M. in die Küche und stellt einen

Topf Wasser auf den Herd. Ich sehe ihm zu, wie er an der Theke herumhantiert, zwei Tassen bereitstellt, zwei Teebeutel aus dem Schrank nimmt und mit dem kochenden Wasser übergießt.

»Ich bin gleich zurück«, sagt er und verschwindet. Als er zurückkommt, hat er eine Zeitschrift in der Hand.

»Deine Hausaufgabe«, sagt er und drückt mich auf einen Stuhl am Küchentisch. Er schlägt die Zeitschrift auf Seite zwanzig auf, und ich lese die Überschrift des Artikels: *»Fisting,* Teil 1: Die Möse.«

Ich lege das Heft auf den Tisch. »Vergiß es«, sage ich. »Völlig unmöglich. Du wirst nie deine ganze Hand in mich hineinbekommen.«

Er legt seine Handfläche auf meine Schulter. »Wir müssen es ja nicht gleich heute nacht machen«, sagt er. »Auch nicht nächste Woche. Lies einfach mal den Artikel. Lern ein bißchen was darüber, und versuch, für alles offenzubleiben.«

Ich sehe mir die Fotos an. »Ich bin zu eng. Du

würdest mich zerreißen.«

»Lies es«, sagt er, bringt mir eine Tasse Tee und geht.

Ich rufe ihm hinterher: »Das ist aber auch alles, was ich tun werde!« Langsam trinke ich meinen Tee, ohne einen Blick in die Zeitschrift zu werfen. Ich frage mich, ob das auch eine der Sachen ist, die er mit Franny gemacht hat. Ich habe meine Tasse fast ausgetrunken, als ich mich wieder den Fotos zuwende. Eine Frau hat sich auf alle viere niedergelassen, und eine andere Person – schwer zu sagen, ob es ein Mann oder eine Frau ist – kauert hinter ihr, eine Hand in ihrer Vagina. Ich fange an, den Artikel zu lesen, aber es fällt mir schwer, mich zu konzentrieren. Ich lese den ersten Abschnitt noch einmal und gähne – irgendwie geht es darum, daß die Hand beim Fisten gar nicht wirklich zur Faust geballt wird. Ich lese den ersten Abschnitt ein zweites Mal, ohne viel zu verstehen. Ich bin schläfrig. Als ich aufblicke, steht M. neben mir.

»Fertig?« fragt er.

Ich schüttele den Kopf. »Ich kann mich irgendwie nicht richtig konzentrieren«, antworte ich und muß schon wieder gähnen. »Ich bin wirklich müde.«

»Vielleicht solltest du dich eine Weile hinlegen«, meint er und hilft mir auf.

Völlig desorientiert, antworte ich: »Ja, nur für ein paar Minuten.« Ich spreche wie in Zeitlupe, als würde ich träumen. An M. gelehnt, lasse ich mich ins Arbeitszimmer führen. Er hat den Arm fest um meine Taille gelegt. Im Arbeitszimmer setzt er mich auf die Couch.

»Alles in Ordnung?« fragt er und starrt mich aus seinen dunklen Augen an.

Ich nicke.

»Leg dich zurück. Du wirst dich gleich besser fühlen.« Mit diesen Worten schiebt er mich sanft zurecht, legt meine Füße auf die Couch und zieht mir die Schuhe aus. »Schlaf einfach ein bißchen«, sagt er. »Schließ die Augen und schlaf.« Aber meine Augen sind bereits

geschlossen. Ich glaube, er sagt noch etwas, aber seine Stimme ist so weit weg, daß ich die Worte nicht verstehen kann. Visionen von Vaginen und darin verschwindenden Händen vernebeln mir den Kopf. Ich versuche, meine Gedanken auf einen Punkt zu konzentrieren, aber alles verschwimmt zu einem schläfrigen Nebel. Schließlich gebe ich auf und überlasse mich dem Schlaf.

Ich wache langsam auf, völlig groggy, und als ich die Augen aufschlage, sehe ich hoch über mir den langen Holzbalken, der die ganze Länge der Zimmerdecke einnimmt. Ich schließe die Augen und öffne sie wieder. Diesmal sehe ich M. Gemächlich schwingt er in mein Gesichtsfeld, um gleich wieder daraus zu verschwinden, wie eine Marionette. Ich will den Kopf wenden, um ihn besser sehen zu können, aber mein Nacken fühlt sich steif und eingeengt an. Ich kann ihn nur ein winziges Stück bewegen. Aus den Augenwinkeln sehe ich, daß M. neben mir auf

einem Stuhl sitzt. Er lehnt sich vor und legt mir eine Hand auf die Stirn, aber ich spüre weder seine Finger noch die Berührung seiner Haut, nur einen sanften Druck.

»Versuch, nicht in Panik zu geraten«, sagt er, und ich schließe wieder die Augen. Wovon redet er überhaupt?

»Du hast eine Weile geschlafen«, höre ich ihn sagen. »Ich habe dir etwas in den Tee getan.«

Immer noch schläfrig, schlage ich erneut die Augen auf. Ich will etwas sagen, merke aber, daß es nicht geht.

»Ein Schlafmittel«, fährt er fort. »Eine ganz kleine Menge, gerade genug, um dich für kurze Zeit außer Gefecht zu setzen.«

Inzwischen fühle ich mich weniger benommen, und mir wird klar, daß irgend etwas ganz und gar nicht in Ordnung ist. Es fühlt sich an, als würden mein Geist und mein Körper nur mit einer gewissen Verzögerung funktionieren. Sowohl mein Denken als auch meine Sinneswahrnehmung kommen mir

stark verlangsamt vor. Erst jetzt wird mir die volle Bedeutung von M.s Worten bewußt: *Versuch, nicht in Panik zu geraten. Ich habe dir etwas in den Tee getan. Ein Schlafmittel.* Ich versuche mich aufzusetzen, kann mich aber nicht bewegen. Dann spüre ich den Druck auf meinem Körper, den Druck, der schon die ganze Zeit da war – ein beengendes, klaustrophobisches Gefühl, als würde ich irgendwo feststecken. Plötzlich weiß ich, was passiert ist.

»Versuch nicht, dich zu bewegen«, sagt er sanft. »Es ist unmöglich – du wirst dich nur unnötig anstrengen.« Er läßt seine Hand auf meiner Stirn liegen, als könnte allein das mich beruhigen.

»Hier«, sagt er, »sieh dich an« und hält mir einen Spiegel vors Gesicht. Blau und angsterfüllt starren mir meine Augen entgegen. Der Rest meines Kopfes ist mit einem fleischfarbenen Stretchverband bandagiert. Mund, Ohren, Stirn – alles ist umwickelt. Nur meine Augen und ein

schmaler Schlitz für die Nasenlöcher sind ausgespart. Er kippt den Spiegel etwas, so daß ich an meinem Körper hinuntersehen kann. Er ist von unzähligen elastischen Binden vollständig umhüllt. Meine Beine sind zusammengewickelt, die Arme gegen den Rumpf gepreßt, der Oberkörper bedeckt. Nirgends ist auch nur ein winziges Stück Haut zu sehen. Ich stöhne verzweifelt, weil mir plötzlich meine absolute Hilflosigkeit bewußt wird. Eine Welle der Panik läuft durch meinen Körper. Ich bin von Verbänden eingehüllt. Mumifiziert. Eine extreme Platzangst ergreift von mir Besitz. Das Hämmern eines vor Entsetzen beschleunigten Herzschlags explodiert in meinen Ohren.

»Entspann dich einfach«, sagt M. und legt mir eine Hand auf die Schulter. »Versuch dich zu beruhigen. Du wirst es leichter haben, wenn du dich entspannst.«

Ich sehe wieder zu ihm hinüber. Erneut versuche ich zu sprechen, aber er hat mir etwas in den Mund gestopft, und meine Worte

kommen unverständlich heraus. Blinzelnd kämpfe ich mit den Tränen.

»Schhh!« flüstert er und küßt mich sanft auf beide Augenlider. »Du siehst schön aus so. Hab keine Angst. Versuch, die Erfahrung zu genießen, wenn du kannst. Ich habe mir beim Einwickeln große Mühe gegeben. Ich wollte, daß du erlebst, wie es ist, sich völlig isoliert zu fühlen, ohne jede Sinneswahrnehmung durch die Haut. Ich habe dein rechtes Bein separat bandagiert, bevor ich beide Beine zusammengewickelt habe – damit du deine eigene Haut nicht mehr spürst. Deinen Oberkörper habe ich ebenfalls umwickelt, bevor ich deine Arme seitlich fixiert habe. Anschließend habe ich dich noch einmal ganz umwickelt, so daß du jetzt wie in einem Kokon steckst. Du dürftest eigentlich keine Haut mehr spüren, überhaupt nichts mehr, nur noch den Druck der Verbände.«

Er legt eine Hand unter meinen Kopf und hebt ihn leicht an. »Ich wollte, daß du etwas sehen kannst, wenn du aufwachst«, sagt er.

»Ich wollte, daß du deine Situation ganz erfaßt, aber jetzt werde ich den Kokon vollenden.«

Wieder stöhne ich, versuche zu sprechen. Ich versuche, den Kopf zu schütteln.

»Ich weiß, daß du Angst hast«, sagt er, während er eine weitere Binde um meinen Kopf wickelt und mir damit die Sicht nimmt, »aber versuch dich zu entspannen. Es gibt im Moment nichts, was du tun könntest, also kannst du dich genausogut der Erfahrung überlassen, dem Gefühl der Isolation, dem Wissen, daß dein Leben von mir abhängt.«

Inzwischen ist alles schwarz. Er hat den Verband in mehreren Lagen um meinen Kopf gewunden, so daß überhaupt kein Licht mehr zu mir durchdringt.

Ängstlich warte ich darauf, daß er den Verband auch über meine Nase wickelt und mir die Luft zum Atmen nimmt, aber er läßt meinen Kopf auf die Couch zurücksinken.

»Ich lasse dich jetzt eine Weile allein«, sagt er. Ich spüre, wie seine Hände über meine

umwickelten Brüste streichen und dann an meinem bandagierten Körper hinuntergleiten. Mit sanfter Stimme sagt er: »Du siehst wundervoll aus, absolut wundervoll«, und dann höre ich ihn aus dem Zimmer gehen.

Unter den Verbänden spüre ich, wie mein Körper zittert. Schwärze, nichts als Schwärze. Ich muß an die zweite Hälfte seines Todesszenarios denken: den hölzernen Sarg, das Geräusch, mit dem die Erde auf das Holz fällt, während er mich lebendig begräbt. Ich atme schneller, ringe verzweifelt nach mehr Luft. Das alles ist so unfair, daß ich am liebsten schreien würde. Ich will, daß mir jemand hilft. Die Bandagen fühlen sich enger an als noch vor ein paar Minuten, scheinen mich einzuschnüren. Werde ich auf diese Weise sterben? Ich fange zu weinen an, spüre, wie mein Körper bebt, höre mein gedämpftes Schluchzen. Das ist nicht fair, sage ich mir immer wieder. *Das ist einfach nicht fair!* Ich denke an all die Fehler, die ich gemacht habe. Ich habe mir eingebildet, die

Oberhand zu behalten. Obwohl ich wußte, daß es nicht leicht würde, M. unter Kontrolle zu haben, war ich davon überzeugt, daß ich es schaffen würde. Ich habe mich getäuscht. Und zwar gründlich. Vor Panik geht mein Atem heftig und schnell. Ich bemühe mich, langsamer zu atmen. Bis zehn zählen und einatmen … wieder bis zehn zählen, dann ausatmen … ein… aus…

Mein Körper fühlt sich schwer an, bleiern, als würde ich tiefer und tiefer in die Couch einsinken. Wieviel Zeit ist vergangen? Eine Stunde? Zwei? Drei? Ich glaube nicht, daß ich schon so lange hier liege, aber ich bin mir nicht sicher. Vielleicht war es nur eine Stunde. Draußen bellt ein Hund. Es ist nicht Rameau – sein Bellen klingt tiefer, bedrohlicher. Und eben ist ein Wagen vorbeigefahren. Ein… aus… Ich lausche angestrengt, versuche, die Gedanken und Bilder auszusperren, die mir durch den Kopf gehen, dankbar für jedes Geräusch, das ich höre. Ein Flugzeug. Weitere Autos. Irgendein Insekt, das sich ins

Haus verirrt hat. Das leise Rumpeln eines weit entfernten Zuges …

Wie lange bin ich schon hier? Und warum höre ich M. nicht? Ist er noch da? An einzelnen Druckpunkten, auf denen mein Körper ruht, spüre ich die Couch unter mir. Die Beine erscheinen mir leicht, der Oberkörper schwerer. Im Bereich der Lendenwirbel spüre ich ein leichtes Stechen, ein unangenehmes Gefühl. Durch bloße Willensanstrengung gelingt es mir, das Stechen zu vertreiben. Ich rede mir ein, daß ich mit jedem Atemzug leichter werde, immer leichter, bis ich mich schließlich leichter als Luft fühle. Ein… aus…

Inzwischen spüre ich meinen Körper überhaupt nicht mehr. Ich bin völlig isoliert, von der Welt abgeschnitten. Mein Leben liegt in M.s Händen. Egal, was er mit mir macht, ich muß es akzeptieren. Ich habe die Situation nicht mehr im Griff, es ist alles außer Kontrolle geraten. Ich kann mich nicht wehren, mich nicht vor ihm schützen. Ob ich leben

oder sterben werde, liegt ganz bei M. Ich lausche den stillen Worten in meinem Kopf, die mir lauter vorkommen als gesprochene, und runzle die Stirn. Was mache ich da eigentlich? Genau das will er doch – Angst, Akzeptanz, völlige Unterwerfung. Ich reagiere genau so, wie er es von mir erwartet. Er ist ein verdammtes Arschloch. Ein gottverdammtes Professorenarschloch. Ich höre die Worte schrill und klar, als hätte ich sie laut hinausgeschrien. Ich konzentriere mich, versuche, vernünftig zu denken. Er will mir Angst einjagen, das ist alles. Er will, daß ich aufhöre, nach Frannys Mörder zu suchen. Er will, daß ich ihn in Ruhe lassen. Er kann mich nicht töten – die Polizei würde ihn diesmal nicht davonkommen lassen…

Wie lange bin ich schon hier? Ich glaube, ich bin eingeschlafen, aber ich bin mir nicht sicher. Ich höre das schrille, hohe Summen einer Mücke, die durch den Raum kreist. Draußen kreischt eine Eule. Ich atme sehr langsam ein und aus. Meine Nase hat eine

enorme Bedeutung gewonnen, und ich bin mir meiner Nasenlöcher, von denen das linke leicht verstopft ist, extrem bewußt. Wenn ich es schaffe, meine Atmung unter Kontrolle zu halten, sage ich mir, dann wird alles gut werden. Ich atme tiefer, schniefe, atme schnell und stoßweise aus. Trotzdem bekomme ich das linke Nasenloch nicht frei. Wieder kommen mir die Tränen, weil mir von neuem bewußt wird, daß ich absolut hilflos bin.

»Hallo, Nora.«

Sofort versteift sich mein Körper. Ich spüre, wie sich mein Magen vor Entsetzen zusammenzieht. Wann ist er zurückgekommen? Er schiebt einen Arm unter meine Schultern, den zweiten unter meine Beine und hebt mich hoch. Er trägt mich ein kleines Stück, zwei oder drei Meter vielleicht, und legt mich dann auf etwas Niedriges, Flaches. Er versucht bloß, mir angst zu machen, sage ich mir und bemühe mich angestrengt, meine Atmung unter Kontrolle zu halten, aber diesmal funktioniert

es nicht. In meiner Panik atme ich schnell und flach. Ich höre, wie sich über mir ein Deckel schließt. Ich schreie, aber heraus kommt nur ein ersticktes Gurgeln. Dann höre ich das Geräusch eines Hammers: Er klopft Nägel in meinen Sarg. Jeder meiner Muskeln ist angespannt, und ich bekomme kaum Luft. Das Hämmern hört auf. Stille. Nur noch Stille. Ich warte darauf, das Holz über den Boden kratzen zu hören, wenn er den Sarg hinausschleift, aber ich höre nichts. Habe ich die Entfernung, die er mich getragen hat, falsch eingeschätzt? Bin ich vielleicht schon draußen? Noch immer kann ich nichts hören. Mit angehaltenem Atem warte ich darauf, Erde auf den Sarg fallen zu hören. Als das Geräusch ausbleibt, hole ich kurz Luft. Dann noch einmal. Meine Lungen schmerzen, ich warte mit zusammengebissenen Zähnen. Ich habe das Gefühl, als würde sich jeder meiner Muskeln einzeln zusammenziehen. Zeit vergeht. Ob es Minuten sind oder Stunden, weiß ich nicht. Ich warte auf das Geräusch der

Erde.

Aber es kommt nicht. Statt dessen umgibt mich nur Stille. Dunkle, unaufhörliche Stille. Höllisch. Stygisch … Sind wirklich schon Stunden vergangen? Nichts scheint mehr real zu sein. Ich träume, daß ich bereits tot bin und in der Unterwelt auf dem Fluß Styx dahintreibe, eine Seele unter vielen, die hier übersetzen… Wie lange wird es dauern, bis mir der Sauerstoff ausgeht? Hat er mich schon mit Erde zugedeckt, ohne daß ich es gemerkt habe? …

Ich höre ein metallisches Ächzen. Dann ein Quietschen. Die Nägel werden aus dem Holz gezogen. Der Deckel geht auf. Als würde ich von den Toten auferstehen, werde ich aus dem Sarg gehoben und zurück auf die Couch getragen. Eine Hand hält meinen Kopf, und ich spüre, daß die Verbände aufgewickelt werden.

»Du solltest die Augen eine Weile geschlossen lassen«, sagt M. »Das Licht wird dir extrem grell vorkommen.«

Trotz seiner Warnung mache ich die Augen auf, sobald sie von dem Verband befreit sind. Ich blinzle, kneife die Augen zusammen, um sie sofort wieder zu öffnen, diesmal etwas langsamer. Er fährt fort, die Bandagen zu entfernen. Nacheinander legt er Nase, Wangen, Mund und Hals frei.

»Mund auf«, sagt er und zieht einen Schaumgummiball heraus. Worte der Wut liegen mir auf der Zunge, aber zu meiner eigenen Überraschung beginne ich zu zittern, statt ihn zu beschimpfen. Er wiegt meinen Kopf an seiner Brust.

»Schhh«, macht er. »Jetzt ist es ja vorbei. Ich werde dir nichts tun.« Er stellt mich auf und fängt an, meinen Körper auszuwickeln, Schicht um Schicht. Ich sage noch immer nichts, zum einen, weil ich völlig erschöpft bin, zum anderen, weil mein gesunder Menschenverstand mir rät, vorerst den Mund zu halten: Ich möchte sicher sein, daß ich ganz frei bin, bevor ich auf ihn losgehe. Noch stehe ich so wackelig auf den Beinen, daß ich

leicht schwanke und mich an M. lehnen muß, um nicht umzufallen. Während ich meinen Blick durch den Raum schweifen lasse, wird mir klar, daß ich die ganze Zeit im Arbeitszimmer war. In einer Ecke des Raumes steht eine lange Holzkiste, neben der Hammer und Nägel auf dem Boden liegen.

»Ich habe das aus mehreren Gründen getan«, sagt M. Er ist gerade mit einer Binde fertig und beginnt die nächste aufzurollen. Langsam arbeitet er sich nach unten vor. Er befreit meine Schultern, meine Brust, meine Taille. »Ich wollte dir meine Vertrauenswürdigkeit beweisen. Du warst so fest davon überzeugt, daß ich deine Schwester getötet habe und auch dir etwas antun könnte – das sollte dich eigentlich vom Gegenteil überzeugen. Ich hatte jede Gelegenheit, dir etwas anzutun. Ich hätte dich sogar töten können, wenn mir danach gewesen wäre, aber ich habe es nicht getan. Vielleicht hörst du jetzt endlich auf zu glauben, daß ich Franny umgebracht habe – oder

ziehst zumindest in Betracht, daß jemand anders sie ermordet haben könnte.«

Auf dem Boden liegen zwei Häufchen aufgewickelter Binden. Offenbar hat er zwei verschiedene Breiten verwendet. Als er mit meinem Oberkörper fertig ist, befreit er meine Hüften und Oberschenkel. Ich fühle mich immer noch schwach und unsicher auf den Beinen. M. legt mich zurück auf die Couch, schiebt mir ein Kissen unter den Kopf, legt meine Beine hoch und fängt an, sie auszuwickeln.

»Aber das war nur einer der Gründe. Du wolltest mehr über Franny erfahren – dies war die perfekte Gelegenheit. Du bist sozusagen in ihre Haut geschlüpft und hast dieselbe Erfahrung gemacht wie sie. Ich kann dir nur so viel sagen, Nora: Um zu verstehen, was Franny durchgemacht hat, mußt du es selbst erleben. Wenn ich dir einfach erzählt hätte, wie ich sie mumifiziert habe, dann hättest du nie verstanden, was diese Erfahrung eigentlich bedeutet. Du hättest nicht gewußt,

welche tiefen Gefühle dabei hochkommen. Du mußt das so sehen: Durch die heutige Episode hast du eine der Lücken in Frannys Tagebuch gefüllt, indem du sinnlich erfahren hast, was sie erlebt hat.«

Meine Hände kleben nicht mehr an meinen Oberschenkeln fest, obwohl beide Arme noch fest umwickelt sind. Ich bewege sie vorsichtig. Sie fühlen sich steif an. Nachdem er meine Beine von der äußeren Umhüllung befreit hat, sehe ich, daß das rechte Bein noch einmal separat umwickelt ist und daß er meine Beine an den Knöcheln und knapp über den Knien mit Schnur zusammengebunden hat. Er löst die Schnur und fängt an, das rechte Bein auszuwickeln. Als er fertig ist, strecke ich beide Beine. Mein nackter Körper ist kalt und vom langen Stillhalten steif. M. breitet eine Decke über mich und hebt dann meinen rechten Arm an, um den Verband zu lösen.

»Der Hauptgrund aber war, daß es mir einfach Spaß gemacht hat.«

Ich starre ihn an und öffne den Mund, um

etwas zu sagen, aber er unterbricht mich.

»Noch nicht«, sagt er und macht sich an den anderen Arm. »Sag noch nichts. Ich weiß, daß du wütend bist und mich eine Weile beschimpfen möchtest, aber alles zu seiner Zeit. Erst mal habe ich eine Belohnung für dich. Ein Geschenk, das dich für deine Qualen entschädigen soll.« Er nimmt den letzten Verband ab und legt ihn auf den Haufen zu den anderen Rollen. Auf dem Boden müssen etwa zwei Dutzend aufgewickelte Binden liegen. Ich bewege mich unter der Decke, merke, wie das steife Gefühl aus meinem Körper weicht. Überraschenderweise verspüre ich nicht den Wunsch, aufzustehen oder nachzusehen, wieviel Uhr es ist. Ich habe nicht einmal Lust, meinem Ärger Luft zu machen. Ich fühle mich ausgelaugt, erschöpft und sehr in mich zurückgezogen, als befände ich mich auf einer Reise nach innen, ins Innere meines Kopfes. Ich bin noch einmal davongekommen. Im Moment habe ich

keinen anderen Wunsch, als unter der warmen Decke liegenzubleiben, wo ich mich sicher fühle.

M. geht zu seinem Schreibtisch hinüber und kommt mit einem Stapel Blätter zurück. »Das hier hat Franny mir kurz vor ihrem Tod gegeben. Es ist eine Art Kurzgeschichte. Über sie selbst, als sie vierzehn war. Die Geschichte spielt ein paar Monate bevor eure Eltern starben, bevor sie zurück nach Sacramento zog, um bei dir zu leben. Ursprünglich war es ein Teil ihres Tagebuchs, aber dort hat sie es nachträglich gelöscht. Dieses Exemplar wollte sie auch zerstören, aber das habe ich nicht zugelassen. Ich habe es in meinem Büro in der Uni aufbewahrt.«

Er reicht mir die Papiere. »Du wirst darin eine Menge über Franny erfahren«, sagt er. »Ich glaube, es ist eine angemessene Belohnung für das Martyrium, das du durchgemacht hast.« Mit diesen Worten verläßt er den Raum. Ich werfe einen Blick auf die erste Seite und beginne zu lesen.

15
Frannys letzter Kampf

von Frances Tibbs

Das erste, was den Leuten an mir auffällt, ist mein kurzes Haar. Es ist wirklich kurz, kaum mehr als einen Zentimeter lang, und es steht gerade und stoppelig nach allen Seiten ab. Das wäre an sich nicht so ungewöhnlich, wenn ich nicht ein Mädchen wäre, und selbst bei einem Mädchen wäre es nicht so ungewöhnlich, wenn ich noch in Davis, Kalifornien, wohnen würde, einem Ort, wo sich niemand groß Gedanken darüber macht, wie man aussieht.

Aber inzwischen wohnen meine Eltern und ich in Montana, wo ein Mädchen, das wie ein Junge aussieht, eher die Ausnahme ist. Als ich anfing, mein Haar zu schneiden – erst ein paar Zentimeter, zwei Wochen später noch mal ein paar Zentimeter an den Seiten, dann fünf weitere Zentimeter, als ich ein

schlimmes Wochenende hatte, und noch mal fünf, als der Regen kam –, als ich also anfing, mir die Haare zu schneiden, reagierte Mom mit keinem Wort darauf. Es war, als würde sie es überhaupt nicht bemerken, als wäre ich schon die ganzen vierzehn Jahre meines Lebens beinahe kahlköpfig gewesen. Meinem Dad dagegen fiel es auf. Er sagte, ich sähe richtig vergammelt aus mit meiner Halbglatze, meinen ewigen Jeans und der glasperlenbesetzten Jacke, die mit Federn, Lederbändern und Pferdehaar zugemacht wurde. Er sagte, ich solle mein Haar nachwachsen lassen, aber dann vergaß er es wieder, bis wir sechs Wochen später beim Abendessen saßen. Plötzlich sah er von seinem Teller auf und sagte: Habe ich dir nicht gesagt, daß du mit dem Haareschneiden aufhören sollst? Dann schob er sich eine Gabel voll Essen in den Mund, kaute darauf herum und vergaß das

Ganze ein zweites Mal, während Mom einfach bloß dasaß und die Karotten auf ihrem Teller herumschob, ohne uns zu beachten. Sie sah nichts, und sie hörte nichts, und es machte mich wütend, daß sie kein Teil unserer Familie mehr war, und beinahe hätte ich gesagt: Hör auf, mit dem Essen zu spielen. Aber da ich das Kind war und sie die Mutter, sagte ich nichts.

Als Dad mir eröffnete, daß wir nach Montana umziehen würden, dachte ich als erstes: So also wird mein Leben von nun an sein – Montana. Und ich stellte mir Dinge vor, die man in Kalifornien nicht sieht, altmodische Sachen, die es nur auf dem Land gibt, staubige Wege, Gehsteige aus Holzplanken, Kinder mit breitrandigen Hüten und ausgebleichten Overalls, Kinder, die keine Ahnung haben von Day-Glo-Schnürsenkeln oder MTV oder Madonna oder Joan Jett and the Blackhearts. Montana kam mir so weit vom Leben entfernt vor, wie

es nur ging, weit weg von den neonerleuchteten Einkaufszentren, den Videoarkaden, den Pommes mit Chili und Käse, die es bei Murder Burger gab, und weit weg von Joey Walker mit seiner schwarzen Lederjacke und seinen hohen Reeboks, dem Jungen, von dem ich träumte und den ich am Wasserturm von Davis einmal beinahe geküßt hätte. Aber schon bevor wir nach Montana gingen, hatte sich das alles für mich vollkommen verändert, und inzwischen würde mich Joey Walker gar nicht mehr erkennen – nicht mit meinem borstigen Haar.

Das hat meine Mom zu mir gesagt, bevor wir hergezogen sind: Montana hat sanfte, wellige Ebenen, und man kann seinen Blick ewig in die Ferne schweifen lassen, ohne etwas anderes zu sehen als klaren blauen Himmel und endlose braune Hügel. Mein Vater sagte bloß, daß ihm die nebligen Winter allmählich auf die Nerven gingen und

daß es Zeit sei für eine Veränderung. Aber ich weiß, warum wir in Wirklichkeit umgezogen sind, auch wenn sie es nicht gesagt haben: um zu vergessen. Vielleicht haben sie geglaubt, daß wir hier noch einmal neu anfangen könnten – daß sich die Dinge zwischen den welligen Hügeln verlieren würden, daß sie von den weiten, freien Flächen auf eine Weise aufgesaugt würden, wie es in Davis nie möglich gewesen wäre, Davis mit seinem tiefhängenden Januarnebel, der alles, selbst die Erinnerungen, unter seiner dichten grauen Dunstschicht gefangen hielt.

Aber selbst ein strahlend blauer Himmel hilft da nichts. Egal, was man tut, egal, wo man hingeht, die Erinnerungen sind immer noch da und kommen hoch, wenn man es am wenigsten erwartet. Es ist wie mit den Autos in Montana. Die Leute hier wissen nicht, was sie mit ihren Autos anfangen sollen. Auf dem Land – und hier ist praktisch

überall Land – kann man endlos dahinfahren und nichts als Felder sehen, vielleicht mal ein oder zwei grasende Kühe, aber plötzlich taucht wie aus dem Nichts ein verrosteter Chevy auf, bei dem eine Tür fehlt, oder vielleicht ein alter Ford-Lieferwagen mit kaputten Scheinwerfern. Meistens liegt der Wagen am Straßenrand in einem Graben, und zwar – das muß man sich mal vorstellen – auf dem Dach, mit den Reifen nach oben. Jedesmal, wenn wir an einem solchen Wagen vorbeifahren – meine schweigsamen Eltern vorn, ich auf dem Rücksitz, den Blick aus dem Fenster gerichtet –, muß ich an ausgestorbene und gefährdete Tierarten denken, und während der nächsten paar Meilen frage ich mich dann, was das Ganze wohl soll. Es hat bestimmt etwas zu bedeuten, aber ich weiß nicht, was. Bei solchen Gelegenheiten wünsche ich mir immer, Nora, meine ältere Schwester, wäre hier. Sie könnte mir die

Sache mit den Autos bestimmt erklären, aber da sie nicht da ist, werde ich das Rätsel wohl selbst lösen müssen. Schließlich komme ich zu dem Schluß, daß das einfach eine Eigenart Montanas ist, genau wie der Nebel eine Eigenart von Davis ist. Beides ist dazu da, einem Dinge ins Gedächtnis zu rufen, an die man nicht erinnert werden möchte.

Gleich nachdem wir hergezogen sind, vor etwa einem Jahr, beschloß ich, mich in der Schule mehr anzustrengen, um es meinen Eltern leichter zu machen. Ich lerne jetzt viel mehr als früher, und je kürzer meine Haare werden, desto besser werden meine Noten. Inzwischen bin ich eine Einser-Schülerin, und wenn ich meiner Mutter mein Zeugnis zeige, dann lächelt sie verträumt und sagt: Das ist aber schön, Liebes, und dann sieht sie weg, und ich weiß, daß sie mich und meine Einsen schon wieder vergessen hat. Nur eine Sache vergißt sie nie: daß Billy,

mein kleiner Bruder, tot ist.

Am meisten lerne ich für Geschichte. In Mr. Kendalls Stunden haben wir die Prärieindianer durchgenommen. Da habe ich zum ersten Mal von Sitting Bull gehört. Er war der große Indianerführer, der all die verschiedenen Indianerstämme vereint hat, auch wenn es für ihn am Ende nicht so gut ausging. Jedesmal, wenn Dad mir jetzt befiehlt, meine Glasperlenjacke auszuziehen oder mit dem Haareschneiden aufzuhören, antworte ich bloß, daß ich an einem Schulprojekt über die Sioux-Indianer arbeite, und dann grunzt er irgend etwas Unverständliches und geht ins Wohnzimmer hinüber, um fernzusehen. Aus irgendeinem Grund scheint ihm meine Antwort einzuleuchten. Vielleicht glaubt er, daß in meiner Klasse alle Schüler kahlköpfig herumlaufen. Tun sie aber nicht. Die anderen lachen über meinen Stoppelkopf, meine Glasperlenjacke und mein

Fransenhemd. Sie nennen mich einen Möchtegern-Sioux-Krieger. Häuptling Sitting Bullshit. Ich weiß natürlich, daß ich weder ein Junge noch ein Indianer bin, und ich habe auch nie behauptet, einer zu sein. Aber es gefällt mir, so an die Dinge heranzugehen, wie Sitting Bull es getan hat. Am liebsten würde ich wie er mit Federschmuck und Lederhose herumlaufen. Sitting Bull war ein entschlossener Mann. Man braucht sich bloß ein Bild von ihm anzusehen, um zu wissen, daß er sehr stark war. Wenn er es sich in den Kopf gesetzt hatte, seine Feinde festzuhalten, dann hatten sie keine Chance, ihm zu entwischen. Er legte einfach seine Finger um ihre Arme – Finger, die aussahen wie die Klauen eines Adlers - und drückte zu, grub seine Nägel in ihre Haut, ihr Fleisch, ja sogar in ihre Knochen, wenn es nicht anders ging, und hielt sie fest, solange es nötig war. Sitting Bull ließ niemanden im Stich.

Ich glaube, daß ich von den Sioux eine

Menge lernen kann. Wie man stark und tapfer wird, solche Dinge. Tapferkeit war für sie so ziemlich das Wichtigste. Sie teilten die Welt in Schwarz und Weiß ein: Wenn man nicht tapfer war, dann war man ein Feigling. So einfach war das. Sie stritten nie über Feinheiten oder Grautöne – besser, als Held zu sterben, denn als Feigling zu leben. So lautete ihr Motto. Aus diesem Grund zogen es die Sioux-Krieger vor, ihre Feinde im Nahkampf zu erledigen, statt sie aus der Ferne zu töten. Es bewies, daß sie tapfer waren, weil sie ihr Leben aufs Spiel setzten. Hinter einem Felsen Stellung zu beziehen und einen Crow oder Pawnee mit einem Pfeil zu erschießen, das konnte jeder. Aber auf ihn zuzugehen und ihn zu berühren, das war tapfer. Es war ein Zeichen von Mut, und derjenige Mann, der bei einem Kampf als erster einen Feind berührte, bekam einen Punkt. Auf diese Weise lernten die Sioux, im Angesicht einer Gefahr nicht

zurückzuschrecken. Und genau das lerne auch ich von Sitting Bull.

Einmal oder zweimal die Woche gehe ich nach Schulschluß zur High-School hinüber und sammle selbst ein paar Punkte. Ich trage dann Jeans und eine weite Jacke, damit sie mich für einen Jungen halten. Zusätzlich ziehe ich mir eine schwarze Skimütze übers Gesicht, so daß nur mehr meine Augen zu sehen sind, die aus schmalen Sehschlitzen starren. Ich beobachte das Football-Team, gehe an die Seitenlinie und ramme diese großen Jungs. Ich knalle gegen ihre Schultern oder trete ihnen ans Schienbein, und meistens sagen sie dann: Paß doch auf, wo du hinläufst, du Zwerg. Manchmal schubsen sie mich, als wäre ich ein Spieler der gegnerischen Mannschaft. Ein Feind. Ich mache das nun schon fast sieben Monate, beim Baseball, beim Basketball und jetzt beim Football, je nach Saison. Ich bin der Geist eines Sioux,

und ich plane meine Angriffe, wenn der Coach auf der anderen Spielfeldseite ist und mir den Rücken zukehrt: Bis jetzt hat er mich noch nie gesehen. Letzte Woche zum Beispiel. Oder vorletzte Woche. Es läuft immer gleich ab. Ich warte, bis all diese Körper sich in der Nähe der End-Zone niederkauern, warte, bis das Spiel anfängt und jemand an die Seitenlinie kommt. Der Coach hat seine Pfeife zwischen den Lippen, bereit, bei jedem Foul zu pfeifen. Plötzlich sehe ihn. Diesmal ist es einer der Angriffsspieler, der übers Feld gewalzt kommt. Er ist groß wie ein Riese, und bei jedem Schritt – das ist wirklich wahr, ich schwöre es – bebt der Boden. Nummer 63. Ich bin schon ein paarmal mit ihm zusammengerumpelt. Er nimmt seinen Helm ab, und zum Vorschein kommt ein blonder, nordischer Kopf, der direkt auf den Schultern sitzt, ohne eine Spur von Hals. Sein Bauch ragt vor, und unter seinem

grünen Trikot hängen weiße Polster heraus, und ich denke: Dieses Sofa gehört aufgemöbelt. Er stolziert an der Seitenlinie auf und ab, bleibt stehen, dehnt seine Kniesehnen und kniet sich schließlich hin, um einen Schnürsenkel zu binden. Er weiß nicht, daß ein Angriff bevorsteht. Ich stürme hinter der Zuschauertribüne hervor. Wumm. Beweg sofort deinen Arsch von diesem Feld! schreit Nummer 63, als ich gegen sein Schulterpolster knalle. Dabei hebt er den rechten Arm, dessen Unterseite so cremeweiß ist, daß sie überhaupt nicht gefährlich aussieht; also glaube ich, dieses Mal ungestraft davonzukommen, aber dann versetzt er mir einen solchen Rückhandschlag, daß ich über das Gras in den Dreck fliege und mir an einem Stein die Lippe aufschlage. Ich ziehe mich genau in dem Augenblick hinter die Zuschauertribüne zurück, als der Coach Nummer 63 ins Leere schreien und mit den Armen fuchteln sieht,

als wäre er ein Fluglotse, der den Flugzeugen zuwinkt. Mich sieht der Coach nie. Hör mit dem Herumhampeln auf, schreit er Nummer 63 an, du sollst das verdammte Spiel im Auge behalten. Daraufhin wird Nummer 63 noch wütender, weil er genau weiß, daß ich da bin und hinter der Tribüne hervorspähe. Meine Lippe schmeckt nach Blut, aber das macht mir nichts aus, weil ich durch jede Feindberührung stärker und tapferer werde. Ich lerne, meine Verletzungen ohne Klagen zu ertragen, ja sogar zu begrüßen. Meine blauen Flecken werden zu Auszeichnungen, mein Blut zu einem Symbol. Ich klopfe die Erde von meinen Jeans, wische mir das Blut von der Lippe und gebe mir einen weiteren Punkt.

Schon bevor wir nach Montana zogen, war mir das Land der Sioux vertraut, obwohl ich es zu der Zeit noch nicht wußte. Meine Eltern sind Frischluftfanatiker, und in den Ferien

fahren wir immer in irgendeinen Nationalpark zum Campen. Wir haben schon das ganze Land mit dem Zelt bereist. Yosemite, King's Canyon, Bryce, Badlands, und wie sie alle heißen. Immer nur wir vier, Mom, Dad, ich und Billy, weil Nora schon älter ist und einen Job hat und deswegen nicht mehr mitkommt. Bei unserer letzten Fahrt, vor über einem Jahr, fuhren wir in den Flaming Gorge nach Wyoming. Schoschonengebiet, wie ich inzwischen weiß. Euch Kindern wird es dort gefallen, sagte Mom auf der Hinfahrt. Die Landschaft ist majestätisch. Berge, die sich bei Sonnenaufgang purpurrot färben. Bonbonfarbene Berge. Berge, daß euch die Luft wegbleibt.

An unserem ersten Tag dort standen wir ganz früh auf, nur damit wir uns diese berühmten Berge ansehen konnten. Die Luft war so kalt, daß sie beim Reden Wolken bildete, und wir waren alle in

Kapuzensweatshirts und lange Hosen gehüllt. Mom packte mich, und wir sprangen lachend auf und ab, um uns aufzuwärmen. Wir sahen in unseren neuen rosa Jogginganzügen einfach albern aus – damals zog ich mich noch nicht wie ein Junge an –, während Dad und mein Bruder wie normale Menschen Jeans trugen. Dad warf Billy einen vielsagenden Blick zu, schnitt Grimassen in unsere Richtung und verdrehte die Augen, als wollte er sagen: Frauen! Dann legte er die Hand auf Billys Schulter, und sie sahen beide zu den Bergen hoch und taten so, als würde ihnen die kalte Luft nichts ausmachen.

Und Mom hatte recht: Vor unseren Augen färbten sich die Berge rosa, purpurrot und orange. Es waren brausefarbene Berge, Berge, deren Gipfel ich so schnell wie möglich besteigen mußte. Also machten wir uns auf den Weg. Ich rannte voraus. Im Laufen traktierte ich die Büsche neben dem

Weg mit einem Stock und sog gierig den blumigen Duft ein, der jedesmal in die Luft explodierte, wenn ich einem Busch einen Schlag versetzte. Ich hörte Billy hinter mir herkeuchen, und als ich mich nach ihm umdrehte, sah ich, wie die Luft in kleinen, frostigen Wolken aus seinem Mund quoll, während er den Berg hinaufstolperte, bemüht, mit mir Schritt zu halten. Im Laufen schlug er die Hände aneinander, um sich warm zu halten. Seine Wangen hatten von der kalten Morgenluft rote Flecken. Er war klein und dürr, einen ganzen Kopf kleiner als ich. Sein Gesicht war voller Sommersprossen, und sein dichtes dunkles Haar fiel ihm in langen Strähnen ins Gesicht, so daß man nie seine Augen sehen konnte. Kinder, paßt auf, wo ihr hintretet! rief Dad hinter uns her. Ich rannte Billy davon, versuchte, ihn abzuhängen. Er war ein Jahr jünger als ich und hing immer an meinem Rockzipfel, wenn ich allein sein wollte. Seit

einem Jahr war er krank, er konnte nicht mehr besonders schnell laufen, war kleiner als die anderen Jungs in seinem Alter, viel kleiner, und es ging mir allmählich auf die Nerven, daß Mom und Dad ständig um ihn herumscharwenzelten, weil sie Angst hatten, daß er noch kränker werden könnte. Warte! rief er. Warte auf mich, Franny! Aber ich warf bloß meinen Stock in die Luft und rannte noch schneller.

Als wir noch in Davis wohnten, habe ich regelmäßig Zeitungen ausgetragen. In Montana mache ich etwas anderes: Fahrräder stehlen. Einem Feind ein wertvolles Pferd zu stehlen war für die Sioux eine weitere Möglichkeit, ihre Tapferkeit zu beweisen, eine weitere Möglichkeit, Punkte zu sammeln. Wenn ich wollte, könnte ich es sogar mitten in der Nacht tun. Mom und Dad würden mich gar nicht vermissen. Während ich in die offene Garage eines Nachbarn

schleichen würde, würden die Leute im Haus gemütlich in ihren Betten liegen und sich keine Sorgen über Verbrecher oder Sioux-Geister machen. Währenddessen würde ich wie eine Katze herumschleichen und nach einem Zehngang-Rennrad suchen, ganz vorsichtig, um ja nicht gegen die Mülltonne zu rumpeln, irgendwelche Kisten umzustoßen oder die Taschenlampe fallen zu lassen. Dann würde ich das Rad nehmen und wegfahren, ganz einfach, eins, zwei, drei. Einfach so. Aber das wäre keine richtige Mutprobe. Es wäre zu leicht. Statt dessen sammle ich meine Punkte in der Schule, bei Tageslicht. Ich verlasse unter irgendeinem Vorwand das Klassenzimmer – kaue beispielsweise an meiner Nagelhaut herum, bis es blutet, hebe dann die Hand und sage: Ich habe mich in den Finger geschnitten. Kann ich mir beim Hausmeister ein Pflaster holen? –, und dann mache ich einen Abstecher zu den Rädern, bevor ich mir den

Finger verarzten lasse. Ich habe die Räder schon vor dem Läuten der Schulglocke begutachtet, so daß ich bereits weiß, welches ich nehmen werde, welches nicht abgeschlossen ist, welches das wertvollste ist. Ich sehe erst nach rechts, dann nach links, und wenn die Luft rein ist, greife ich zu. Ich fahre hinunter zum Fluß und werfe das Rad ins Wasser. Dann laufe ich zurück zum Hausmeister, lasse mir das Pflaster geben, sage: Ja, Sir, ich werde in Zukunft vorsichtiger sein, schaue auf die Uhr und renne zurück in meine Klasse. Schweißgebadet lasse ich mich auf meinen Stuhl fallen, bereit, der Lehrerin eine Ausrede aufzutischen, falls es nötig sein sollte: Tut mir leid, daß es so lange gedauert hat, aber der Hausmeister hatte so viel zu tun, ich mußte noch aufs Klo, etc., aber meistens brauche ich keine Ausrede, weil ich schließlich eine Einser-Schülerin bin, ein Vorbild, dem man nacheifern sollte,

vielleicht ein bißchen exzentrisch, was den kahlen Kopf und das alles angeht, aber damit war zu rechnen. Schließlich komme ich aus Kalifornien.

Jedesmal, wenn wieder ein Rad fehlt, wird es gefährlicher, und jedesmal, wenn ich ein Rad stehle, komme ich Sitting Bull einen Schritt näher. Ich habe vor, den ganzen Fluß mit Rädern zu füllen. Anders als die Sioux behalte ich meine Beute nicht, aber der Effekt ist derselbe. Ich bin in das Lager des Feindes eingedrungen und habe überlebt. Der Beweis dafür liegt auf dem Grund des Flusses.

Manchmal denke ich an den Sommer und frage mich, ob wir je wieder zum Campen fahren werden. Ich hoffe es, aber wenn nicht, ist es auch nicht so schlimm. Mir haben diese Urlaube immer Spaß gemacht, obwohl Billy so eine Nervensäge war. Unser Ausflug zum Flaming Gorge war dafür typisch – ich

renne los, und er muß hinterher. Zwischen den Bäumen hindurch hörte ich seine Stimme, eine weinerliche Stimme, die mich dazu bringen wollte, langsamer zu gehen. Warte auf mich, Franny! rief er immer wieder. Warte auf mich! Der Pfad schlängelte sich zu den Gipfeln empor, wurde immer schmaler, je höher es hinaufging. Die Bäume wurden spärlicher, und die Luft roch nach trockenen Blättern und Staub. Als ich den Rand eines Abhangs erreichte, brachen unter mir ein paar lockere Steinbrocken weg. Ich hörte sie tief in den Canyon fallen. Ich ging weiter, immer dem Weg nach, bis mir so warm war, daß ich die Ärmel hochschieben mußte. Ich überlegte, wann die Kälte verflogen war. In dem Moment hörte ich Billys Schrei, eher ein überraschtes Kreischen und dann das dumpfe Geräusch fallender Felsbrocken. Wahrscheinlich ist er gestolpert, dachte ich. Ich konnte mir genau vorstellen, wie er schmollend mitten auf dem

Weg saß, die Jeans an den Knien abgewetzt, das erbsengrüne Sweatshirt dreckverschmiert. Aber vielleicht hatte er einfach bloß Angst, weil er allein war und sich gerade ausmalte, von Bären eingekreist zu werden. Zögernd überlegte ich, ob ich zurücklaufen sollte, wog das Für und Wider gegeneinander ab. Ich wollte unbedingt auf den Gipfel des Berges, aber wenn ich nicht zurückging, würden Mom und Dad später an mir herumnörgeln. Kannst du nicht rücksichtsvoller sein? würden sie sagen. Sei doch zur Abwechslung mal nett zu ihm – es wird dich nicht umbringen, ab und zu mal mit deinem kleinen Bruder zu spielen. Ich wußte genau, wie das lief.

Ich beschloß, zu Billy zurückzugehen, ließ mir aber Zeit, weil ich so wütend darüber war, daß er mir immer den Spaß verdarb. Wenn er nicht mit mir Schritt halten konnte, dann sollte er doch bei Mom und Dad bleiben. Ich hörte ihn schluchzen und etwas rufen, das

ich nicht verstand, und als ich um die letzte Kurve vor dem Abhang bog, sah ich ihn an der Stelle hinunterrutschen, wo der Weg nachgegeben hatte. Bestimmt hatte Billy auf die konfettifarbenen Berge und nicht auf den Weg geachtet. Das war das erste, was mir durch den Kopf schoß. Dann fing ich an, ihn anzuschreien, ihm zu sagen, daß er in Zukunft besser aufpassen solle. Erst dann erfaßte ich den Ernst der Lage: Gleich würde er über den Rand des Abgrunds stürzen. Irgendwann mußte er sein Sweatshirt ausgezogen haben, den er trug es um die Taille gebunden. Er weinte, seine Arme waren von den Steinen schon ganz aufgeschürft, und seine Hände versuchten verzweifelt, an einem Felsen oder Erdbrocken Halt zu finden, aber er rutschte immer weiter. Ich weiß noch, daß ich nach meinem Dad gerufen habe – ist es nicht seltsam, daß Eltern immer wissen, welche Schreie sie ignorieren können und welche

sie beachten müssen? –, und ich hörte ihn und Mom in Panik den Weg heraufrennen; immer wieder rief Mom unsere Namen. Aber als sie oben ankamen, war Billy schon abgestürzt.

Die Sioux glaubten an Geister. Hokuspokus, Abrakadabra, Schreckgespenster, Erscheinungen, was auch immer. Die meisten Leute hätten Angst vor Geistern und würden versuchen, sie zu verjagen, aber nicht so die Sioux. Sie waren keine Geisterjäger. Ganz im Gegenteil – sie wollten sogar, daß die Geister ihnen einen Besuch abstatteten. Freundliche Geister, so glaubten die Sioux, konnten einem Mann helfen, indem sie ihm Macht verliehen. Und wenn ein Mann Macht hatte, dann hatte er alles: Weisheit, Zufriedenheit, Kraft beim Kämpfen, Schutz vor Krankheiten und darüber hinaus so ziemlich alles, was ein Krieger je brauchen konnte. Aber wenn ihm die Geister keine Macht verliehen, war er

zum Scheitern verurteilt. Macht war damals lebensnotwendig, und man bekam sie durch Visionen, in Form von Träumen. Kurz vor der Schlacht am Little Bighorn erschienen die Geister Sitting Bull im Traum und erzählten ihm vom bevorstehenden Überfall durch General Custer. Soldaten werden in euer Lager einfallen, erklärten ihm die Geister, wie Heuschrecken, die vom Himmel fallen. Und so war es dann auch.

Macht ist ein wichtiges Gut, vor allem, wenn man vierzehn ist und Punkte sammelt. Ich arbeite an meinen Träumen, um mehr Macht zu bekommen, aber an die meisten kann ich mich nicht erinnern – bloß an den einen über den Getränkeladen, weil ich den schon mehr als einmal geträumt habe und jedesmal davon aufwache. Ich träume, daß ich einen Getränkeladen überfallen habe und den Rest meines Lebens im Gefängnis verbringen muß. Während ich in meiner Zelle auf und ab gehe, denke ich: Wenn ich

doch bloß noch einmal von vorn anfangen könnte, ich würde diesen Laden bestimmt nicht wieder ausrauben. Ich möchte eine zweite Chance, denke ich, ich möchte alles anders machen. Ich meine, was habe ich von dem Geld, wenn ich es nicht ausgeben kann? Dann wache ich auf, fühle mich immer noch wie erschlagen und weiß nicht genau, wo ich bin. Ich habe das Gefühl, in der Falle zu sitzen, als wäre mein Leben ruiniert, bloß, weil ich diesen blöden Laden überfallen habe. Ich lasse meinen Blick durch den Raum schweifen und sehe meine Jacke auf dem Boden, daneben einen Stapel Kassetten – Prince, Michael Jackson, Boy George und Culture Club –, ein Ghostbusters-Poster, das mit Reißnägeln an der Wand befestigt ist, und plötzlich wird mir klar, daß ich in meinem eigenen Bett bin, nicht im Gefängnis, und ich fühle mich erleichtert, weil ich eine zweite Chance bekomme. Eine Weile liege ich bloß da und

fühle mich gut, aber dann denke ich: Es spielt überhaupt keine Rolle, wie ich mich fühle, weil das alles nie wirklich passiert ist. Es war nur ein Traum. Jedenfalls weiß ich, warum ich immer vom Gefängnis träume – man braucht kein Klapsdoktor zu sein, um das zu verstehen.

Als Mom und Dad den Abhang erreichten, war Billy schon tot. Ich stand ein Stück weiter oben, erzählte ich ihnen, als ich ihn plötzlich fallen hörte. Eines aber habe ich Mom und Dad nicht erzählt: Ich habe ihn fallen lassen. Als ich ihn rutschen sah, schrie ich nach Dad, legte mich flach auf den Bauch, robbte so weit zu Billy hinüber, wie ich konnte, und griff nach seinen Händen. Der silberne Krankenhausarmreif, den er immer um das linke Handgelenk trug, glitzerte in der Sonne. Halt durch, sagte ich. Dad wird gleich hier sein. Und einen Moment lang war alles ruhig, und ich wußte, daß Billy es schaffen

würde. In dem Moment beschloß ich, daß ich ihm beim nächsten Wanderausflug nicht davonlaufen würde. Die Sonne schob sich über die Berge, die Luft hatte sich erwärmt, und ich brauchte Billy bloß festzuhalten, bis Dad da war. Ich hörte Mom und Dad den Weg heraufstürmen, sie machten einen Lärm, daß es sich anhörte, als würden sie ein ganzes Reiterheer mitbringen. Felsbrocken rollten an meinem Kopf vorbei. Der Boden bewegt sich, dachte ich, aber plötzlich wurde mir klar, daß es gar nicht der Boden war, sondern ich – wir rutschten beide, und ich konnte nichts dagegen tun. Billy weinte wieder, und ich wußte, daß ich eins seiner Handgelenke loslassen mußte, um irgendwo Halt zu suchen, und als ich losließ, keuchte er und klammerte sich mit seinem freiem Arm an den weichen Boden, grub seine Finger in die Erde, die immer wieder wegbröckelte, so daß er nur lose Klumpen in der Hand hatte. Laß mich nicht

los, rief er, das dunkle Haar fiel ihm über die Augen, und ich wollte ihn beruhigen, deswegen sagte ich: Keine Angst, ich lasse dich nicht los. Und ich versuchte, selbst ruhig zu bleiben, obwohl ich noch nie solche Angst gehabt hatte und mein Arm so weh tat, daß es mir vorkam, als würde er aus seiner Verankerung gerissen, während meine andere Hand hinter mir nach einem Halt suchte, einem Baum, einem Ast, einem Felsen, irgend etwas, aber da war nichts. Billy war zu schwer für mich, ich konnte ihn nicht heraufziehen. Ich konnte bloß mit ihm hinunterrutschen. Plötzlich wußte ich, daß wir beide hinunterstürzen und sterben würden. Deswegen faßte ich einen Entschluß. Als er zu mir aufblickte, blanke Panik in den Augen, die Wangen von Tränen und Schmutz verschmiert, öffnete ich meine Hand und ließ ihn los.

Visionen hat man nicht einfach so. Es reicht

nicht, daß man sich hinsetzt und sagt: Okay, Gott, jetzt zeig mal, was du kannst. Bevor Sitting Bull seine Soldaten-Heuschrecken-Vision hatte, mußte er die Sonnentanzzeremonie vollziehen. Zugegeben, der Sonnentanz ist ein bißchen extrem, aber ich nehme an, die Sioux lebten in extremen Zeiten. Das ging folgendermaßen: Erst durchbohrte ein Krieger seine Brust und schob sich Holzspieße unter die Haut. Dann nahm er ein langes Seil, band ein Ende an den Spieß und das andere an einen Pfahl. Dann lehnte er sich zurück, bis das Seil gespannt war, und dann noch ein bißchen weiter, bis seine Haut schließlich riß und der Spieß herausfiel. Kein schöner Anblick, aber es funktionierte. Der Schmerz versetzte den Krieger in einen Trancezustand, so daß er mit den Geistern kommunizieren und eine Vision haben konnte. Um erfolgreich zu sein, brauchten die Sioux Macht, und um

Macht zu bekommen, brauchten sie eine Vision, und wenn sie eine Vision wollten, mußten sie vorher leiden – es ist irgendwie logisch, wie das funktioniert, weil einfach eins zum anderen führt. Auch wenn es heutzutage drastisch wirken mag, für Sitting Bull hat es funktioniert: Custer hat es versucht, aber er hat es nie geschafft.

Heute haben sie mich erwischt. Sie haben einen Mann postiert, der die Räder beobachtet hat. Deswegen sitze ich jetzt seit einer geschlagenen Stunde im Büro des Schuldirektors und sehe zu, wie die weißhaarige Sekretärin ganze Papierstapel mit einem riesigen grünen Papierschneider auseinanderschneidet. Die Stahlklinge zischt mit einem scharfen Wuuusch! herunter, während der Direktor, ein birnenförmiger Mann mit fetten Wangen und Glatze, mich mit ernster Miene mustert und von Zeit zu Zeit etwas so Tiefsinniges sagt

wie: Du bist in großen Schwierigkeiten, junge Dame. Ich frage mich, was Sitting Bull in dieser Situation wohl tun würde. Aber bevor ich mir einen Plan zurechtlegen kann, kommt mein Vater herein, steht einen Moment lang einfach nur da und starrt mich an. Er wirkt niedergeschlagen und bestürzt und verletzt, alles gleichzeitig, und das läßt mich Sitting Bull und die Sioux vergessen. Statt dessen würde ich am liebsten losheulen, weil er so zerbrechlich aussieht, als wäre seine Welt in eine Million Scherben auseinandergebrochen, und ich denke: Vielleicht ist es Zeit, auszupacken und ihm zu erzählen, warum ich all diese Räder stehlen mußte und wie ich Billy losließ. Aber dann schüttelt er bloß den Kopf und zieht die Schultern hoch, ohne mich auch nur zu fragen, warum ich die Fahrräder genommen habe, und er sagt: Du wirst für jedes dieser Fahrräder bezahlen, selbst wenn es das letzte ist, was du tust, und mit diesen Worten

wendet er sich ab und fängt an, mit dem Direktor über eine angemessene Strafe zu verhandeln. Die beiden einigen sich darauf, daß der Direktor weder die Polizei rufen noch mich der Schule verweisen wird, weil ich schließlich eine Einser-Schülerin bin und mir vorher noch nie etwas habe zuschulden kommen lassen. Und die ganze Zeit über ignoriert mich mein Vater, als wäre ich gar nicht im Raum, und in dem Moment weiß ich, daß es mir nicht gelungen ist, es Sitting Bull gleichzutun. Meine Macht ist nicht groß genug. Ich werde mich noch mehr anstrengen müssen.

Also greife ich in meine Tasche und spiele mit Billys Krankenhausarmreif. Während ich ihn in meiner Handfläche drehe, muß ich daran denken, wie er von seinem Handgelenk gerutscht ist, bevor ich Billy losließ. Da sehe ich den Papierschneider auf dem Schreibtisch und daneben den Stapel Papier. Die Sekretärin ist gerade im

Nebenraum und nimmt einen Schluck aus einer blauen Kaffeetasse, und ich denke an die Tapferkeit der Sioux und daran, daß man leiden muß, um Macht zu bekommen. Als niemand herschaut, gehe ich hinüber, lege meinen kleinen Finger unter die hochgeklappte Klinge und greife mit der anderen Hand nach dem Griff, bereit, sie heruntersausen zu lassen. Dabei denke ich die ganze Zeit an die Logik der Sioux, die besagt, daß immer eins zum anderen führt.

16

Noch immer liege ich reglos unter der Decke auf der Couch, Frannys Geschichte in der Hand. Ich schließe die Augen. Franny war nicht immer pummelig und schüchtern, auch wenn ich sie so im Gedächtnis habe. Ich hatte ganz vergessen, wie sie gewesen war, bevor Billy starb: verspielt, forsch und, wie mein Vater sagte, ein ziemlicher Lausejunge. All das änderte sich, nachdem meine Eltern und Billy tot waren.

Ich öffne die Augen, als ich M. ins Zimmer kommen höre. Ich habe nicht mehr den Wunsch, ihn wegen meiner unfreiwilligen Mumifizierung anzuschreien. Das Ganze scheint lange zurückzuliegen und kommt mir inzwischen beinahe unwirklich vor. Er läßt sich neben der Couch in einen Sessel fallen und schlägt die Beine übereinander. Eine Weile schweigen wir beide. Jetzt empfinde ich seine Gegenwart, die mir noch vor kurzem so bedrohlich erschien, als tröstlich. Er hat etwas Wohltuendes an sich, der weiche Stoff seiner

Jogginghose und sein locker fallender Zopfpulli wirken irgendwie beruhigend auf mich.

Schließlich sagt er sehr leise: »Erst konnte ich nicht verstehen, wieso Franny trotz allem, was ich ihr antat, bei mir blieb – trotz der Peitschenhiebe, der Schmerzen, der Erniedrigung. Sie blieb bestimmt nicht, weil es ihr Spaß machte. Dann muß es Liebe sein, sagte ich mir; es konnte nur Liebe sein. Ich nehme an, was da sprach, war mein Ego – ich wollte einfach glauben, daß sie alles erdulden würde, selbst Dinge, die ihrem Wesen absolut widersprachen, nur um sich meine Liebe zu sichern.«

Er hebt die Hand und deutet auf Frannys Geschichte. »Nachdem ich das gelesen hatte, dachte ich anders darüber. Was hältst du davon? Glaubst du, sie sammelte immer noch Punkte, versuchte immer noch, Billys Tod wettzumachen? Es sieht ganz danach aus, obwohl ich bezweifle, daß ihr das bewußt war. Wahrscheinlich glaubte sie, aus Liebe zu

handeln. Bald darauf habe ich mich von ihr getrennt. Du siehst also, Nora, sogar ich kann Mitleid empfinden. Ihr Unterhaltungswert sank rapide, als mir bewußt wurde, wie schwerwiegend ihre Probleme waren. Ich fühlte mich ein ganz klein wenig schuldig, weil ich sie nur zu meiner Unterhaltung benutzte.«

Ich bin viel zu müde, um etwas zu erwidern. Draußen weht ein sanfter Wind. Es muß schon sehr spät sein. »Ist das alles wahr?« frage ich. »Wie sie versucht hat, Billy zu retten? Und wie sie sich den Finger abgeschnitten hat? Ich weiß noch, daß mein Vater mich damals aus Montana anrief. Er sagte, sie hätte ihn beim Papierschneiden versehentlich abgetrennt.«

»Das ist die Version, die Franny deinen Eltern erzählt hat. Sie haben nie erfahren, wie das mit dem Finger wirklich passiert ist. Und sie haben auch nie erfahren, wie Billy gestorben ist.«

Ich starre auf die Decke. »Aber du hast es gewußt«, sage ich. »Du hättest ihr sagen

können, daß es nicht ihre Schuld war. Sie war doch noch ein Kind. Sie war nicht stark genug, um ihn zu retten.«

Mit sanfter Stimme antwortet M.: »Glaubst du denn, ich hätte es nicht versucht? Natürlich habe ich ihr gesagt, daß sie nicht verantwortlich war, aber sie wollte nicht hören. Ihre Schuldgefühle saßen zu tief. Sie fühlte sich sogar für den Tod eurer Eltern verantwortlich.«

Ich starre ihn verständnislos an.

»Wenn Billy nicht gestorben wäre, wären sie nie nach Montana gezogen, und hätten sie nicht in Montana gelebt, wären deine Eltern dort nicht bei einem Autounfall ums Leben gekommen.«

Schweigend sinne ich über die unlogischen Denkprozesse nach, die in Frannys Kopf vorgegangen sind. Ich hätte ihr helfen können, wenn ich die Wahrheit gewußt hätte. Ich hätte es zumindest versuchen können. Statt dessen erzählte sie M., daß ich ihre Schwester war, zog es aber trotzdem vor, mit ihm über diese

Dinge zu sprechen. Ich sinke noch tiefer in die Couch und ziehe die Decke bis zum Kinn hoch. Ich fühle mich unendlich müde.

»Warum hat sie mir nichts davon erzählt?« frage ich, aber M. antwortet nicht. Beide kennen wir die Antwort auf diese Frage.

»Setz dich auf«, sagt er und kommt zu mir herüber. Als ich mich vorlehne, läßt er sich auf der Couch nieder und zieht mich wieder nach hinten in seine Arme. Ich lege den Kopf an seine Brust, lasse mich von ihm halten, spüre die Wärme und Weichheit seines Pullis. Seine heutige Demonstration hat mich nicht davon überzeugt, daß er kein Mörder ist, aber ich habe keine Angst mehr vor ihm. Jedenfalls nicht jetzt, nicht heute abend. Ich will bloß jemanden, der mich hält.

17

Seit mehreren Monaten fahre ich nun zu M., wann immer er mich anruft. Er steckt voller Überraschungen, und niemals – wirklich niemals – ist er langweilig. Wenn ich weiß, daß ich ihn sehen werde, zieht sich mein Magen nervös zusammen, teils aus Vorfreude, teils aus Aufregung, aber hauptsächlich aus Angst. Ich weiß nie, was ich von ihm zu erwarten habe. Einen Tag ist er nett, am nächsten fast schon sadistisch, einen Tag später väterlich. Inzwischen ist mir klar, warum er bei Frauen so gut ankommt. Er versteht es, wie Franny in ihrem Tagebuch schrieb, die Menschen in seiner Umgebung für sich zu gewinnen. Er hat die proteische Fähigkeit, sich zu verwandeln, derjenige zu werden, den man in ihm sehen möchte. Anfangs war ich meiner selbst so sicher, voller Vertrauen in meine Fähigkeit, M. zu verführen – aber inzwischen frage ich mich, wer da wen verführt.

Und ich warte darauf, daß er das Spiel

eskalieren läßt. Der Sex mit ihm ist gut, besser als gut, aber immer noch innerhalb gewisser Grenzen. Ich weiß, daß das nicht so bleiben wird. Erneut lese ich Frannys unvollständiges Tagebuch, suche zwischen den Zeilen nach Hinweisen auf Nadeln oder Messer, finde aber nichts. Wenn sie doch nur das Paar am Lake Tahoe und M.s Vorliebe fürs Schneiden erwähnt hätte, dann könnte ich mit diesen Informationen zu Harris gehen. Ich lese das Tagebuch noch einmal, zum hundertsten Mal, nicht, weil ich mein Gedächtnis auffrischen muß – ich kenne es fast schon auswendig –, sondern weil ich einfach nicht davon lassen kann. Ich bin abhängig geworden. Das Tagebuch ist mein Heroin. Ich lese, was er ihr angetan hat. Ich sehe, wie geschickt er sie in seine verdrehte Version von Sexualität hineinmanövriert hat, indem er am Anfang sehr sanft zu ihr war und seine Taktik erst änderte, als er sich ihrer Liebe sicher sein konnte. Ich nehme an, daß er dasselbe auch mit mir versucht.

Irgendwann, er machte gerade Frühstück für mich, habe ich ihn gefragt, ob das sein Plan sei.

M. lachte über meine Frage. Er wollte gerade Rühreier machen, stellte die Pfanne aber wieder weg. Er schenkte ein Glas Orangensaft ein und brachte es mir an den Tisch. Inzwischen passe ich genau auf, was ich bei M. esse und trinke. Wenn er kocht, lasse ich ihn nicht aus den Augen, um sicherzustellen, daß nichts im Essen landet, was nicht hineingehört. Er stellte sich hinter mich und massierte meine Schultern. Dann beugte er sich zu mir herunter, küßte mich leicht auf den Hals und sagte: »Nein. Bei dir wird es nicht so sein wie bei Franny. Du wolltest mich noch nie sanft – jedenfalls nicht im Bett. Franny brauchte das, die sanften Berührungen, die zärtlichen Worte, aber du magst deinen Sex rauher, geradliniger, mehr auf den Punkt gebracht. Im Bett wünschst du dir Umgangsformen, die aufs Wesentliche reduziert sind. Da magst du es roh …

triebhaft.« Er flüsterte mir das von hinten ins Ohr, während seine Hände sanft an meinem Hals und meinen Schultern herumspielten, die Spannung wegmassierten. Er hat Finger wie Magnete. Sie besitzen die Kraft, mich anzuziehen, mich immer näher zu sich heranzuholen. Wer von uns beiden hat eigentlich die Oberhand, frage ich mich einmal mehr, er oder ich? Manchmal bin ich nicht mehr in der Lage, diese Frage zu beantworten.

»Franny wußte nie, was als nächstes passieren würde«, fuhr er fort. »Wenn sie damals bei unserem ersten Treffen am Putah Creek schon geahnt hätte, was ich mit ihr vorhatte, hätte sie sich nie mit mir eingelassen. Dafür war sie viel zu ängstlich. Ich mußte ihr geben, was sie wollte, bevor ich mir nehmen konnte, was ich wollte. Sie hatte keine Ahnung, war überhaupt nicht darauf vorbereitet, was dann kam. Du aber warst vorgewarnt. Du hast von Anfang an gewußt, was passieren wird – vielleicht nicht ganz

genau, aber du hast zumindest eine vage Vorstellung.«

»Worauf wartest du dann?«

Er küßte mich noch einmal auf den Hals und ging dann zum Herd zurück. »Ich warte, bis du soweit bist.«

Ich begreife nicht, wie sein Verstand funktioniert. Warum sollte er auf mich Rücksicht nehmen, auf Franny aber nicht? Vor allem, wo es so offensichtlich ist, daß sie mehr verwöhnt werden wollte als ich. Seit der Sache mit den Verbänden hat M. mich zu nichts mehr gedrängt. Vor ein paar Tagen holte er seine Seile hervor und wollte mich fesseln. Wir lagen in seinem Bett, als er in den Nachttisch griff und die Seile herauszog. Ich zuckte zurück.

»Nein«, sagte ich entschieden. »Ich lasse mich von dir nicht fesseln.«

Er ließ den Strick vor meiner Nase baumeln. »Bildest du dir etwa ein, daß ich dir nur dann etwas tun kann, wenn du gefesselt bist? Täusch dich nicht, Nora – wenn ich dir etwas

tun wollte, dann könnte ich das. Mit oder ohne Seil. Das müßtest du inzwischen schon wissen.«

Ich gab ihm keine Antwort, tat, als hätten seine Worte mich erschreckt. Ich wollte, daß er mich für schwächer hielt, als ich in Wirklichkeit war. Er sollte ruhig glauben, daß ich Angst vor ihm hatte. Allzusehr schauspielern mußte ich nicht.

»Na gut«, sagte M. schließlich, »lassen wir das mit den Stricken vorerst sein. Aber irgendwann werde ich sie benutzen.« Er sagte das mit einer solchen Gewißheit, daß ich eine Gänsehaut bekam.

Nur einige wenige Männer, zu denen ich Vertrauen hatte, haben mich bisher gefesselt, wenn auch nur locker, und ich habe es umgekehrt mit ihnen gemacht, aber das war nur ein Spiel. Es machte Spaß, es war erotisch, und ich wußte, daß alles ohne körperlichen Schmerz abgehen würde. Mit M. wäre Ernst daraus geworden. Die Erinnerung an das, was ich als Mumie durchgemacht

hatte, war noch zu frisch.

Er drängte sich näher an mich. Noch immer hatte er ein Stück Seil in der Hand, und er begann, damit über meinen nackten Körper zu streichen, meine Brüste, meinen Bauch, die Innenseiten meiner Schenkel. Ich lag reglos da wie ein Tier, das vor Schreck wie gelähmt ist.

»Die Menschen haben eine angeborene Tendenz, vor Schmerz zurückzuschrecken«, sagte er, während er mich mit dem Seil liebkoste. »Ich genieße es, meine Frauen zu bestrafen, wenn sie ungehorsam waren, und um das richtig tun zu können, um sie angemessen züchtigen zu können, sind manchmal Fesseln erforderlich. Sie gewährleisten, daß die Frauen stillhalten, bis ich mit ihnen fertig bin. Ich genieße es, Frauen in Fesseln zu sehen, sie hilflos vor mir zu sehen und mit ihnen zu machen, was ich will, zu wissen, daß sie mir völlig ausgeliefert sind. Aber ich gebrauche die Seile nicht nur meinetwegen. Manche Frauen mögen den

Schmerz, brauchen aber das Gefühl, zur Unterwerfung gezwungen zu werden. Sie können nicht offen zugeben, daß sie den Schmerz an sich schätzen oder daß sie sich wünschen, vergewaltigt, ausgepeitscht oder sonstwie bestraft zu werden. Sie brauchen das Gefühl, gefesselt zu sein, um es genießen zu können. Ich gebe ihnen bloß, was sie wollen.« Nach einer kurzen Pause fügte er hinzu: »Manchmal gebe ich ihnen auch mehr, als sie wollen. Deine Schwester hat immer mehr bekommen, als sie wollte.«

»Zum Beispiel?« fragte ich. Diesmal benutzte ich Franny, um von mir selbst abzulenken.

Er schwieg einen Moment nachdenklich. Dann sagte er: »Ich habe dir schon ein paar Tage lang nichts mehr von ihr erzählt, stimmt's? Ich nehme an, es ist an der Zeit, eine weitere Lücke ihres Tagebuchs zu füllen. Bondage. Laß uns über das Thema Fesseln reden. Wenn ich mich richtig entsinne, hat sie in ihrem Tagebuch erwähnt, daß ich sie ein

paarmal festgebunden habe, aber ansonsten äußert sie sich kaum zu diesem Thema. Sie haßte Fesseln mehr als alles andere, mehr als den Schmerz – und genau aus dem Grund habe ich sie bei ihr besonders oft eingesetzt. Eines Abends habe ich sie nackt und mit gespreizten Beinen ans Bett gefesselt und ihr die Augen verbunden. Ich habe ihr gesagt, daß ein paar Freunde, lauter Männer, auf eine Runde Poker vorbeikämen und daß ich ihnen gestatten würde, sie sich einer nach dem anderen anzusehen und mit ihr zu machen, was sie wollten. Dann schob ich ihr Stöpsel in die Ohren, so daß sie nichts mehr hören konnte, und ließ sie allein im Schlafzimmer zurück. Weinend flehte sie mich an, versuchte mich umzustimmen. Es gab gar keine Pokerrunde, aber das wußte sie nicht – sie konnte ja weder etwas sehen noch etwas hören. Im Lauf der nächsten paar Stunden ging ich immer wieder ins Schlafzimmer und verabreichte ihr verschiedene… Behandlungen, zum Teil zärtlicher Art, zum

Teil nicht, und das alles unter dem Deckmantel irgendeines ›Poker-Kumpels‹. Sie glaubte, es wären fünf verschiedene Männer im Haus.«

»Du bist ein richtiger Bastard«, sagte ich.

M. schleuderte die Seile in eine Ecke des Raumes. »Du siehst das falsch, Nora. Du hältst mich für böse, aber Franny war nie dieser Meinung. Egal, was ich ihr antat, sie blieb bei mir. Falls du ihren Mörder jemals finden willst, dann wirst du deine Sichtweise ändern und anderswo nach dem Mörder Ausschau halten müssen.«

Dann fickte er mich – Liebe machen ist ein zu sanfter Ausdruck für das, was wir tun –, und er ließ sich viel Zeit dabei, redete mit mir. »Ich werde dir meine ganze Soße geben«, sagte er mit leiser, heiserer Stimme. »Du wirst tun, was ich dir sage, nicht wahr?« Ich mußte ihm versichern, daß ich ihm in allem gehorchen würde. »O ja«, fuhr er fort, »du wirst tun, was ich dir sage. Und weißt du, warum? – Weil du voll darauf abfährst. Du drehst halb durch,

wenn ich dich lecke und deine Säfte aus dir heraussauge, wenn ich meine Zunge in deine Möse und deinen Hintern stecke. Und du genießt es, es mir zu besorgen. Ich merke das – an der Art, wie du mich leckst, an der Art, wie du mich in den Mund nimmst, den Saft aus mir heraussaugst, daran, wie du meinen Schwanz mit deinem Hintern aufnimmst, und an der Art, wie du – kurz bevor du kommst – darum bettelst, gefickt zu werden. In den Hintern, in die Möse, in den Mund – du willst alles.«

Er redet gern, während er mich fickt, und er weiß, daß ich ihm gern zuhöre. Das Hören ist für mich sehr wichtig, war es schon immer. Ein paar von meinen früheren Freunden standen ebenfalls darauf, im Bett hie und da ein bißchen schmutzig daherzureden – aber keiner machte es so cool und gekonnt wie M. Er ist ein meisterlicher Erzähler. Er flüstert mir pornographische Geschichten ins Ohr, sagt mir, was er mit mir tun wird, beschreibt fleischliche Szenarien, die mich heiß machen.

So auch diesmal. Er hatte seine Hände überall, fickte mich eine Weile und hörte genau dann auf, als er merkte, daß ich mehr wollte. Ohne seinen Redestrom zu unterbrechen, sagte er: »Du bist wie ich, Nora.« Seine Hand war immer noch zwischen meinen Beinen. »Du magst schmutzigen, wilden, geilen Sex. Du magst es roh und primitiv. Und bald – das weißt du jetzt bloß noch nicht – wirst du es auch brutal mögen.«

Ich habe mich noch einmal in M.s Haus umgesehen. Ich habe nach einem Skalpell oder Messer gesucht, ähnlich dem, das ich in dem Haus in Tahoe gesehen hatte, aber ohne Erfolg. Detective Harris hat mich darüber informiert, was bei der Analyse des Klebebands herausgekommen ist. Die Ergebnisse sind nicht eindeutig. Es ist dieselbe Sorte Klebeband, die bei Franny benutzt worden ist, aber ob nun die Rolle, die M. in seinem Schrank hatte, tatsächlich die fragliche ist oder nicht, läßt sich nicht mit

Sicherheit sagen. Harris erklärte mir, daß ein Gegenstand, der bei einem Mord benutzt wurde – sei es ein Messer, ein Knüppel oder ein Hammer – für den Mörder oft wie stigmatisiert ist, so daß er ihn zwar vielleicht als eine Art Trophäe oder Erinnerungsstück aufbewahrt, ihn aber höchstwahrscheinlich kein zweites Mal benutzt. Die Laborleute hatten gehofft, daß das auch bei dem Klebeband der Fall sein würde. Wenn ja, hätten sie anhand der Schnittstellen beweisen können, daß es sich um dieselbe Rolle Band handelt. Aber das ist nicht der Fall. Falls M. das Klebeband bei Franny verwendet hat, dann hat er es seitdem jedenfalls wieder benutzt, so daß es der Polizei nicht mehr möglich war, passende Schnittstellen nachzuweisen. Harris sagte, er habe M. nochmals verhört, aber es sei nichts dabei herausgekommen. Er hat mich erneut aufgefordert, mich von M. fernzuhalten. Allmählich frage ich mich, ob er mir irgendwelche Informationen vorenthält. Wenn

er M. nicht für schuldig hält, wie er immer behauptet hat, warum sagt er mir dann, daß er ein gefährlicher Mann sei?

M. und ich machen weiter, als ob nichts wäre. Er hat das fehlende Klebeband ebensowenig erwähnt wie ich. Er hat auch nicht erwähnt, daß Harris ihn erneut verhört hat. Vorsichtig umkreisen wir einander, bewegen uns gemeinsam in einem Tanz der Täuschung.

Auch wenn mir diese Täuschung nach wie vor schwer auf der Seele liegt, so fällt es mir mit der Zeit doch immer leichter, sie aufrechtzuerhalten. Ian anzulügen ist gar nicht so schwierig, wie ich anfangs dachte. Inzwischen akzeptiere ich meine Lügen und die damit einhergehenden Schuldgefühle als einen unschönen Teil meines Lebens.

Heute abend treffe ich mich mit Ian im *Ding Howz*um Essen. Bis dahin habe ich noch drei Stunden Zeit, deswegen beschließe ich zu schreiben. Da ich von meiner Geschichte über M. mal eine Pause brauche, setze ich mich an den Computer und arbeite an einem

Artikel über das Anwachsen der Gewalt in Sacramento. Während ich mir die Informationen ansehe, die ich gesammelt habe, beschleicht mich ein Gefühl der Niedergeschlagenheit. Los Angeles, New York City, Chicago – dort rechnet man mit einer solchen Brutalität, aber seit wann ist Sacramento ein so gefährlicher Ort?

Ich weiß nicht, wo ich anfangen soll. Als Autorin wissenschaftlicher Aufsätze bin ich es gewöhnt, mit empirischen Daten umzugehen, die aus einem geordneten Umfeld stammen, und nicht mit Zeitungsausschnitten und Polizeiberichten, die in allen Einzelheiten die Alpträume des städtischen Lebens schildern: Vergewaltigungen, Raubüberfälle, Körperverletzung, Mord. Mord – darauf läuft es immer hinaus. Ich wechsle die Datei, öffne Frannys Tagebuch und gehe es noch einmal durch, auf der Suche nach Hinweisen. Dann öffne ich die Datei mit den Informationen, die ich von der Gerichtsmedizin und der Polizei bekommen habe. Ich kann einfach nicht

verstehen, wieso sie auf so brutale Weise sterben mußte.

Das Telefon klingelt, aber ich stehe nicht auf. Nachdem es dreimal geläutet hat, schaltet sich der Anrufbeantworter ein. Es ist – schon wieder – Maisie, die mit mir schimpft, weil ich sie nie zurückrufe. »Ich mache mir Sorgen um dich«, höre ich sie sagen. »Bitte ruf mich an.« Ich habe ihr gegenüber ein schlechtes Gewissen. Ich weiß, daß ich sie anrufen sollte, aber ich fühle mich im Moment nicht in der Lage, mich mit anderen Menschen zu befassen. Und auf keinen Fall kann ich ihr von M. erzählen.

Um halb sieben gehe ich unter die Dusche, ziehe mich an und fahre hinaus zum *Ding How*. Das chinesische Restaurant ist klein und schummrig beleuchtet. Es herrscht mäßiger Betrieb, und aus der Küche dringt würziger Bratenduft. An den Wänden hängen Spiegel, und ein Teil des Raumes ist durch einen chinesischen Paravent abgetrennt. Ich umrunde ihn und finde Ian im hinteren Teil des

Restaurants. Er trägt einen dunkelblauen Anzug, weil er direkt von der Arbeit kommt, und studiert die Speisekarte. Nachdem ich ihn zur Begrüßung geküßt habe, setze ich mich, und sofort erscheint ein Kellner an unserem Tisch. Wir bestellen süß-saures Huhn, würziges zweimal gekochtes Schweinefleisch und gebratenen Reis. Der Kellner geht und kehrt kurz darauf mit einer Kanne Tee zurück. Während der Tee zieht, halten wir quer über den Tisch Händchen, die Finger ineinander verschlungen, und genießen die angenehme Vertrautheit, die sich einstellt, wenn zwei Leute sich gut kennen. Ich sehne mich nach den einfacheren Tagen zurück, als Ian mich tatsächlich so gut kannte, wie er mich noch jetzt zu kennen glaubt. Seine Ahnungslosigkeit mindert irgendwie meine Achtung vor ihm. Spürt er denn nicht, daß ich mit einem anderen Mann ins Bett gehe? Die Tatsache, daß ich ihn betrüge, setzt mir so zu, daß ich nachts oft stundenlang wach liege, während er

vertrauensvoll neben mir im Bett liegt und friedlich schläft.

Im Hintergrund reden die Leute, Teller klirren, chinesische Kellner huschen vorbei. Ian erzählt mir von seinem Tag und fragt mich dann, wann ich wieder zu arbeiten anfange. Ich zögere.

»Ich weiß es nicht«, sage ich schließlich. »Manchmal vermisse ich meine Arbeit, aber im Moment habe ich zuviel zu tun.«

Ian runzelt kaum merklich die Stirn. Wir haben dieses Thema schon ein paarmal angeschnitten. Er weiß, daß ich allmählich eine Obsession für Geschichten über Tod und Zerstörung entwickle, und ist beunruhigt deswegen. Er sagt, meine Fixierung auf den Mord an Franny verzerre mein Urteilsvermögen, ich würde mich zu sehr auf das Phänomen Gewalt konzentrieren und seine Bedeutung für den Raum Sacramento überschätzen. Angeblich schlafe ich nachts unruhig, wache morgens mit dunklen Augenringen auf, gebe oft ausweichende

Antworten und bin reizbar. Seiner Meinung nach ist es an der Zeit, daß ich wieder zu arbeiten anfange und Frannys Tod hinter mir lasse. Er drückt meine Hand etwas fester, beugt sich vor und sagt: »Es gibt nichts, was du noch tun könntest. Du mußt aufhören, ständig an Franny zu denken.«

»Wie kann ich das? Sie war meine Schwester.«

»Die Polizei sucht weiter nach ihrem Mörder. Überlaß die Sache den Experten.«

»Die tun doch nichts.« Ian drückt meine Hand so fest, daß es allmählich weh tut. »Warum willst du, daß ich nicht mehr an Franny denke?« frage ich ihn und versuche meine Hand zurückzuziehen. »Manchmal glaube ich, daß es dir völlig egal ist, ob ihr Mörder gefunden wird oder nicht.«

»Das stimmt doch gar nicht. Aber diese Obsession macht ein Wrack aus dir.« Ian senkt den Blick, bemerkt, wie fest er meine Hand umklammert hält. Er lockert seinen Griff und blickt wieder zu mir auf. Leise sagt er:

»Ich liebe dich. Du mußt wieder dein eigenes Leben führen.«

Ich will gerade etwas sagen, ihn beruhigen, als ich M. meinen Namen aussprechen höre. Ich drehe mich um, zu erstaunt, um irgend etwas herauszubringen.

»Erinnern Sie sich noch an mich?« fragt er. »Philip Ellis. Sie haben einen Artikel über das Forschungsprojekt geschrieben, an dem ich damals an der UCD gearbeitet habe. Vor zwei, nein, drei Jahren.«

Ich werfe ihm einen feindseligen Blick zu, hoffe, daß er meine Verärgerung bemerkt, – was er auch tut –, aber er sieht bloß auf mich herunter, ein kleines, verschmitztes Grinsen im Gesicht. Am Nebentisch stapelt ein Kellner benutzte Teller und Schüsseln aufeinander. Ian läßt meine Hand los, und mir wird bewußt, daß er darauf wartet, meinem Bekannten vorgestellt zu werden. »Ähm«, sage ich, für eine Autorin nicht gerade gewandt, »das ist Ian McCarthy.« M. hat mich heute morgen eingeladen, mit ihm essen zu gehen, und ich

habe ihm von meiner Verabredung mit Ian erzählt. Ihn immer noch anstarrend, füge ich hinzu: »Mein Freund.«

Ian steht auf, die beiden geben sich die Hand, und dann fragt Ian, höflich wie immer, welchen Artikel ich über ihn geschrieben hätte. M. dreht sich zu mir um und sagt: »Sie können es wahrscheinlich besser zusammenfassen als ich.«

Ich spüre, wie mir die Röte in die Wangen steigt. Ich bin so wütend, daß ich kaum sprechen kann. Er hat kein Recht, sich in diesen Teil meines Lebens zu drängen. »Das ist schon eine Weile her«, sage ich gepreßt. »Frischen Sie mein Gedächtnis auf.«

M. lächelt. »Ich nehme an, Sie schreiben so viele Artikel, daß Sie sich nicht mehr an jeden einzelnen erinnern können.« Er wendet sich wieder an Ian. »Ich bin Biologe. Mein Spezialgebiet ist die Verhaltensforschung, und ich beschäftige mich vor allem mit den Auswirkungen, die die Partnerwahl bei den Tieren auf den Prozeß der Evolution hat. In

dem Artikel, den Nora geschrieben hat, ging es um Frösche. Ich habe untersucht, wie sie auf unterschiedliche Balzrufe reagieren, und bin zu dem Ergebnis gekommen, daß die Männchen mit dem lautesten Balzruf für die Weibchen am attraktivsten sind.« Er schweigt einen Moment und fügt dann hinzu: »Soviel zu unserem heutigen Idealbild des sensiblen Mannes. Ich schätze, die Frauen wollen in Wirklichkeit etwas ganz anderes.«

Ian lacht.

Ich starre M. verärgert an. Natürlich will er durch diesen versteckten Vergleich andeuten, daß ich ihn Ian vorziehe. »Sie irren sich«, antworte ich trocken und beziehe mich auf den unterschwelligen Teil seiner Bemerkung, von dem Ian nichts weiß. »Das ist ein Trugschluß. Frauen wünschen sich sehr wohl einen sensiblen, mitfühlenden Mann – wir brauchen inzwischen keinen brutalen Macho mehr, der uns verteidigt und beschützt. Die Frau von heute will einen richtigen Partner, einen Mann, der sie sowohl gefühlsmäßig als

auch körperlich befriedigen kann. Frauen sind keine Tiere – und Ihr Vergleich ist völlig unpassend. Ich hätte von einem berühmten Biologen wie Ihnen eine etwas fundiertere Schlußfolgerung erwartet.«

M. sieht mich nachdenklich an. Sein Mund verzieht sich zur Andeutung eines Lächelns, das nur für mich bestimmt ist.

Ian scheint meine bewußt grobe Antwort peinlich zu sein. »Aber Liebling«, sagt er, »er hat doch nur Spaß gemacht.« Dann wendet er sich an M. und zuckt entschuldigend mit den Achseln. »Manchmal geht das Temperament mit ihr durch.«

Wütend fauche ich Ian an: »Du brauchst dich nicht für mich zu entschuldigen. Tu das nie wieder!«

Einen Moment lang herrscht angespanntes, peinliches Schweigen. Dann kommt der Kellner mit unserem Essen, und M., der sein Ziel – uns den Abend zu verderben – längst erreicht hat, verabschiedet sich. Ich entschuldige mich bei Ian, erkläre meine

Gereiztheit damit, daß ich zuwenig geschlafen habe. Von unserer anfänglichen Vertrautheit ist nichts übriggeblieben. Während des ganzen Essens lassen wir vorsichtig Höflichkeit walten.

Am nächsten Morgen, nachdem Ian zur Arbeit aufgebrochen ist, rufe ich M. an. Die zwölf Stunden, die inzwischen vergangen sind, haben meine Wut nicht gemildert.

»Was hatte denn das zu bedeuten?« frage ich ihn.

»Ich wollte deinen Freund kennenlernen.« Gelassen fügt er hinzu: »Ich war nicht sonderlich beeindruckt.«

»Das brauchst du auch nicht zu sein. Hauptsache, ich bin beeindruckt.«

»Er ist zu weich für dich, Nora. Mit dem wirst du nie glücklich. Du bist wie das Froschweibchen: Du brauchst einen starken Mann.«

»Einen Teufel brauche ich.« Ich lege auf, bevor er antworten kann. Es vergehen vier Tage, bis er wieder anruft. Offenbar schätzt er

es nicht, wenn man ihn am Telefon nicht ausreden läßt.

18

Ich sitze in M.s. Hörsaal und lausche seiner Vorlesung über die romantische Musik des neunzehnten Jahrhunderts – Chopin, Mendelssohn, Wagner, Liszt, Verdi, Brahms. Der Raum ist eierschalenfarben gestrichen, ein mittelgroßer Hörsaal mit schräg ansteigender Bestuhlung. Links steht ein Flügel, und während M. spricht, schlendert er quer durch den Raum, den Blick auf uns Studenten gerichtet. Er hat mich heute morgen angerufen und von mir verlangt, seine Nachmittagsvorlesung zu besuchen. M. befiehlt, und ich springe, genau wie Franny vor mir. Es überrascht mich selbst – insbesondere nach der Show, die er letztes Mal im *Ding How* abgezogen hat –, daß ich immer noch tue, was er will. Ich bin es nicht gewöhnt, von Männern Befehle entgegenzunehmen, aber M. hat etwas, das ich will – den Schlüssel zum Tod meiner Schwester –, und deswegen werde ich sein Spiel spielen. Er hat mir genau gesagt, was

ich anziehen soll, und ohne Make-up sehe ich aus wie ein Schulmädchen. Ich trage einen Schottenrock, weiße Kniestrümpfe, flache Halbschuhe, eine weiße, hochgeschlossene Baumwollbluse und eine Haarspange. Nichts davon hatte ich in meinem Schrank. Heute vormittag bin ich ins County-Fair-Einkaufszentrum nach Woodland gefahren und habe bei Mervyn's in der Teenager-Abteilung eingekauft. Zugegeben, als M. mich anrief und mir sagte, was er wollte, verspürte ich bei dem Gedanken, mich als Schulmädchen zu verkleiden und in einem seiner Psychodramen mitzuspielen, eine gewisse erotische Erregung. Und während ich einkaufte, in der Kabine verschiedene Röcke anprobierte und mir vorstellte, wie M. mich nach der Stunde dabehalten, meinen Karorock hochschieben und mich auf dem Fußboden des Hörsaals ficken würde, steigerte sich meine Erregung. Jetzt ändere ich das Szenario: Ich möchte, daß er mich auf dem Flügel nimmt.

Ich fühle mich sowohl vom Aussehen als auch vom Alter her auffallend fehl am Platz, aber niemand von den Studenten scheint das zu bemerken oder mir überhaupt Beachtung zu schenken. Sie schreiben alle wie wild, bemüht, kein Wort zu verpassen, das aus M.s Mund kommt. Er trägt eine dunkle Hose mit Bügelfalten, ein blaues Nadelstreifenhemd und ein Tweedjackett, das sich keiner der anderen Männer im Raum leisten könnte. Obwohl wir auf ihn hinuntersehen, ist er uns gegenüber im Vorteil. Er hat etwas Imposantes an sich, das uns alle kleiner erscheinen läßt – seine große, aufrechte Gestalt; das dunkle, an den Schläfen ergrauende Haar; die Aura von Wissen, die ihn umgibt, während wir, seine Studenten, noch alles zu lernen haben.

Ich höre ihm zu. Er versteht es, seine Zuhörer zu fesseln. Dabei zieht er überhaupt keine Show ab, schwingt keine flammenden Reden – ganz im Gegenteil, er wirkt ziemlich beherrscht, setzt seine Sprache und seine

Gesten sparsam ein –, aber seine Präsenz hat etwas Imponierendes, Gebieterisches, und seine Liebe zur Musik ist in jedem seiner Sätze zu spüren. Er spricht über schöpferische Phantasie und darüber, wie die Epoche der Romantik das Konzept des musikalischen Schöpfers hervorbrachte, eines einsamen, genialen Geistes, der mit seinem überragenden Können und seiner Phantasie ein Kunstwerk erschafft, das seinen Ursprung in einem inneren, befreienden Blitz der Erkenntnis oder Inspiration hat, einer musikalischen Epiphanie.

Als er in meine Richtung sieht, erwidere ich seinen Blick mit unschuldsvoller Miene und spreize gleichzeitig meine Beine so weit, daß er mir unter den Rock sehen kann – eine Geste, die in eindeutigem Widerspruch zu meiner Schulmädchenerscheinung steht. Noch dazu eine, die er mir nicht befohlen hat. Ich tue das nicht, um ihn zu verführen – dazu besteht keine Veranlassung –, sondern eher,

um ihn zu ärgern. Es würde mir großen Spaß machen zu sehen, wie er seine kühle Beherrschung verliert. Ich trage weiße Seidenunterwäsche, und sein Blick verharrt einen Moment zwischen meinen Beinen, bevor er wieder wegsieht. Er spricht noch immer über das Zeitalter der Romantik. Mein eigener kleiner Inspirationsblitz hat ihn nicht in seiner Konzentration gestört.

Nach der Vorlesung, als endlich alle Studenten gegangen sind, gibt M. sich distanziert. Er befiehlt mir, zu ihm nach Hause zu kommen, und läßt mich einfach stehen. Ich komme mir lächerlich vor, wie ich in meinem Karorock und den Kniestrümpfen mutterseelenallein neben dem Flügel stehe. Der Grund für sein kühles Verhalten ist mir schleierhaft; ich habe getan, was er verlangt hat. Jetzt bin ich wütend und überlege schon, ob ich ihn versetzen soll. Diese Überlegungen sind aber nur von kurzer Dauer. Ich weiß, daß ich trotz meines Zorns und Widerwillens zu ihm fahren werde.

Als ich dort ankomme, wartet er schon auf mich. Er sitzt im Wohnzimmer mitten auf der Couch und starrt mir mit einem kalten, abweisenden Blick entgegen. Die Vorhänge sind zugezogen, und neben ihm auf der Couch liegt ein Schläger. Bevor ich etwas sagen kann, beginnt er mich zu schelten, erklärt mir, daß ich heute ungezogen gewesen sei, weil ich die Beine gespreizt hätte, und daß er mich dafür bestrafen müsse. Er befiehlt mir, zu ihm zu kommen. Ich rühre mich nicht von der Stelle. M., der immer noch ganz entspannt auf der Couch sitzt, fixiert mich mit seinen dunklen Augen und erklärt, daß er weniger streng mit mir sein werde, wenn ich keinen Widerstand leistete. In meinem Kopf ertönt ein Warnsignal, und ich bin sofort auf der Hut.

»Komm her«, befiehlt er mit der gelassenen, selbstsicheren Stimme eines Mannes, der weiß, daß er am Ende seinen Willen durchsetzen wird. »Du wirst deine Strafe genauso brav ertragen müssen, wie Franny

es getan hat.«

»Fahr doch zur Hölle!« antworte ich.

Geduldig, ohne aufzustehen, sagt er: »Ich habe dir eine Menge über deine Schwester erzählt, Nora. Ich habe ein paar der Lücken gefüllt. Ich habe mich an meinen Teil unserer Abmachung gehalten. Jetzt bist du an der Reihe. Du wirst wieder in ihre Haut schlüpfen und erleben, was sie erlebt hat. Du wirst erneut am eigenen Leib erfahren, was sie in ihrem Tagebuch ausgelassen hat.«

Ich gehe noch immer nicht zu ihm hinüber.

Er legt den Kopf leicht schräg und mustert mich mit einem kleinen, herablassenden Lächeln. »Du wirst alles zu schätzen wissen, was ich dir an Schmerz zufüge. Glaub mir, du kannst dich darauf verlassen, daß ich nichts tun werde, womit du nicht umgehen kannst. Du bist reif für diese Art von Züchtigung.«

Als ich noch immer keine Anstalten mache zu gehorchen, lehnt er sich zurück und spricht weiter: »Ich werde dir eine gehörige Tracht Prügel verpassen, das ist alles. Ich werde

meine Hand benutzen, und vielleicht diesen Schläger, und es wird ziemlich weh tun. Es wird brennen. Du wirst versuchen, die Tränen zu unterdrücken, aber es wird dir nicht gelingen. Hinterher werde ich dich ficken.« Er zögert einen Moment, ehe er hinzufügt: »Du hast die Wahl, Nora, genau wie Franny. Du kannst auf der Stelle gehen und nie wieder ein Wort über sie hören. Oder du kannst zu mir herüberkommen. Die Entscheidung liegt bei dir, aber du hast nur zwei Sekunden Zeit, dich zu entscheiden. Ich will die Sache hinter mich bringen, damit ich mich endlich an den Flügel setzen kann.«

Widerwillig gehe ich zu ihm hinüber. Während ich den Raum durchquere, denke ich an Franny. Sie war so ängstlich und schüchtern, ihr Selbstwertgefühl so schwach ausgeprägt. Wie konnte sie eine solche Bestrafung ertragen? Wie konnte er es wagen, einem Menschen wie ihr so etwas anzutun? Ich beschließe, nicht zu weinen, egal, wie fest er mich schlägt. Ich schwöre,

ihm diese Genugtuung nicht zu gönnen. Als ich vor ihm stehe, beugt er sich vor und zieht mich zu sich herunter, über seinen Schoß. Er schiebt mir den Karorock bis zur Taille hoch und zieht meine neue Seidenunterhose bis zu den Knöcheln herunter. Entblößt und erniedrigt liege ich da und versuche mich in Erwartung seiner Schläge zu stählen, aber er beschränkt sich zunächst darauf, meinen Hintern sanft zu streicheln.

»Versuch dich zu entspannen«, sagt er, beugt sich über mich und küßt mich, erst auf die eine Pobacke, dann auf die andere. Er öffnet meine Beine ein kleines Stück und schiebt die Hand unter mich. Seine Finger finden meine Klitoris. Mein Argwohn beginnt zu schwinden. Ich stütze mich mit den Händen vom Teppich ab und drücke mich hoch, um ihm besseren Zugang zu verschaffen.

»Gefällt dir das, Baby?« fragt er. Mir fällt auf, daß er das Wort *Baby* benutzt – wie sollte mir das nicht auffallen? Er hat beim Sex noch nie ein so zärtliches Wort benutzt. Ich frage mich,

ob er vielleicht gerade eine inzestuöse Phantasie auslebt: die ungezogene Tochter wird mit blankem Hintern vom Vater übers Knie gelegt. Ich finde das Bild ansprechend, und seine zärtlichen Berührungen erregen mich.

Ich reibe mich an seiner Hand. »Ja«, flüstere ich kaum hörbar. »Ja.«

Sein Mund gleitet über meine Haut. Er zieht meine Pobacken auseinander, leckt über meinen Anus und läßt dann seine Zunge hineingleiten. Gleichzeitig taucht er einen Finger in meine Vagina. Als er spürt, wie feucht ich schon bin, schiebt er noch einen zweiten hinein. Ich drehe mich leicht, um mich in eine bessere Position zu manövrieren, aber er setzt sich auf.

»Nein«, sagt er sanft. Er schiebt mich wieder in meine alte Position und legte mir eine Hand auf den Rücken, so daß ich mich nicht bewegen kann. Die beiden Finger sind noch immer in mir, gleiten ein und aus.

»Ich will mehr«, murmle ich.

»Ich weiß, Baby. Du sollst auch mehr bekommen, aber nicht sofort.« Er beugt sich über mich und küßt mich noch einmal. Dann setzt er sich auf und nimmt seine Finger von meinem Körper. »Erst muß ich dich bestrafen«, sagt er, und bevor die Bedeutung seiner Worte richtig in mein Bewußtsein gedrungen ist, schlägt er mir mit der Handfläche scharf auf die Pobacken. Ich schreie auf, mehr vor Überraschung als vor Schmerz, und er schlägt mich noch einmal, diesmal viel fester. Gegen meinen Willen versteift sich mein Körper und versucht, seinen Schlägen auszuweichen. Er hält mich mit beiden Händen fest.

»Hör auf, dich zu wehren«, sagt er und wartet, bis sich die Panik in mir gelegt hat. Als ich wieder ruhig daliege, lockert er seinen Griff. Er versetzt mir einen weiteren scharfen Schlag, aber diesmal bin ich auf den Hieb vorbereitet und schreie nicht auf. Wieder schlägt er zu, und ich klammere mich mit einer Hand an die Unterseite der Couch, nur,

um etwas zu haben, woran ich mich festhalten kann.

»Jedesmal, wenn du ungehorsam bist«, sagt er, »werde ich dir eine Tracht Prügel verpassen, damit zu lernst, dich zu benehmen.« Und er schlägt mich wieder und wieder. Jeder Schlag erscheint mir härter als der vorherige. Meine Haut brennt. Ich sehe, wie er nach dem Schläger greift. Nun schlägt er mich damit, noch härter als vorher. Der Schmerz wird immer brennender und intensiver. Ein unterdrücktes Stöhnen entweicht mir, obwohl ich die Lippen fest aufeinandergepreßt habe, und gegen meinen Willen fange ich nun doch zu weinen an, erst lautlos, dann, mit zunehmendem Schmerz, immer offener. Überraschenderweise ist es nicht nur der körperliche Schmerz, der meine Tränen fließen läßt. Während des ganzen letzten Jahres habe ich meine Gefühle unterdrückt und jedesmal, wenn ich an Frannys Tod dachte, die Tränen gewaltsam zurückgedrängt. Jetzt, da ich auf seinem

Schoß liege und mich der Kraft seiner Hand unterwerfe, kann ich losheulen – aus Schmerz und wegen der Demütigung, aber auch wegen meines Kummers. Ich weine um Franny, und ich weine um mich selbst. Ich weine wegen meiner Schuld und meiner ungewollten Mittäterschaft und wegen all der Dinge, die in meinem Leben schiefgelaufen sind. Ich gebe jeden Widerstand auf und erlaube jedem einzelnen Schlag, mich zu bestrafen. Irgendwie habe ich das Gefühl, diese Strafe verdient zu haben.

Als M. fertig ist, zieht er mich hoch und drückt mich an seine Brust. Er läßt mich weinen, und als ich mich beruhigt habe, küßt er mein tränenüberströmtes Gesicht. So gut habe ich mich seit Monaten nicht gefühlt. Dann zieht er mir meine restlichen Sachen aus und fickt mich, wie er es vorher versprochen hat.

Hinterher liegen wir zusammen auf der Couch. Unsere Arme und Beine sind ineinander verschlungen, unsere schweißbedeckten Körper

aneinandergepreßt. Das schwache Licht, das durch die Vorhänge dringt, läßt den Raum warm und samtig aussehen. Die Luft um uns her ist vom herb-süßen Duft entladener Sexualität erfüllt. Mein Kopf liegt auf M.s Brust, und sein kurzes, lockiges Haar kitzelt meine Haut.

»Du hast nicht wegen der Schmerzen geweint«, sagt er einfach. Es ist eine Feststellung, keine Frage.

Ich befreie mich aus seinen Armen und Beinen und gehe zu einem Sessel auf der anderen Seite des Raums hinüber. Ich setze mich seitwärts, so daß meine Beine über die Armlehne baumeln und lasse die Luft meinen Körper kühlen. Meine Pobacken brennen. Ich habe keine Lust, mit ihm über meinen Heulkrampf zu diskutieren.

»Deine Phantasien sind chauvinistisch«, erkläre ich, um das Thema zu wechseln.

Cool läßt er einen Arm vom Sofa rutschen. Er sieht zu mir herüber, wartet auf eine Erklärung.

»Diese Vorliebe von dir – dein Wunsch, Macht über Frauen auszuüben, sie zu beherrschen und mit all dem Zeug zu quälen, das du im Schrank aufbewahrst, den Peitschen und Ketten und Handschellen –, all das ist Teil einer männlichen Phantasie, die die männliche Libido hochpeitschen soll. Frauen haben keinen Spaß daran, so behandelt zu werden. Es ist eine Phantasie, die mit der Realität nichts zu tun hat.«

Er nickt zustimmend. »Du hast wahrscheinlich recht – was die Mehrheit der Leute betrifft. Aber bei dir funktioniert diese Phantasie.«

Als ich widerspreche, macht sich ein Grinsen auf seinem Gesicht breit. »Doch, das tut sie«, sagt er. »Du brauchst es jetzt noch nicht zuzugeben, aber irgendwann wirst du soweit sein. Es ist nur eine Frage der Zeit.«

Ich habe keine Lust, mit ihm über diesen Punkt zu diskutieren. Ich lausche der Fanfare eines Vogels, der draußen vor sich hin tiriliert. Ich höre das dumpfe Geräusch, mit dem eine

Zeitung vor der Haustür landet.

»Weißt du, was ovulare Verschmelzung ist?« frage ich ihn nach einer Weile. Er schüttelt den Kopf, und ich sage: »Man versteht darunter die Verschmelzung zweier Eizellen. Natürlich käme dabei nur weiblicher Nachwuchs heraus. Es hat im Experiment mit Mäusen funktioniert, und irgendwann wird es auch beim Menschen möglich sein. In der Zukunft werden wir keine Männer mehr brauchen, um uns fortzupflanzen. Wir werden überhaupt keine Männer mehr brauchen. Euer aggressives und dominantes Verhalten hatte einmal seinen Sinn. Historisch gesehen brauchten wir die Männer und ihre Aggressionen, um zu überleben. Aber die männliche Neigung zu raubtierähnlichem Verhalten ist der Menschheit nicht mehr von Nutzen, und wenn ihr es nicht reduziert, dann ist euer Geschlecht wie der Dinosaurier zum Aussterben verurteilt. Falls die Menschheit in Hunderttausenden von Jahren überhaupt noch existieren wird, wird sich euer Geschlecht

entweder angepaßt haben oder von der Erde verschwunden sein. Frauen mögen eine biologische Uhr haben, die ihre gebärfähigen Jahre begrenzt, aber Männer haben eine geologische Uhr – eine Uhr, die ihre Existenz als Geschlecht begrenzt. Wir entwickeln uns zu einer eingeschlechtlichen Spezies. Frauen werden keine Männer mehr brauchen; wir werden all unsere Bedürfnisse mit anderen Frauen erfüllen. Eure geologische Uhr tickt.«

M. lächelt schon eine ganze Weile, und jetzt lacht er. »Das mag durchaus stimmen. Aber ich brauche mir über dieses Problem nicht den Kopf zu zerbrechen. In Hunderttausenden von Jahren werde ich nicht mehr dasein, und im Hier und Jetzt brauchen die Frauen noch Männer. Und du speziell, Nora, brauchst einen bestimmten Typ von Mann. Du brauchst jemanden wie mich. Alles, was du an den Männern verachtest – ihre Aggressivität, ihr dominantes Verhalten –, das magst du im Bett. Du brauchst die Wildheit und die Stärke und die Männlichkeit eines Männerkörpers. Im

sexuellen Bereich willst du ihn rauh und raubtierhaft.« Er setzt sich auf und sieht mich an. »Du magst hartes Fleisch und Muskeln, Nora. Du magst einen richtigen Schwanz – darauf läuft es letztendlich hinaus.«

Er steht auf und kommt zu mir herüber. Schweißtropfen rinnen über seinen muskulösen Bauch. »Dein Problem ist, daß die Evolution bei dir noch nicht so weit fortgeschritten ist, daß du auf mich verzichten kannst. Dein Verstand sagt dir das eine; deine instinkthaften Triebe sagen etwas anderes. Du wirst lernen müssen, beides unter einen Hut zu bringen.« Er beugt sich zu mir herunter und küßt meinen Scheitel, legt seine Finger auf meine Brust. Ich schlage seine Hand weg, und er verläßt den Raum.

Als er zurückkommt, hat er eine Flasche Körperlotion und ein Glas Wasser in der Hand. Er bietet mir das Wasser an, aber ich lehne ab.

»Trink ruhig«, sagt er. »Es ist bloß Wasser – sonst nichts.«

Ich lehne trotzdem ab, weil ich ihm nicht traue.

Achselzuckend trinkt er selbst. Dann zieht er mich aus dem Sessel hoch und sagt: »Leg dich mit dem Gesicht nach unten auf die Couch. Dein Hinterteil muß ziemlich wund sein.«

Er hat natürlich recht, aber ich gebe es nicht zu, weil ich ihm die Genugtuung nicht gönne. Ich lege mich auf die Couch. Er kniet sich neben mir auf den Boden und schraubt den Deckel der Flasche auf. Behutsam reibt er mich mit der Lotion ein. Ich versuche, nicht zusammenzuzucken.

»In Detective Harris hast du einen wahren Freund«, sagt er.

Beim Klang von Joes Namen versteift sich mein Körper. Keiner von uns hat bisher ein Wort darüber verloren, daß ich M.s Klebeband gestohlen habe.

»Er hat mich sehr, sagen wir mal, ernsthaft gewarnt. Er hat gesagt, wenn ich dir auf irgendeine Weise Schaden zufügte, würde ihn

nichts davon abhalten, mich zur Strecke zu bringen.« Vorsichtig massiert er die Lotion in meinen brennenden Po. »Was, glaubst du, würde dein Detective jetzt sagen? Wenn er dich so sehen könnte?«

Ich liege völlig reglos da, halte fast den Atem an.

»Ich hätte dich schon vor Wochen dafür bestrafen sollen, daß du zu ihm gegangen bist, aber da warst du noch nicht bereit dafür. Trotzdem war es sehr ungezogen von dir. Eigentlich sollte ich dir gleich noch mal eine Tracht Prügel verpassen.«

Bei diesen Worten fahre ich hoch, aber er legt schnell eine Hand auf meinen Rücken. »Ich sollte, aber ich werde es nicht tun«, sagt er. »Entspann dich. Für heute bin ich mit dir fertig. Aber wenn du noch einmal zur Polizei gehst – mit irgend etwas anderem, das du über mich erfahren hast –, dann wird das für dich schlimme Folgen haben. Sag dann nicht, ich hätte dich nicht gewarnt.«

Sofort denke ich an M.s Freunde in Tahoe.

M. will bestimmt nicht, daß Harris von der *Scarification* erfährt.

Schweigend fährt er fort, meine Haut mit der Lotion einzureiben. Sie hat eine kühlende Wirkung und lindert den Schmerz ein wenig. Nach einer Weile sagt er: »Von jetzt an werde ich dich züchtigen, wann immer mir danach ist. Und du wirst nicht wissen, wann es wieder soweit ist. Ich werde dich entweder bestrafen oder Milde walten lassen, je nach Lust und Laune. Aber keine Sorge – ich werde es nicht sehr oft tun.« Er drückt einen Kuß auf meinen Po. »Ich werde es nie übertreiben, aber ich werde auch nicht immer so nachsichtig sein wie heute. Vielleicht werde ich zum Schlagen eine Haarbürste benutzen, einen Rohrstock, eine Peitsche, den Gürtel meiner Hose. Ich werde dich genauso versohlen wie Franny, und wenn du dich mir widersetzt, wirst du es bereuen.«

Er sagt das mit beruhigender, monotoner Stimme, was einen erschreckenden Gegensatz zum Inhalt seiner Worte bildet.

Gegen meinen Willen zieht sich mein Magen zusammen: Hat Franny sich ihm widersetzt? Und mußte sie deswegen sterben? Er streckt die Hand aus und streicht die Falten auf meiner Stirn glatt.

»Ich sehe, daß ich dich schon beunruhigt habe«, sagt er. »Das war nicht meine Absicht.« Aber ich weiß, daß das sehr wohl seine Absicht war. Er will, daß ich Angst habe.

Als er mit meinem Po fertig ist, massiert er die Lotion in meine Beine und arbeitet sich dann über meinen Rücken zu meinen Schultern noch.

»Wieviel weiter gedenkst du noch zu gehen?« frage ich. Er weiß, daß ich nicht die Massage meine.

Er küßt meine Schulter. Dann sagt er: »Mach dir keine Gedanken darüber, was kommen wird.« Er schweigt einen Moment. »Ich finde es ausgesprochen erotisch, eine Frau zu bestrafen. Es macht den Sex aufregender – aber das weißt du ja selbst. Du wirst meine

Bestrafungen bald schätzenlernen. Du wirst voller Angst daran denken, weil du weißt, daß ich dir Schmerzen zufügen werde, aber auch voller Erregung, weil du weißt, daß ich es dir hinterher besorgen werde. Am Ende wirst du Schmerz mit Lust assoziieren, und wenn ich dich übers Knie lege oder dich auf irgendeine andere Art bestrafe, wirst du mich anflehen aufzuhören, insgeheim aber nach mehr lechzen. Franny konnte den Sex nach einer Bestrafung nie genießen. Aber du hast jede einzelne Minute genossen, mach dir also keine Gedanken über die Zukunft. Du wirst alles genießen, was ich dir gebe.«

Er drückt mir erneut einen zärtlichen, sanften Kuß auf die Schulter und steht auf. Er geht ins Arbeitszimmer hinüber, zu seinem Flügel. Im Hinausgehen sagt er: »Ich will nur dein Bestes, und ich weiß jetzt, was du brauchst. Du brauchst einen starken Mann, Nora. Du brauchst jemanden, dem du dich unterwerfen kannst.«

Ich gebe ihm keine Antwort. Allmählich wird

mir klar, daß er recht hat. Ich bin mir noch nicht sicher, wie der Schmerz ins Bild paßt, aber auf irgendeiner sexuellen Ebene gefällt es mir, dominiert zu werden, von einem anderen Menschen beherrscht zu werden. Ich kann es nicht erklären. Es widerspricht all meinen feministischen Überzeugungen. Mein Leben lang habe ich hart gearbeitet, um glaubwürdig zu sein und diese Glaubwürdigkeit aufrechtzuerhalten. Ich habe gegen Männer gekämpft, die versuchten, mich auf eine schlechtere Position abzudrängen, bloß weil ich eine Frau war. In meinem Beruf habe ich bewiesen, daß ich genauso stark sein kann wie ein Mann, emotional ebenso wie intellektuell. Trotzdem muß ich jetzt feststellen, daß mir M.s Dominanz in einem sexuellen Kontext durchaus gefällt.

Ich möchte wissen, was mit mir passiert.

19

»Er spielt nur mit Ihnen«, sagt Joe Harris, als ich ihm erzähle, daß M. mir dringend geraten hat, nicht mehr zur Polizei zu gehen. Ich habe Joe heute angerufen und um ein Treffen gebeten.

»Er hat Angst, daß ich der Wahrheit allmählich näher komme«, sage ich. »Ich habe die Sache mit der *Scarification* herausgefunden. Das war von ihm nicht so geplant. Er wußte nicht, daß der Mann eine Nummer mit dem Messer vorhatte. Eigentlich ist er mit mir dort hinaufgefahren, um mir etwas Harmloseres zu zeigen …« Ich zucke die Achseln. »Was genau, weiß ich nicht, wahrscheinlich ein bißchen Peitschen oder Fesseln.«

Joe sieht mich über den Rand seines Glases hinweg an. Er muß beim Friseur gewesen sein, denn er wirkt irgendwie frisch geschoren, ein typischer Billighaarschnitt. Sein graues Haar ist jetzt raspelkurz, um die Ohren wirkt er fast kahl, aber seine grauen

Augenbrauen sind buschig wie eh und je und wachsen über der breiten Nase zusammen. Er trägt eine braune Synthetikjacke, die über seinen breiten Schultern spannt und an den Ärmeln eine Idee zu kurz ist.

Wir sitzen im *Paragon*, einer Bar in der Second Street, ganz in der Nähe des Polizeireviers. Es ist wenig los, abgesehen von ein paar einzelnen Männern, die auf Barhockern am Tresen sitzen, und einer Gruppe von College-Studenten auf der anderen Seite des Raumes. In Davis ist kürzlich ein öffentliches Rauchverbot erlassen worden, und die Luft in der Bar ist ungewohnt gut: kein Tabakmief, kein Nebel aus Zigarettenrauch. Die Beleuchtung ist schummrig, die Atmosphäre entspannt. Die Wände sind holzvertäfelt, die Tische ebenfalls aus Holz. Eine steile, mit Teppich ausgelegte Treppe führt zum Kartenspielzimmer hinunter, und draußen auf dem Gehsteig sind zusätzliche Tische aufgestellt. Joe und ich sitzen an einem Fenstertisch. Auf die Scheibe

ist in weißen Lettern der Name der Bar gemalt. Gelegentlich kommt jemand durch die Seitentür herein, durchquert den Raum und verschwindet über die Treppe nach unten, um eine Runde Poker zu spielen.

»Finden Sie das denn nicht aufschlußreich?« frage ich Joe. »Er weiß alles über das Thema *Scarification*, und Franny hatte am ganzen Körper Schnittwunden. Ich weiß genau, daß er sie getötet hat.«

»Aber Sie können es nicht beweisen«, entgegnet Joe. »Genauso wenig wie wir.« Er spielt mit seinem Bierglas, dreht es hin und her, schiebt es von sich weg. »Ich habe das Paar in Tahoe überprüft. Die beiden wirkten ziemlich überrascht, als wir ihnen von Frannys Tod erzählten. Die Frau ist Buchhalterin, der Mann Anwalt. Sie sind seit siebenundzwanzig Jahren verheiratet und haben drei Kinder. Abgesehen von der Tatsache, daß sie gern mit Peitschen und Messern herumspielen, konnten wir nichts Ungewöhnliches feststellen. Und sie sind voll des Lobes für den

Professor. Sie sagen, er habe Franny mehrmals mitgebracht. Sie sei sehr schüchtern gewesen, hätte aber immer bereitwillig mitgemacht.«

»Das glaube ich nicht.«

Joe zuckt mit den Achseln. Dann beugt er sich vor und stützt die Ellbogen auf den Tisch. »Wenn er sie umgebracht hat, werden wir ihm früher oder später auf die Schliche kommen. Aber bisher gibt es keinerlei konkrete Beweise, die in seine Richtung deuten. Eines muß Ihnen klar sein: Es ist durchaus möglich, daß wir nie herausfinden, wer sie getötet hat – warum oder wie. Vielleicht ist sie einem Landstreicher zum Opfer gefallen, der zufällig in der Stadt war, sie tötete und dann weiterzog. Der Mörder könnte inzwischen in Florida oder Illinois oder irgendwo im Ausland sein.«

Ich wende bei diesen Worten den Kopf ab und starre aus dem Fenster auf den dunkler werdenden Himmel. Ich will davon nichts wissen, will das Eingeständnis seiner

Niederlage nicht hören. Ich denke an M., der heute auf dem Campus einen Klavierabend gibt. Als Joe fertig ist, drehe ich mich wieder zu ihm um und sage: »Es könnte aber auch ein Ortsansässiger sein, der zu schlau ist, um sich fangen zu lassen. Jemand, der auf Schmerzen und Züchtigungen steht und Frauen gern leiden sieht.«

Er nimmt einen Schluck von seinem Bier. Kondenswasser läuft am Glas hinunter, und dort, wo er es abgestellt hatte, ist eine kleine Pfütze auf dem Tisch. Er nimmt einen weiteren langen Zug, leert sein Glas und stellt es wieder ab. Dann sieht er mir direkt in die Augen und fragt geradeheraus: »Was genau machen Sie mit ihm, Nora?«

Jetzt ist es an mir, mit den Achseln zu zucken. »Nichts«, antworte ich leise. Was soll ich ihm von meinen Treffen mit M. erzählen? Wie kann ich ihm etwas erklären, das ich selbst nicht verstehe? Ich kann ihm unmöglich gestehen, daß ich mich M.s Dominanz bereitwillig unterwerfe, wenn auch nur für

begrenzte Zeit. Ich bin nicht in der Lage, das laut auszusprechen. Inzwischen kenne ich den Grund für Frannys Verschwiegenheit: Scham. Sie schämte sich, weil sie sich freiwillig von einem Mann erniedrigen ließ. Ich schäme mich,weil ich es genieße. Über so etwas kann man nicht offen mit einem anderen Menschen reden. »Nichts«, wiederhole ich und habe das Gefühl, immer kleiner zu werden.

Joe enthält sich jeden Kommentars. Er starrt auf den Abendhimmel hinaus. Ein Mann in khakifarbener Jacke fährt mit dem Fahrrad vorbei. Sein Vorderlicht wirft einen kleinen weißen Kegel auf die Straße.

Schließlich fragt er: »Was erhoffen Sie sich davon?«

»Sie kennen die Antwort auf diese Frage.«

»Nein, das tue ich nicht«, widerspricht Joe ungeduldig. »Ich weiß nicht, was das Ganze bringen soll – außer, daß Sie in Schwierigkeiten geraten.«

»Wenn er Franny umgebracht hat, werde ich es herausfinden.«

»Glauben Sie, daß Sie das besser können als wir? Wir haben alles in unserer Macht Stehende getan, um ihn mit dem Tod Ihrer Schwester in Verbindung zu bringen. Wir konnten ihm nicht das geringste nachweisen.«

»Das heißt nicht, daß er sie nicht getötet hat.«

»Genausowenig heißt es, daß er es war. Vielleicht war ihr Mörder irgendein Psychopath, dem sie zufällig über den Weg gelaufen ist.«

»Das glauben Sie doch selbst nicht.«

»Vielleicht. Vielleicht auch nicht.« Joe lehnt sich zurück, kratzt sich am Hals. Ich wünschte, er wäre so ehrlich und würde mir sagen, was er wirklich glaubt, was sein Instinkt ihm sagt, aber ich weiß, daß er ohne Beweise niemanden beschuldigen wird.

»Es gab keine Hinweise auf einen Kampf«, sage ich. »Nichts unter ihren Fingernägeln, keine Blutergüsse an ihrem Körper. Sie hat sich freiwillig von jemandem fesseln lassen.

Es muß jemand gewesen sein, den sie kannte. Und da kommt kein anderer in Frage. Es kann nur er gewesen sein.« Nach einer kurzen Pause füge ich hinzu: »Werden Sie die Ermittlungen gegen ihn wieder aufnehmen?«

Joe zögert, ehe er antwortet. »Wir haben sie nie eingestellt«, sagt er. Nachdenklich fährt er sich mit Mittelfinger und Daumen über den Nasenrücken. Er wirkt frustriert, als hätte ich ihn enttäuscht. »Warum haben Sie mich eigentlich angerufen, Nora? Wollen Sie hören, daß ich es für eine gute Idee halte, wenn Sie in seiner Nähe bleiben? Daß Sie sich weiter mit ihm treffen sollen? Wollen Sie meine Erlaubnis, mit ihm zu schlafen? Ist es das?«

»Nein. Ich wollte Ihnen bloß sagen, was passiert ist. Daß er mir geraten hat, nicht mehr mit Ihnen über die Sache zu reden.« Ich seufze. Wenn ich ihm doch nur alles über mich und M. erzählen könnte. Als ich heute morgen aufgewacht bin, war ich völlig durcheinander. Ich war noch ganz aufgeregt

von dem, was ich geträumt hatte. Als wäre ich die ganze Nacht durch ein Labyrinth geirrt, ein verwirrendes Puzzle aus Gängen, aus denen es kein Entkommen gab. Was das bedeutet, liegt auf der Hand. Meine Träume sind nicht allzu subtil. M.s Einfluß auf mich nimmt zu, zieht mich wie ein übermächtiger Magnet in eine Richtung, in die ich gar nicht will. Als ich aufwachte, hatte ich das dringende Bedürfnis nach einem Gegengewicht, und da fiel mir sofort Joe ein. Sein Dienstgradabzeichen kommt mir wie eine entgegengesetzte Kraft vor, die stark genug ist, um es mit M. aufzunehmen.

»Ich weiß nicht, was ich tun soll, Joe. Ich muß die Wahrheit über Franny herausfinden: Wer sie getötet hat und wie er es getan hat.«

Er streckt seine große Hand aus und legt sie auf meine. »Es kann nichts Gutes dabei herauskommen, Nora, egal, von welcher Seite man es betrachtet. Tun Sie sich einen Gefallen, und halten Sie sich so weit von ihm fern, wie Sie nur können. Versuchen Sie, Ihr

Leben wieder auf die Reihe zu bekommen.«

Joes besorgter Ton tut mir gut, und die Berührung seiner Hand ist seltsam tröstlich. Plötzlich fühle ich mich sicher und geborgen. Ich wünschte, er würde seine Hand nie wieder wegnehmen, aber noch während ich das wünsche, zieht er sie zurück. Aus irgendeinem Grund muß ich an seine Frau und die drei Kinder denken, vor allem an die Kinder, daran, wie behütet sie sich unter der unerschütterlichen Ägis seiner Liebe fühlen müssen, und daß ich selbst dieses Gefühl nie wieder haben werde. Ich spüre, wie mir die Tränen in die Augen steigen, und blinzle fest, um sie zurückzudrängen. Ein Hauch von Frannys Bedürfnis nach einer Vaterfigur scheint auch bei mir zum Vorschein zu kommen, und diese neue Erkenntnis läßt mich laut und bitter auflachen. Seltsam, welche Parallelen sich zwischen meinem und ihrem Leben abzeichnen, seit sie tot ist. Erst seit sie tot ist. M. hatte recht: Franny und ich sind wie zwei Seiten ein und derselben

Münze: an der Oberfläche grundverschieden, aber im Kern durchaus vergleichbar. Ein weiteres hartes Lachen kommt über meine Lippen, und Joe runzelt die Stirn, während er mich befremdet anstarrt.

Heute vor einem Jahr ist Franny gestorben.

20

Es ist erst sechs Wochen her, daß ich, als Schulmädchen verkleidet, in M.s Vorlesung war, aber es kommt mir viel länger vor. Als läge ein ganzes Leben dazwischen. Es fällt mir schwer, mich daran zu erinnern, wie meine Welt war, bevor M. sie betrat. Ich weiß noch, daß ich von Frannys Tod besessen war, aber das war eine normale Besessenheit, wie sie jede Frau durchmachen könnte, die wüßte, daß der Mörder ihrer Schwester noch am Leben und ungestraft davongekommen ist. Die Welt, in der ich jetzt mit M. lebe, ist nicht so normal, und meine Besessenheit hat beinahe etwas Selbstzerstörerisches. Ich bin mir dessen voll und ganz bewußt. Ich bin mir ebenso bewußt, daß es nicht in meiner Macht steht, dem ein Ende zu setzen.

Wie er es angekündigt hat, züchtigt M. mich nach Belieben. Seine besondere Art der Bestrafung ist in die septischen Laken der Sexualität gehüllt und vermischt Sex mit Schmerz, Sex mit Dominanz, Sex mit

Erniedrigung. Und besiegelt wird der Bund mit Lust, endloser Lust: Er achtet sehr darauf, daß meine Orgasmen intensiv sind. Er schiebt meine Toleranzgrenze immer weiter hinaus, und der Schmerz ist enorm, aber genauso enorm ist die Ekstase, die darauf folgt. Ich kenne die Kraft seiner Hand und den Schlag seines Ledergürtels auf meinem Hintern. Ich weiß, daß die Lust, die dann folgt, fast unerträglich süß ist, süßer als alles, was ich je zuvor erlebt habe. Das ist seine stärkste Waffe: Er befriedigt mich wie kein anderer. Ich habe entdeckt, daß ich einen heftigen verborgenen Hunger nach der dunklen Seite der menschlichen Natur habe. Ich genieße es, an meine Grenzen getrieben zu werden, und ich kann nicht davon lassen. Voller Angst, gleichzeitig aber auch voller Erregung, warte ich auf das, was als nächstes kommt. Ich habe gelernt, M.s Züchtigungen zu akzeptieren. Wie versprochen setzt er sie nur selten ein, dafür aber mit absoluter Autorität. Er läßt mir keine andere Wahl, als mich in

seine Bestrafungen zu fügen. Wenn ich Widerstand leiste, ist er, genau wie angekündigt, noch strenger. Er behandelt mich wie ein Kind, bringt mich zum Weinen, läßt mich um Milde betteln, aber trotz meines Flehens läßt er keine Gnade walten. Er wringt den letzten Rest von Trotz aus mir heraus, bis ich mich ihm wimmernd unterwerfe. Er tut, was er will, und er will mich völlig in der Hand haben. Trotzdem weiß ich, daß er sich zurückhält. Eine wilde Leidenschaft, die er noch nicht auf meinen Körper losgelassen hat, schwelt in ihm und wartet darauf, in Flammen aufgehen zu können. Vor ein paar Wochen habe ich ihn gefragt, warum er den Rohrstock nicht einsetzt – ich bat ihn nicht darum, sondern wollte bloß seine Beweggründe wissen –, und er antwortete: »Noch nicht. Mit einem Rohrstock könnte ich allzu leicht deine Haut verletzen, und dafür bist du noch nicht bereit.«

Noch nicht bereit. Franny war nie dazu bereit. Trotzdem hat er ihre Haut verletzt und sie

schließlich getötet.

»Aber bald«, fügte er hinzu, »wirst du bereit sein. Dann bekommst du den Rohrstock zu spüren, mein Kätzchen.«

Er vermittelt mir das Gefühl, wie ein Haustier erzogen zu werden, und der Name, den er mir jetzt so oft gibt – *Kätzchen* – bestärkt mich nur in meiner Meinung. Als er anfing, mich so zu nennen, hielt ich es zunächst für einen Kosenamen wie *Liebling* oder *Schatz*. Aber für ihn ist es eine Bezeichnung, mit der er seinen Besitzanspruch zum Ausdruck bringt. Ein Haustier erzieht man, ein Haustier bestraft man, ein Haustier besitzt man. In seinen Augen bin ich das Pendant zum Familienhund, sein Eigentum, das er erziehen und über das er nach Belieben verfügen kann. Sein Eigentum, das er nach Lust und Laune züchtigen kann. Warum ich trotzdem immer wieder zu ihm gehe, ist mir selbst nicht ganz klar. Sicher, ich fühle mich gezwungen herauszufinden, was er Franny angetan hat. Ich habe ein Bedürfnis nach Wissen, das über

bloße Neugier hinausgeht, aber die Gründe, warum ich immer wiederkomme, sind wesentlich komplizierter. Es sind Gründe, die ich nicht genau formulieren kann.

Ich gebe zu, daß ich ein Stück weit durch mein eigenes Zutun in M.s dunkle Welt hineinrutsche. Ich weiß, daß ich daran nicht unschuldig bin. Aber M. hat einen verderblichen Einfluß auf seine Mitmenschen. Er findet ihre Schwachstellen und nutzt sie aus. Frannys Schwäche bestand darin, daß sie bereit war, für die Liebe dieses Mannes alles zu tun. Im Gegensatz zu mir konnte sie seine quälerische Art von Sexualität nicht genießen, ließ ihn aber trotzdem gewähren. Und ich, warum lasse ich ihn gewähren? Wegen der ungeheuren Lust, die auf den Schmerz folgt? Um mehr über Franny zu erfahren? Weil ich irgendwie das Gefühl habe, die Strafe zu verdienen? M. kannte mich von Anfang an besser, als mir bewußt war. Er wußte, noch bevor ich es selbst wußte, daß ich mich ihm unterwerfen würde,

genau wie Franny, wenn auch aus anderen Gründen. Er erkannte meine Schwäche und nutzte sie zu seinen Gunsten aus, um seinen Spaß zu haben. Es stimmt, daß ich mich zu ihm und seiner Sexualität hingezogen fühle, aber mir ist ebenso klar, daß ich nicht mit ihm zusammen wäre, wenn ich das Gefühl hätte, die Wahl zu haben. Er entblößt einen Teil meiner Seele, den ich lieber nicht entblößt sehen würde. Ich will nicht in seiner Welt sein, aber ich weiß nicht, wie ich da wieder herauskommen soll.

Es ist Samstag, und er hat mich eingeladen, am Nachmittag zu ihm zu kommen. Ich gehe unter die Dusche und ziehe mich an. Ich entscheide mich für alte, ausgewaschene Jeans und ein schmuddeliges graues T-Shirt. Er sieht mich lieber in kurzen Röcken, engen Kleidern, Spitzendessous, Strapsgürteln und schwarzen BHs. Aber in letzter Zeit ziehe ich mich aus Protest weniger schön an – meist trage ich zerrissene Bluejeans, Overalls, wadenlange, sackförmige Kleider und

altjüngferliche Unterwäsche. Ich unterwerfe mich zwar seiner Herrschaft, aber ich mache es ihm nicht leicht. Es fällt mir schwer, mich kampflos zu ergeben.

Am Randstein vor M.s Haus parkt ein weißer Goodwill-Laster. Ein Fahrer ist nicht zu sehen, die Hintertüren sind aufgerissen, und eine Laderampe ist ausgezogen. M.s Haustür steht weit offen; als ich eintrete, wirft er mir einen kurzen Blick zu und lächelt wissend. »Hab deinen Spaß, solange du noch kannst«, sagt er und mustert meine Jeans und das schlampige, übergroße T-Shirt mit kritischem Blick. Er dagegen wirkt in seiner leichten Leinenhose und dem weichen, kastanienbraunen, am Hals offenen Hemd sehr schick, fast erotisch. »Du wirst bald lernen, entgegenkommender zu sein.«

Ich setze zu einer Antwort an, aber dann höre ich im hinteren Teil des Hauses Stimmen. Zwei Männer erscheinen, einer um die Fünfzig, der andere an die zwei Jahrzehnte jünger. Die beiden tragen die

Walnußkommode, die im hinteren Gästezimmer stand.

»Paß auf die Ecke auf«, sagte der ältere Mann barsch. Er ist nicht besonders groß und sieht aus wie ein alternder Schauermann – rund um die Taille hat er ein paar Extralagen Fleisch angesetzt, aber er wirkt trotzdem fest und muskulös, als wäre jedes Pfund unter dem enganliegenden weißen T-Shirt straff auf seinen Körper gepackt. Sein ehemals schwarzes Haar ist schon ziemlich grau, und er hat das zerfurchte, gegerbte Aussehen eines Mannes, der es gewöhnt ist, sein Leben im Freien zu verbringen.

Der andere Mann, der lockiges Haar hat, stämmig gebaut ist und einen grauen Jogginganzug trägt, schürft sich an der Ecke die Finger auf und flucht. Sie tragen die Kommode zur Haustür hinaus.

»Was geht denn hier vor sich?« frage ich.

M. legt mir eine Hand auf die Schulter, beugt sich zu mir herunter und küßt mich leicht auf den Hals.

»Das hatte ich schon lange vor«, sagt er sanft. Ich fühle seinen Atem auf der Haut, die kaum spürbare Berührung seiner Lippen. »Ich habe entschieden, daß ich keine zwei Gästezimmer brauche. Eines reicht.«

Die Männer von Goodwill kommen zurück und verschwinden in Richtung Gästezimmer. Als sie wieder auftauchen, tragen sie den Bettrahmen, einen Nachttisch und eine Lampe. Der ältere Mann nickt M. kurz zu und verläßt wortlos das Haus. Der stämmige Mann bleibt stehen, stellt den Nachttisch auf seinem rechten Bein ab und sagt: »Wir haben jetzt alles. Nochmals vielen Dank für die Schenkung. Das sind wirklich schöne Sachen.« Er hievt den Nachttisch hoch und trägt ihn hinaus. M. schließt hinter ihm die Tür. Dann nimmt er mich an der Hand und führt mich den Gang hinunter zum hinteren Gästezimmer. Der Raum ist völlig leer, alle Möbel, Teppiche, Vorhänge, Bilder sowie sämtlicher Krimskrams sind verschwunden. Der Raum wirkt mit seiner hohen, von

Holzbalken durchzogenen Decke wie ausgehöhlt.

»Was hast du vor?« frage ich.

Er sieht mich an, anwortet nicht gleich. So ohne Möbel und mit seinen weißen Wänden wirkt der Raum kahl und viel größer als zuvor. An der Westseite läßt ein großes Erkerfenster Licht herein. Sonnenstrahlen fallen auf den Holzboden.

»Ich habe mir gedacht, ich könnte ein Spielzimmer daraus machen«, sagt er schließlich. Nach einem Blick auf meine Kleidung fügt er hinzu: »Aber angesichts deines Starrsinns werde ich es wohl Erziehungszimmer nennen müssen.«

Da ist es wieder: Starrsinn. *Nicht Neugier, sondern Starrsinn hat die Katze das Leben gekostet. Etwas, das Franny nie gelernt hat. Etwas, das du lernen solltest, bevor es zu spät ist.* Ich lache nervös, aber M. lächelt nicht. Seine Augen, die im gebrochenen Licht gefährlich glitzern, lassen mich verstummen.

»Was ist ein Erziehungszimmer?« frage ich.

Wieder schweigt er. Ich spüre die Gefahr, als wäre sie ein greifbarer Gegenstand, scharf und spitz wie Stacheldraht. Erziehungszimmer. Allein der Klang des Wortes läßt mich schaudern.

M. nimmt meine Hand. »Das wirst du bald genug herausfinden«, sagt er. Dann führt er mich in sein Schlafzimmer und befiehlt mir, mich auszuziehen. Er setzt sich auf einen Stuhl mit gerader Rückenlehne und sieht mir zu. Ich gehe zum Bett hinüber und ziehe meine Tennisschuhe und Socken aus, pelle mich aus meinen Jeans, ziehe mir das graue T-Shirt über den Kopf. Die Vorhänge sind offen, und Sonnenlicht erhellt den Raum. Meine Sachen liegen als Häufchen zu meinen Füßen.

»Weiter!« sagt er, als ich zögere, und ich ziehe meinen einfachen weißen Slip und den BH aus. Nackt stehe ich im weichen, sanft strahlenden Licht der Nachmittagssonne und warte auf weitere Anweisungen. Er greift in eine Schublade seiner Kommode und zieht

ein schwarzes Seidenband heraus.

»Nein«, sage ich. Ich stecke noch nicht so tief in seiner Welt, daß ich in diesem Punkt nachgebe. Ungeachtet seiner Beteuerungen, er werde mir nichts tun, werde ich nicht zulassen, daß er mich festbindet. Ich werde mich ihm nicht völlig unterwerfen. »Nein«, wiederhole ich. »Ich werde nie zulassen, daß du mich auf irgendeine Weise fesselst.«

Er kommt herüber und legt das Band auf den Nachttisch. Dann setzt er sich auf die Bettkante und zieht mich auf seinen Schoß.

»Du hast doch keine Angst mehr vor mir, oder?« fragt er. Während er mit sanfter Stimme in mein Ohr flüstert, streichelt er meinen Körper. »Laß einfach los, Nora. Du kannst mir vertrauen. Ich weiß, wie weit ich gehen kann. Du genießt den Schmerz, aber du hast Angst davor. Bei mir brauchst du keine Angst zu haben. Ich weiß, wieviel du ertragen kannst. Vertrau mir, mein Kätzchen. Ich kümmere mich um dich.« Er küßt mich sanft auf Hals und Schulter, berührt mich

leicht, und ich spüre, wie die Erregung in mir wächst, während gleichzeitig mein Körper bei jedem seiner Worte vor Angst bebt. »Ich kenne dich, Nora, und zwar in-und auswendig. Ich werde dir geben, was du willst. Du brauchst jemanden, der dich dominiert, der dich beherrscht und dich bestraft, wenn du ungezogen warst. Du brauchst mich.«

Er öffnet meine Beine und streichelt die Innenseiten meiner Oberschenkel. »Es wird nicht immer schmerzhaft sein«, sagt er. »Manchmal werde ich dich bloß festbinden, weil es mir gefällt, dich gefesselt zu sehen. Ich will mein schönes Kätzchen mit gespreizten Armen und Beinen auf dem Bett liegen sehen, in totaler Unterwerfung, mit schwarzen Bändern an Hand-und Fußgelenken festgebunden, einen seidenen Knebel im Mund. Ich möchte dich ficken, während du gefesselt und hilflos bist, mir auf Gedeih und Verderb ausgeliefert. Du wirst es genießen, Nora. Sehr sogar. Wenn dir erst einmal die Freiheit der Wahl genommen ist und du dich

mir völlig ausgeliefert hast, wirst du ein neuartiges Gefühl der Befreiung verspüren: die völlige Kapitulation, keinerlei Verantwortung, keine andere Wahl, als die Lust – und die Schmerzen – zu akzeptieren, die ich dir bereite. Und ich verspreche dir, daß ich dir nicht mehr geben werde, als du verkraften kannst. Ich kenne deine Grenzen, Nora. Besser als du selbst.«

Ich atme schwer, und irgendwo tief in mir spüre ich gegen meinen Willen und gegen jede Vernunft, daß er recht hat. »Frannys Grenzen hast du nicht gekannt«, flüstere ich. »Ihre hast du überschritten.«

M. schlingt eine Hand um mein Handgelenk und packt zu, während seine andere Hand locker an meinem Hals liegt. Ich widerstehe dem Drang, mich ihm zu entziehen. Statt dessen starre ich ihn an und warte auf seine Antwort. Angst kriecht durch meine Venen.

»Mit voller Absicht«, sagt er und hält mich weiter fest, während er meine Reaktion beobachtet.

Ich atme schwer, spüre seine Hand an meiner Kehle. Mein ganzer Körper ist angespannt. Am liebsten würde ich aufspringen, aber ich weiß, daß M. seinen Griff dann nur verstärken würde. Eine Minute vergeht, vielleicht mehr. Mit heiserer, kaum hörbarer Stimme flüstere ich: »Du hast sie getötet.«

M.s Finger spielen an meiner Kehle. Ich kenne die Kraft in seinen Armen, seinen Händen. Ich weiß, daß er mich zerquetschen könnte, wenn er wollte.

»Nein«, sagt er schließlich. »Ich habe von sexuellen Grenzen gesprochen. Nicht von Mord. Eines Tages wirst du mir glauben. Du wirst erkennen, daß ich sie nicht getötet habe – und dann vielleicht dahinterkommen, wer es in Wirklichkeit war.« Er nimmt seine Hand von meinem Hals und läßt sie über meine Brust zu meinem Schenkel hinuntergleiten. Er spricht weiter.

»Ich habe ihre sexuellen Grenzen tatsächlich überschritten. Aber du bist nicht Franny, und

deine Grenzen sind nicht ihre. Sie war sich dessen nicht bewußt und würde mir wahrscheinlich nicht zustimmen, aber ich habe durchaus darauf geachtet, ihr nicht zuviel zuzumuten. Ich kannte die Grenze ihrer Akzeptanz, und ich habe sie jedesmal ein Stück weiter getrieben. Ihr Unbehagen hat mich erregt. Bei dir halte ich mich aus einem anderen Grund zurück. Ich möchte, daß du alles genießt, was ich dir gebe, aber das funktioniert nur, wenn ich dich richtig an die Dinge heranführe. Ich werde auf keinen Fall zu weit gehen – nicht, ehe du bereit bist. Du kannst dich auf mich verlassen. Es ist mir wichtig, daß alles, was ich dir gebe, dir Lust bereitet. Wir sind beide aus demselben Holz geschnitzt, Nora. Wir sind füreinander bestimmt. Du weißt es nur noch nicht.«

Er liebkost meine Schenkel und meinen Bauch, während ich nackt und stumm auf seinem Schoß sitze und seine Worte im Geist noch einmal durchgehe. Was er gesagt hat, macht mir angst. Ich lehne mich an ihn, weil

ich Trost brauche, aber ich weiß, daß ich von ihm keinen bekommen werde. Ich frage mich, wie weit er gehen wird. Momentan läßt er Vorsicht walten, wenn er mich züchtigt, aber wie lange noch? »Hat je eine Frau unter deinen Händen geblutet?« frage ich, obwohl ich die Antwort kenne.

Er schweigt, und die Hand auf meinem Bauch zögert einen Moment. Schließlich sagt er: »Ja.« Er fügt hinzu: »Aber nur, wenn sie es wollten.«

Ich erinnere mich an ein Gespräch, das wir vor mehreren Wochen geführt haben. »Du hast mir irgendwann erzählt, du hättest manchen Frauen mehr gegeben, als sie wollten.«

»Nur, weil sie mehr wollten – und mehr ertragen konnten –, als ihnen bewußt war. Ich habe sie nicht gezwungen, etwas zu tun, das sie nicht wollten, Nora. Sie sind immer wiedergekommen und wollten noch mehr.«

»Hat dir das Spaß gemacht? Wenn sie geblutet haben?«

»Ja.«

»Hat Franny auch geblutet?«

»Nein.«

Ich wäge seine Antwort ab und komme zu dem Schluß, daß er lügt. »Was ist mit mir? Werde ich bluten?«

Er schiebt mir die Haare hinters Ohr und küßt mein Ohrläppchen. »Wir werden sehen«, sagt er. Dann fügt er hinzu: »Vielleicht.«

Ich schweige eine Weile. Er schweigt ebenfalls, läßt mir Zeit, über seine Worte nachzudenken. Ich muß zusehen, daß ich von hier wegkomme, sofort, bevor er mir etwas tut, bevor es zu spät ist, aber ich kann nicht. Bis ich herausgefunden habe, was er Franny angetan hat – wie er sie umgebracht hat –, kann ich nicht weg. Meine Gedanken rasen, weil ich plötzlich von dem Gefühl überwältigt werde, daß mich ein schreckliches Schicksal erwartet, auf das ich keinen Einfluß habe. M. spürt meine Angst.

Sanft sagt er: »Keine Sorge. Ich bin kein gewalttätiger Mann, und ich werde dich nie

aus Wut schlagen. Ich genieße es nur im sexuellen Bereich, meine Frauen zu dominieren. Ich war zweiunddreißig, als mich zum ersten Mal eine Frau darum bat, sie zu fesseln. Das Gefühl, die absolute Kontrolle auszuüben, war sehr erhebend. Ich konnte mit ihr machen, was ich wollte.« Er lacht leise, dann fährt er fort: »Sie war zu der Zeit meine Vorgesetzte, die Leiterin der Musikabteilung, und mit ihren siebenundvierzig Jahren um einiges älter als ich. Eine starke, harte Frau. Aber im Bett wollte sie die ganze Verantwortung abgeben – da sollte jemand anders die Kontrolle übernehmen. Und an dem Abend, als ich sie das erste Mal fesselte und ihr mit der Hand eine leichte Tracht Prügel verpaßte, stellte ich fest, daß es sich unglaublich gut anfühlte, die Führungsrolle zu übernehmen und soviel Macht zu haben. Es war ein Rollentausch, der uns beiden Spaß machte und den ich auch dann noch praktizierte, als die Beziehung längst vorbei war. Ich mag es, wenn meine Frauen

gehorchen.«

Ich setze zu einer Antwort an, aber er spricht weiter, noch ehe ich ein Wort herausbringe. »Frag mich nicht, warum«, sagte er. Er hat erraten, was ich ihn fragen wollte. »Möglicherweise gibt es keine psychologische Erklärung dafür. Ich habe gern die dominierende Rolle – basta. Das ist ein Teil von mir, ein Teil meiner Psyche, genau wie es ein Teil ihrer – und deiner – Psyche ist, unterwürfig zu sein. Ich genieße es, Frauen zu fesseln, und es macht mir Spaß, ein nacktes Hinterteil mit einem Schläger zu bearbeiten. Ich gehe bei verschiedenen Frauen unterschiedlich weit. Ich genieße es, dich mit meinem Gürtel zu versohlen. Das erregt mich. Ich bekomme dabei sofort eine Erektion. Ich werde dich mit meinem Schläger bearbeiten, mit der neunschwänzigen Katze und der Reitgerte und mit allem, was mir sonst noch einfällt. Ich werde deinen Hintern peitschen, deine Oberschenkel, deinen Rücken, deine Brüste,

ja sogar deine Möse. Eines aber werde ich nicht tun, es sei denn, du bittest mich darum: deine Haut ernsthaft verletzen oder es so weit treiben, daß du blutest. Die Strafen, die ich dir auferlege, haben nichts mit Gewalt zu tun, sondern mit Kontrolle und Dominanz. Du kannst mir wirklich vertrauen, Nora.«

Es klingt überzeugend, und trotzdem frage ich mich, ob er diese Rede auch Franny gehalten hat, kurz bevor sie starb. Ich traue ihm noch immer nicht. Ich bleibe bei meiner Weigerung, mich fesseln zu lassen, und M. beharrt nicht weiter darauf. Er fordert mich auf, mich aufs Bett zu setzen, dann zieht er seine Schuhe und Socken aus und macht seinen Gürtel auf. Er zieht den Gürtel aus den Schlaufen der Hose, und ich halte den Atem an und warte angespannt, ob er ihn benutzen wird. Mir ist klar, daß ich ihm durch meine Weigerung, mich fesseln zu lassen, einen Grund gegeben habe, mich zu bestrafen. Aber er steht auf und durchquert das Zimmer, legt den Gürtel auf die Kommode. Ihm ist

anzumerken, wie sehr er es genießt, mich im Ungewissen zu lassen.

»Ich habe etwas, das du dir ansehen sollst«, sagt er und nimmt mich bei der Hand. Wir gehen ins Arbeitszimmer hinüber. Er befiehlt mir, mich aufs Sofa vor den Fernseher zu setzen und legt ein Video ein. Er hat eine umfangreiche Pornosammlung, und wir haben uns schon des öfteren Videos angesehen. Wenn Pornographie gut gemacht ist, finde ich sie durchaus anregend. Nach fünfzehn oder zwanzig Minuten werden mir die meisten Filme allerdings zu langweilig, und ich wünsche mir eine direktere Stimulierung durch M.

Der Titel erscheint auf dem Bildschirm: *Väterliche Liebe*. Mir ist augenblicklich klar, daß es sich um ein Video mit einem Inzestthema handelt. Ich lege mich hin und mache es mir bequem. M., der immer noch angezogen ist, setzt sich in den Sessel zu meiner Linken. Das ist sein üblicher Platz, wenn wir uns seine Filme ansehen. Während

ich auf den Bildschirm starre, beobachtet er meine Reaktion, versucht herauszufinden, welche Filme mich erregen. Manchmal läßt er mich masturbieren, während ich mir einen Film ansehe. Er sitzt dann cool daneben und beobachtet mich.

In diesem Film treten nur zwei Akteure auf, ein Mann um die Vierzig und ein Mädchen. Sie ist offensichtlich nicht älter als neun oder zehn. Als mir klar wird, daß es sich um ein illegales Video handelt, versteift sich mein Körper. Der Mann zieht sie aus, und das Mädchen stellt sich vor die Kamera. Das ist keine Achtzehnjährige, die ein Kind spielt. Sie hat keine Brüste, keine Taille, keine runden Hüften und keine Schambehaarung. Der Mann legt sie auf einen Tisch, hebt ihre Beine an und biegt sie zurück, bis sie über ihrem Kopf gespreizt sind.

»Ich sehe mir das nicht an«, erkläre ich wütend und stehe auf, um den Videorecorder abzuschalten. »Das ist unmoralisch. Einfach widerlich.«

»Aber es hat dich erregt.«

»Nein.« Ich gehe zu seinem Schreibtisch hinüber, setze mich und schlage die Beine übereinander. Plötzlich ist mir meine Nacktheit unangenehm bewußt.

»Du mußt doch auf den ersten Blick gesehen haben, wie jung sie ist. Trotzdem hast du noch eine Weile zugeschaut. Du warst fasziniert.«

»Aber nicht erregt. Ich war … ich weiß nicht. Ich war wie gebannt. Ich war entsetzt. Solche Videos sehe ich mir nicht an.«

»Okay.«

Seine knappe Antwort verwirrt mich. »Hast du Franny dieses Video gezeigt?« frage ich. Er nickt. »Hast du sie ausschalten lassen?«

»Nein, aber sie hätte es trotzdem tun können. Ich habe sie nicht gewaltsam davon abgehalten.«

Seine verdrehte Version der Wahrheit macht mich wütend. »Das war auch gar nicht nötig – du hast sie emotional erpreßt. Tu, was ich sage, oder ich verlasse dich. Sieh es dir an, oder ich gehe.«

»Sie hatte genau wie du die Möglichkeit auszuschalten. Sie hatte die Wahl.«

»Nein, sie hatte keine Wahl. Sie hat dich geliebt. Du hättest alles von ihr verlangen können. Das hast du genau gewußt, und du hast es ausgenutzt.« Ich gehe zum Sofa hinüber und setze mich, weil ich plötzlich müde bin. Ich ziehe meine Knie an die Brust.

»Vielleicht habe ich das«, sagt er leichthin, »Aber was ist mit dir, Nora? Du bist stärker als Franny. Wenn du etwas absolut nicht tun willst, dann tust du es auch nicht. *Du* hast die Wahl.« Mit einem zufriedenen Grinsen fügt er hinzu: »Was bedeutet, daß du alles, was du mit mir gemacht hast, nur getan hast, weil du es tun wolltest.«

»Falsch. Ich bin einzig und allein deswegen hier, weil ich mehr über Franny herausfinden will.«

M. steht auf und spult das Video zurück. »Mach dir nichts vor, Nora. Du bist hier, weil du hier sein willst. Und die Dinge, die du mit mir tust – einschließlich derer, die du noch

nicht getan hast, aber noch tun wirst –, tust du nur, weil du es so willst. Du magst den Sex, du magst den Schmerz, du magst mich.«

Er schiebt das Video in seine Hülle und legt es weg. Dann kommt er zu mir herüber, setzt sich neben mich und legt mir die Hand aufs Knie. »Also benutz Franny nicht als Vorwand, hinter dem du dich verstecken kannst. Du tust alles, was du tust, aus freien Stücken.«

M. hat unrecht, und er weiß es. Meine Entscheidungsfreiheit ist eine Illusion. Ich begehre ihn und den seltsamen Sex, den er mir bietet – sehr sogar –, aber ich hatte nie eine Wahl. Wenn ich mich von ihm abwende, wende ich mich von Frannys Tod ab – etwas, das ich nie tun könnte. Ich muß unter allen Umständen die Wahrheit herausfinden, und M. weiß das.

Er zieht mich auf dem Sofa nach unten, bis ich liege, und schläft dann fast zärtlich mit mir. Darauf bin ich nicht vorbereitet. Zärtliche Liebe ist nicht unser *modus operandi*.

21

An diesem Nachmittag fahre ich bald nach Hause. Ich parke meinen Honda in der Auffahrt und bleibe nachdenklich im Wagen sitzen. Das Video mit dem Mädchen geht mir nicht aus dem Kopf. Sie war bestimmt nicht älter als zehn, wahrscheinlich jünger. Ich weiß natürlich, daß es diese Dinge gibt, aber ich hatte so etwas noch nie selbst zu Gesicht bekommen. Wenn ich von pornographischen Videos mit Kindern höre, denke ich meistens an ferne Länder, Thailand, Vietnam, Kambodscha, nicht an die Vereinigten Staaten. Das ist naiv, ich weiß. Auch in unserem Land kann es finster zugehen, und solange es einen Markt für Kinderpornos gibt, wird es auch Leute geben, die so etwas anbieten. Das Böse hält sich nicht an geographische Grenzen.

Ich denke an Franny, wie sie mit neun oder zehn war. Ich kann sie mir nicht in einem solchen Video vorstellen. Ein entsetzlicher Gedanke, einfach unfaßbar. Ich denke an die

Zeit zurück, als ich selbst neun war: Ich spielte noch mit Puppen, verdiente mir Abzeichen für meine Girl-Scout-Uniform, zerbrach mir den Kopf darüber, was ich in die Schule anziehen sollte – eine normale Kindheit mit normalen Erinnerungen, wie sie eigentlich auch das Mädchen aus dem Video haben sollte.

Die Zypressen neben meinem Haus wiegen sich in der sanften Brise. Vögel, die in den Wipfeln nisten, huschen zwischen den immergrünen Bäumen ein und aus. Mein Haus ist leer, aber heute will ich nicht allein sein. Ich überlege, welche Möglichkeiten ich habe, und muß feststellen, daß sie sehr begrenzt sind. Ian arbeitet, und M. will ich nicht sehen. Mit meinen anderen Freunden und Kollegen habe ich keinen Kontakt mehr. Ich habe keine Familie.

Ich presse die Hände an die Stirn und erinnere mich an die Zeit, als Franny noch ein Baby war. Jahrelang hatte ich meine Eltern genervt, weil ich unbedingt einen Bruder oder eine Schwester wollte – vorzugsweise eine

Schwester –, jemanden, mit dem ich spielen konnte, wenn wir zum Campen oder Picknicken fuhren; jemanden, dem ich mich anvertrauen konnte, wenn ich fand, daß Mom und Dad ungerecht waren. Aber als Franny dann endlich kam, war es zu spät – sie war zehn Jahre jünger als ich und schied als Spielkameradin aus. Was dann passierte, war aber viel schöner. Als meine Eltern Franny aus dem Krankenhaus nach Hause brachten, sagte meine Mutter, ich solle mich auf die Couch setzen, und dann legte sie mir das Baby in die Arme. Franny war so winzig, so zerbrechlich. Als ich sie so hielt, spürte ich eine ungeheure Welle der Liebe für dieses kleine Wesen in mir aufsteigen, das erst vor wenigen Minuten in mein Leben getreten war. Von da an war ich eine zweite Mutter für Franny. Nach der Schule stürzte ich sofort nach Hause, um mit ihr zu spielen, sie zu füttern, sie anzuziehen. Meine Puppen wurden ausrangiert. Ich hatte jetzt ein richtiges Baby, und ich war sicher, daß ich später jede

Menge eigene haben wollte.

Ich schließe die Augen. Als liefe in meinem Kopf ein Film ab, sehe ich Mom am Küchentisch sitzen und Billy stillen, während ich Franny in unserem Emaillespülbecken bade. Ich will diese Zeit zurückhaben. Ich möchte Franny noch einmal in das mit lauwarmem Wasser und Schaumbad gefüllte Spülbecken tauchen und ihr zusehen, wie sie jauchzend versucht, die Seifenblasen mit ihren kurzen, dicken Fingern zu zerquetschen. Ich möchte die gelbe Gummiente unter Wasser drücken, als wäre sie ein U-Boot, und sie dort festhalten, während Franny planschend nach ihr sucht. Dann, wenn Franny gerade nicht aufpaßt, lasse ich die Ente los, sie durchbricht – Überraschung! – die Wasseroberfläche, und Franny quietscht vor Vergnügen, greift nach der schaumbedeckten Ente und versucht sie nun ihrerseits zu ertränken, während Mom mit Billy an der Brust lächelnd zuzieht. Dann kommt Daddy nach Hause, stürzt, eine Aktenmappe

unter dem Arm, zur Küchentür herein, wirft die Zeitung auf den Tisch und rückt seine Brille zurecht. Die wirbelnde Bewegung läßt uns alle einen Moment innehalten, als wäre die Zeit vorübergehend stehengeblieben. Dann beginnt Franny quietschend mit den Armen zu rudern, und sie strahlt so breit, daß man meinen könnte, sie hätte ihn schon tagelang nicht mehr gesehen. Dad lacht sein tiefes, glucksendes Lachen, stellt die Aktentasche ab, gibt Mom einen Kuß und streichelt Billy über den Kopf. Dann kommt er zu mir herüber und fragt: »Wie geht's meinen Mädchen?« Er umarmt mich und kitzelt Franny am Kinn.

Ich möchte diese Zeit zurückhaben. Ich möchte Franny aus dem Wasser heben, ganz vorsichtig, damit sie mir ja nicht entgleitet. Ihr Körper ist weich und glitschig, und ihre stämmigen Beinchen strampeln in der Luft, während ich sie auf die mit einem Handtuch bedeckte Küchentheke lege, sie in ihr Lieblingshandtuch mit der aufgedruckten Micky Mouse hülle und sie am ganzen Körper

abrubble, bis ihre Haut rosig und trocken ist. Ich möchte Babypuder auf ihre Haut streuen, ihren Bauch küssen und den angenehmen leichten Puderduft ihrer samtigen Haut einsaugen, möchte, daß Franny nach meinen Haaren greift, sich eine Handvoll packt und ungeduldig daran zerrt. Ich möchte den Puder in ihre winzigen Füße massieren, während sie lächelt und sich auf dem Handtuch windet, ihre Fußsohlen anpusten, jeden einzelnen ihrer Babyzehen küssen und zusehen, wie sie gähnt und ihre Augenlider langsam schwer werden. Ich möchte Franny ihren warmen einteiligen Fleece-Schlafanzug mit dem weißen Spitzenkragen anziehen, meine fast schon schlafende Schwester an die Brust drücken und ihren süßen Atem riechen, ihre leicht geöffneten Miniaturlippen betrachten. Und ich möchte meine Wange in Frannys Haar schmiegen und sie, während sie in meinen Armen tief und fest schläft, sanft auf den Kopf küssen, nur noch ein einziges Mal.

Ich schlage die Augen auf. Ich denke an

Franny, als sie fünf war, an ihr Kindergartenfoto, auf dem sie so schüchtern lächelt. Ihr braunes, lockiges Haar ist mit zwei Plastikschmetterlingen zu Zöpfen gebändigt, und sie hat den Kopf auf die Hand gestützt. Der Fotograf hatte sie nicht dazu bewegen können, die Hand wegzunehmen. Ich war damals fünfzehn und fand es nicht mehr so toll, die Zweitmutter zu spielen. Franny war fünf, Billy vier, und der Reiz des Neuen war längst verflogen. Natürlich liebte ich die beiden, aber sie bedeuteten ein ständiges Ärgernis für mich – sie liefen dauernd hinter mir her, quasselten ununterbrochen und schlichen sich heimlich in mein Zimmer, um Tierbilder aus meinen Lieblingszeitschriften zu reißen und sich mit meinem Lippenstift gegenseitig das Gesicht zu bemalen. Ich interessierte mich damals mehr für Jungs als für meine Geschwister und war jedesmal sauer, wenn ich am Wochenende hin und wieder einen Abend opfern und Babysitter spielen mußte, damit Mom und Dad ins Kino

gehen konnten. Natürlich machte ich Franny und Billy dafür verantwortlich. Als ich siebzehn war, stand ich meine Teenagerkrisen durch, und mit achtzehn verschwand ich ans College. Ich kam zwar gelegentlich zu Besuch nach Hause, war aber von der Schule, meinen Prüfungen und einem Teilzeitjob beim Lokalblatt sehr in Anspruch genommen. Ich versuchte, mir eine Zukunft, ein neues Leben aufzubauen, und meine Familie – Billy, Franny, meine Eltern – gehörte zu meinem alten Leben. Sie waren mir nach wie vor wichtig, das schon, aber sie standen nicht mehr an erster Stelle. Wenn ich an meine Jahre zwischen achtzehn und vierundzwanzig zurückdenke, habe ich nur wenige konkrete Erinnerungen an Franny: Wir sahen uns bloß bei Familiengeburtstagen und an Weihnachten, und dann bei Billys Beerdigung, wo sie sich im Hintergrund hielt und mit niemandem sprach, als befände sie sich in einem Zustand der Trance. Vage Erinnerungen, mehr nicht. Der Prozeß der

Vernachlässigung hatte bereits eingesetzt. Damals hätte sie mich gebraucht, aber ich habe es nicht bemerkt.

Während ich ins Haus gehe, denke ich, wie traurig es doch ist, daß alle meine guten Erinnerungen an Franny aus den ersten paar Jahren ihres Lebens stammen. Ian kommt heute abend herüber, deswegen fange ich an, das Abendessen vorzubereiten: gebackenen Fisch, Salat und Weißbrot. Als er kommt, tritt er hinter mich, legt die Arme um meine Taille und küßt mich sanft auf den Nacken. Der angenehme süße Duft, der ihn umgibt, sagt mir, daß er am Blumenstand in der F Street angehalten hat, wie er es so oft tut, um mir einen Strauß blauer und weißer Lupinen zu kaufen, oder einen Strauß Fingerhut oder ein paar gelbe Gauklerblumen. Während wir essen, berichtet Ian von seinem Tag. Nach der Arbeit hat er kurz in seiner Wohnung vorbeigeschaut und seinen Anzug gegen Jeans und ein rot-grau kariertes Hemd

vertauscht, in dem er wie ein Holzfäller aussieht: kräftig, grobknochig, bunyanesk. In seinen riesigen Händen wirken Messer und Gabel fast wie Spielzeug. Seine Stimme aber ist leise und sanft, und er erzählt mir von dem Artikel, an dem er gerade arbeitet. Während er redet, lehne ich mich über den Tisch und berühre hin und wieder seinen Ärmel. Der beruhigende Ton seiner Stimme und der weiche Stoff seines Hemds haben eine tröstende Wirkung auf mich. Ian würde sicher verstehen, daß es nie meine Absicht war, Franny zu vernachlässigen.

Später machen wir uns fürs Bett fertig. Wir ziehen uns ohne große Zeremonie aus – schließlich sind wir längst an den nackten Körper des anderen gewöhnt – und schlüpfen in Bademäntel, bevor wir uns die Zähne putzen, sie mit Zahnseide bearbeiten, aufs Klo gehen. Ich schlage die Bettdecke zurück und ziehe meinen Bademantel aus. In der Tür des Spiegelschranks sehe ich mein Spiegelbild, meine haarlose Scham. An dem

Abend, als Ian sie zum ersten Mal sah, reagierte er mißtrauisch.

»Warum hast du dich rasiert?« fragte er in scharfem Ton und starrte mit düsterer Miene und gerunzelten Augenbrauen auf meine Lendengegend.

Ich zögerte einen Augenblick, ehe ich antwortete: »Für dich.«

Stirnrunzelnd ging er eine Weile im Zimmer auf und ab, ohne ein Wort zu sagen. Dann stieß er plötzlich hervor: »Triffst du dich mit einem anderen Mann?«

»Was?«

»Du hast mich schon verstanden. Triffst du dich mit einem anderen?«

Ich stand da und wußte nicht, was ich sagen sollte. Ob er etwas ahnte?

»Hast du geglaubt, ich würde nicht merken, wie selten du zu Hause bist, Nora? Wenn ich herüberkommen möchte, sagst du meistens, du hättest so viel zu tun. Wenn ich dann spätabends anrufe, bist du nicht da.«

Ich spürte, wie die Schuldgefühle in mir

hochstiegen. »Manchmal gehe ich nicht ans Telefon«, sagte ich lahm. »Wenn ich müde bin oder keine Lust zum Reden habe. Dann lasse ich den Anrufbeantworter laufen.« Zögernd legte ich die Arme um ihn. Ich spürte seine Anspannung, seinen Ärger. Er wich zurück.

»Das ist keine Anwort auf meine Frage.« Er klang hart und bitter, voller Argwohn.

»Du bist der einzige Mann, den ich liebe«, sagte ich wahrheitsgetreu. »Der einzige.« Aber nicht der einzige, den ich ficke, dachte ich. Ich wußte, was ich in Wirklichkeit war: eine Lügnerin.

Ian schwieg. Schließlich fragte er: »Bist du sicher?«

Ich nickte.

Langsam entspannte er sich. »Tut mir leid, Nora. Ich weiß nicht, warum ich manchmal so bin. Ich will das nicht – es passiert einfach.« Er schwieg eine Weile, ehe er hinzufügte: »Nein, das ist nicht wahr. Ich weiß, warum ich so bin. Wegen Cheryl.«

Ich wartete darauf, daß er weitersprach. Sein Gesicht wirkte auf eine Weise gequält, wie ich es nie zuvor gesehen hatte.

Langsam sagte er: »Sie hat etwas in mir zum Vorschein gebracht, von dem ich vorher nicht wußte, daß es existiert.«

»Dasselbe ist mir auch passiert, als Franny starb. Ich hätte nie gedacht, daß ich …«

»Nein«, unterbrach mich Ian. »Ich spreche nicht von Cheryls Tod. Ich spreche von … der Art, wie wir miteinander umgegangen sind. Unsere Beziehung war manchmal eine Qual.« Nach kurzem Zögern fügte er hinzu: »Sie hat mich angelogen. Sie hat sich mit anderen Männern getroffen. Nicht oft, aber oft genug, um mich in den Wahnsinn zu treiben. Ich dachte, daß sie sich ändern würde, aber das hat sie nie getan. Das Ganze wurde so … häßlich. Bis dahin wußte ich nicht, daß ich zu so leidenschaftlicher Wut fähig bin – und das hat mich erschreckt. Ich möchte das nicht noch einmal durchmachen müssen.« Er drückte mich an sich. Sanft sagte er: »Tu mir

das nicht an, Nora. Bitte nicht.«

Da verstärkten sich meine Schuldgefühle noch, verdickten sich zu einer dichten Masse aus Gewissensbissen.

Später an jenem Abend, nachdem ich Ian davon überzeugt hatte, daß ich mich extra für ihn rasiert hatte, geriet er in einen Zustand höchster Erregung. Er sagte, keine seiner früheren Freundinnen habe das für ihn getan. Er konnte die Finger nicht von mir lassen, und noch Tage später hob er immer wieder meinen Rocksaum oder zog mir die Jeans herunter, um einen Blick darauf zu werfen. Inzwischen hat er sich an den Anblick gewöhnt, und als er mitbekam, wie lästig mir das ständige Rasieren ist, meinte er, ich solle das Haar doch wieder wachsen lassen. Ich erklärte ihm, daß ich es angenehm fände, keine Schambehaarung zu haben, daß es mich anmache. Eines aber sagte ich ihm nicht: daß M. darauf besteht.

22

Ich stehe vor M.s Tür und will gerade läuten, als ich von drinnen den gedämpften Klang seines Flügels höre. Versuchsweise drehe ich am Türknauf. Es ist nicht abgeschlossen, also gehe ich hinein und ziehe die Tür hinter mir zu. Die Musik ist jetzt lauter zu hören. Ein paar Strahlen der Nachmittagssonne fallen schräg durch das Oberlicht und tauchen die Diele in helles Licht. In der Ecke steht ein Topf mit einer prächtig gedeihenden Trauerfeige, deren glänzende Blätter an die von Weiden erinnern. Ich lausche der Musik, kann das Stück, das M. spielt, aber nicht erkennen – etwas Leichtes, Lyrisches, Romantisches.

Ich spähe ins Arbeitszimmer, aber er blickt nicht auf. Sein Rücken ist gerade, sein Haar leicht wirr, und er wirkt entrückt, völlig in seiner Musik gefangen. Das Haar fällt ihm in die Augen, und am liebsten würde ich zu ihm hingehen und es ihm aus der Stirn streichen. Aber ich wage es nicht. Er wirkt in diesem

Moment unberührbar, wie verzaubert, verloren in einer anderen Welt. Sein Anblick erregt mich, und jetzt wünsche ich mir erst recht, ihn zu unterbrechen. Ich möchte, daß er mich auf seinem geliebten Flügel fickt, aber dann fällt mir meine schlampige Aufmachung ein – ich trage eine schmuddelige, am Knie zerrissene Jogginghose und dazu ein langes blaues Arbeitshemd von einem meiner Exfreunde, das am Kragen und an den Manschetten schon ausfranst. Mein Haar hat seit drei Tagen kein Shampoo gesehen. Ich überlege es mir anders. M.s Aura wirkt zu einschüchternd, er ist viel zu sexy für mich.

Die Melodie wird lebhafter, seine langen, eleganten Finger wirbeln wie wild über die Tastatur. Er runzelt die Stirn.

»Verdammt!« murmelt er, hört auf zu spielen, fährt sich mit den Fingern durch das dunkle Haar und beginnt von vorn; er bemerkt mich nicht. Offenbar hat er einen falschen Ton erwischt, obwohl mir nichts aufgefallen ist. Sein Kopf nickt im Takt der Musik.

Ich verlasse den Raum, ohne ihn zu stören, und gehe den Gang zum Gästezimmer hinunter. Ich mache die Tür auf, kann aber nichts sehen. Im Raum ist es dunkel wie in einer unterirdischen Höhle. Ich taste nach dem Lichtschalter, aber nichts passiert. Offenbar ist das Zimmer noch immer ohne Lampen und Deckenbeleuchtung. Ich gehe in die Küche und suche nach einer Taschenlampe. In einer Schublade finde ich Tesafilm, Notizblöcke, Stifte, eine Schere und die Gebrauchsanweisung für seine Mikrowelle und den Herd, aber keine Taschenlampe. Als nächstes versuche ich es im Besenschrank in der Ecke. An der Wand lehnen Besen und Schrubber, auf dem Boden steht ein Mülleimer, und im obersten Regalfach entdecke ich einen Feuerlöscher und, gleich daneben, eine Taschenlampe. Ich nehme sie und gehe zurück durchs Haus. An der Tür zum Arbeitszimmer bleibe ich stehen. M. spielt immer noch, ohne meine Gegenwart zu bemerken.

Wieder im Gästezimmer, schalte ich die Taschenlampe an. Ein Kegel hellen Lichts fällt auf die Wand. Ich richte die Lampe auf die nächste Wand und dann auf die nächste. Der ganze Raum ist schwarz gestrichen, und schwere schwarze Vorhänge sperren die Nachmittagssonne aus. Als ich zu den Vorhängen hinübergehe und sie zurückziehe, stelle ich fest, daß das Fenster zusätzlich mit Jalousien verdunkelt ist. Ein ovaler schwarzer Teppich bedeckt den Boden. Er reicht fast bis an die Wand, so daß vom Holzboden kaum etwas zu sehen ist.

Erziehungszimmer hat M. es genannt. Und er hat gesagt, daß ich bald herausfinden würde, wofür es gut sei. Mit einem unguten Gefühl in der Magengegend schalte ich die Taschenlampe aus, verlasse das Zimmer und ziehe die Tür hinter mir zu. Nachdem ich die Taschenlampe in die Küche zurückgebracht habe, bleibe ich vor dem Arbeitszimmer stehen und lausche der Musik, die jetzt ganz anders klingt als vorher: qualvoll und düster

wie für ein Begräbnis, mit schweren, dramatisch gehämmerten Akkorden. Sie erinnert mich an einen Ausflug, den ich einmal mitten im Winter an die Big-Sur-Küste gemacht habe. Damals war das Meer grau und trist, Nebel lag wie ein Leichentuch über den Santa-Lucia-Bergen, und die unaufhörlich ans Ufer donnernden Wellen führten einem die Belanglosigkeit des Menschen vor Augen. Auch jetzt empfinde ich meine Belanglosigkeit, und ich verlasse M.s Haus, ehe er meine Anwesenheit bemerkt.

Ein paar Tage später, als M. gerade unter der Dusche steht, hole ich mir erneut die Taschenlampe und sehe mir den Raum genauer an. Als Gästezimmer kann man das nicht mehr bezeichnen. In einer Ecke ist an mehreren Ketten eine Art Ledergeschirr mit Riemen für die Beine und Metallringen für die Füße aufgehängt. Und in der Mitte des Raumes baumelt eine Hebevorrichtung – mit Stahlrollen und einem Nylonseil – von dem

Holzbalken an der Decke. Ich suche mit dem Lichtstrahl die restliche Zimmerdecke ab und stelle fest, daß an verschiedenen Stellen Metallhaken angebracht sind. M. zufolge ist der Raum immer noch nicht fertig eingerichtet.

23

Gestern, als ich M. diese düstere Musik spielen hörte, wurde mir klar, wie hermetisch abgeriegelt mein Leben inzwischen ist. Ich bin in eine Welt dunkler Isolation abgeglitten, in deren Zentrum M. steht. Ich hatte einmal einen Beruf. Ich hatte Freunde. Aber nach und nach habe ich alles verloren. Es ist Mitte Juni, und ich habe Maisie seit Februar nicht mehr gesehen – seit ich anfing, mich mit M. zu treffen. Vor Frannys Tod war Maisie meine beste Freundin, aber seitdem habe ich auch sie aus meinem Leben ausgeschlossen.

Am Samstag rufe ich Maisie an. Nach unserem Gespräch fahre ich auf ihr Drängen hin nach Sacramento, um sie zu besuchen. Sie hat vor einiger Zeit ein altes, viktorianisch-gotisches Haus gekauft und in eine Pension umgewandelt. Monatelang habe ich ihr immer wieder versprochen, vorbeizukommen und es mir anzusehen. Ich bremse und biege ab, halte nach der richtigen Adresse Ausschau. Schließlich parke ich vor

einem großen zweistöckigen Gebäude, das ziemlich baufällig aussieht. Es steht in einer schönen Straße, über der anmutige Ulmen und dickstämmige Platanen einen schattenspendenden Baldachin bilden, aber das Haus selbst befindet sich in einem Zustand des Verfalls. Maisie hat zwar gesagt, sie müsse es erst renovieren, aber mit einer solchen Bruchbude habe ich nicht gerechnet: Überall blättert die Farbe ab, und die Veranda hängt in der Mitte durch wie der Rücken eines alten, zu oft gerittenen Pferdes. Die Fenster sind verschmiert und fast blind, die Fensterläden windschief, und in der Auffahrt liegt eine achtlos umgeworfene, verbeulte Mülltonne.

Ich betrete das Haus. Mein Blick fällt auf eine alte Treppe, die aussieht, als würden ihre Stufen schrecklich knarren. Eine nackte Glühbirne hängt von der Decke der schäbig wirkenden Diele, deren billige Holzvertäfelung stellenweise stark verzogen ist. Ich wende mich nach rechts und werfe einen Blick in ein

rosa gehaltenes Wohnzimmer – bei einem so alten Haus sollte man wohl lieber Salon sagen –, in dem schwaches Dämmerlicht herrscht. Die Jalousien sind halb zugezogen, die Stehlampen mit den rosa bestickten Schirmen spenden nur gedämpftes Licht. An der Wand steht ein Tisch mit einer schweren Leinentischdecke.

»Du bist schon da!« höre ich Maisie rufen und drehe mich um. Sie ist eine große Frau Ende Dreißig, mit schrägen Augenbrauen und extrem schmalen Lippen. Sie trägt ein weißes Kleid, bedruckt mit großen, üppigen Rosen. Ich hatte ganz vergessen, daß Maisie immer Kleider mit riesigen Blumendrucken trägt, bei deren Anblick ich jedesmal den Impuls verspüre, laut zu schreien. Ich hatte auch vergessen, daß sie in dem Bemühen, ihre spärlichen Lippen zu kaschieren, immer zuviel Lippenstift aufträgt. Sie benutzt knallige Rottöne und malt die Lippen voller, als sie in Wirklichkeit sind, so daß es, wenn sie lächelt, aussieht, als würde sich das Lächeln über ihr

ganzes Gesicht ausbreiten.

»Ich freue mich so, dich endlich mal wiederzusehen«, sagt Maisie und stürzt auf mich zu, um mich fest in die Arme zu schließen.

»Ich mich auch.«

Sie hält mich von sich weg und mustert mich über den Rand ihrer riesigen, violett getönten Brille mit den flügelförmigen Gläsern. »Du siehst furchtbar aus«, stellt sie nüchtern fest.

Ich zucke die Achseln. Was soll ich dazu sagen?

»Komm«, sagt sie und nimmt mich am Arm. »Du mußt erst mal das Haus besichtigen.«

Wie sich herausstellt, gibt es nicht viel, was eine Besichtigung lohnt. Das Treppengeländer muß neu befestigt werden, die Wände gehören gestrichen, die Hintertür repariert. Ich möchte etwas Positives sagen und äußere mich schließlich über die Zimmerdecke. »Mir gefallen die Schnörkel an der Decke«, sage ich. Zum Glück macht Maisies Geplapper meinen Mangel an

Begeisterung wett.

Sie geht mit mir ins Kinderzimmer – den einzigen halbwegs passablen Raum, mit gelben Wänden und einer Zierleiste aus roten und blauen Clowns – und sieht nach ihrem zweijährigen Sohn, der in seinem weißen, hölzernen Kinderbett tief und fest schläft. Er liegt auf dem Bauch und hat den Daumen im Mund. Ich beuge mich über das Bett und streiche ihm sanft über den Rücken. Er trägt ein blaues T-Shirt und eine mit Dinosauriern bedruckte Windel. Seine Arme und Beine sind stämmig, seine Haare rotgelockt, und er hat eine richtige Stupsnase. Über seinen Nasenrücken sind helle Sommersprossen verteilt.

»Bestimmt wünschst du dir auch bald eins«, flüstert Maisie. Der Kleine saugt mit einem leisen, schmatzenden Geräusch an seinem Daumen. Seit Maisie ein Baby hat, versucht sie mich zu überreden, mir auch eines zuzulegen. Immer wieder beteuert sie, daß das Leben als alleinerziehende Mutter gar

nicht so schwierig sei.

»Das glaube ich nicht«, antworte ich, streiche dem Jungen das Haar aus der Stirn und berühre seine Wangen. Er hat die weiche, pralle Haut, die nur Babys haben. Als Franny und Billy klein waren und ich sie so sehr liebte, war ich davon überzeugt, daß ich eines Tage auch Kinder haben würde. Aber wie man sieht, ist daraus nichts geworden. Während ich auf die Dreißig und dann auf die Fünfunddreißig zuging, erlebte ich mit, wie fast alle meine Freundinnen nach und nach heirateten und Kinder bekamen. Aber ich hatte meinen Beruf – war das nicht viel besser? Männer lassen sich scheiden, Kinder werden groß und gehen aus dem Haus. Alles, was einem am Ende bleibt, ist der Beruf. Jedenfalls redete ich das mir und allen ein, die danach fragten, und es klang fast überzeugend.

Wir verlassen das Kinderzimmer, und Maisie zeigt mir die Räume ihrer Mieter. Sie klopft an ihre Türen und fragt, ob wir uns die Räume

ansehen dürfen, und die Mieter scheinen nichts gegen die Störung zu haben. Voller Begeisterung über ihr altes Haus, führt sie mich durch jeden einzelnen Raum.

»Oh, ich weiß, daß noch viel gemacht werden muß«, sagt sie, als wir schließlich ins vordere Wohnzimmer zurückkehren. »Aber denk bloß daran, was es in ein paar Jahren wert sein wird, wenn ich es hergerichtet habe.«

Ich lächle. »Ich finde es großartig«, sage ich und meine es ernst. Das Haus ist in einem fürchterlichen Zustand, aber ich beneide Maisie um ihr leidenschaftliches Engagement, ihre Entschlossenheit, aus einer Ruine etwas Wertvolles zu machen. Seit Frannys Tod habe ich mich kaum mehr für etwas engagiert, außer für die Entlarvung ihres Mörders. Ich setze mich auf das Sofa, ein grellrotes Möbelstück mit quastenverziertem Samtbezug. Maisie, die neben mir steht, ist plötzlich ganz still. Gelegentlich hört man die Mieter oben leise rumoren. Ich falte die Hände im Schoß und

starre sie stirnrunzelnd an.

»Maisie«, beginne ich langsam, zögere dann aber. Ich setze von neuem an. »Es tut mir leid«, sage ich schließlich.

»Was?«

»Daß ich dich nie zurückgerufen habe. Daß ich einfach verschwunden bin.«

Maisie macht eine wegwerfende Handbewegung, als wolle sie meine Entschuldigung wegwischen. »Vergiß es«, sagt sie und setzt sich neben mich. »Aber wann fängst du wieder an zu arbeiten?«

»Bald«, antworte ich. »Bald.«

Maisie zieht ihre schrägen Augenbrauen hoch. »Das sagst du schon seit Monaten. Glaubst du nicht, daß es langsam an der Zeit ist?«

»Nein. Noch nicht. Ich bin immer noch …« Ich halte inne und schüttele den Kopf. Ich kann ihr nicht von M. erzählen. Ich kann ihr nicht von Frannys Beziehung zu ihm erzählen und erst recht nicht von meiner. »Ich brauche Zeit«, sage ich. »Ich versuche immer noch, einen

Sinn in dem Ganzen zu finden.«

»Welchen Sinn? Frannys Tod hat keinen Sinn, Nora. Aber sie ist nun mal tot, seit über einem Jahr. Es wird Zeit, daß du wieder dein eigenes Leben lebst. Du brauchst Hilfe. Schau dich doch an. Du siehst aus, als hättest du seit Wochen nicht geschlafen. Geschminkt bist du auch nicht, und dein Haar sieht schrecklich aus. Und erst deine Klamotten: zerrissene Jeans und ein altes T-Shirt. So bist du früher nie rumgelaufen. Man könnte meinen, du kämst geradewegs aus der Hölle.«

Ich blicke auf mein T-Shirt hinunter. Es hat einen Milchfleck, weil ich heute morgen meine Cornflakes verschüttet habe. »Es gibt viele Wege in die Hölle«, sage ich leise und muß an den schwarzen Raum in M.s Haus denken, an das Ledergeschirr und die stählerne Hebevorrichtung. »Die Frage ist bloß, wie man wieder herauskommt.«

24

»Was ist mit deiner Nachmittagsvorlesung?« frage ich M. Mir ist nicht ganz klar, warum ich hier bin, und ich höre mich ein wenig mürrisch an, weil ich zuwenig geschlafen habe. Er hat mich von der Uni aus angerufen und mich aufgefordert, nachmittags zu ihm zu kommen. Durch das Küchenfenster fallen die Strahlen der Nachmittagssonne herein, sie werden vom blitzblanken Chrom des Herdes und des Kühlschranks reflektiert. Die ganze Küche erscheint mir viel zu hell und gleißend. Sogar M.s Fröhlichkeit zerrt an meinen Nerven. Wie er so an der Küchentheke lehnt, sieht er aus, als wäre er einer Zeitschrift für Herrenmode entstiegen: Seine Frisur ist makellos, seine perfekt gebügelte Kleidung nur vom Feinsten.

»Ich habe sie abgesagt. Ich wollte den Nachmittag frei haben.«

Ich schiebe die Ärmel meiner Bluse hoch, die nach einer Nacht im Wäschetrockner völlig verknittert ist. »Wozu?«

»Ich habe für heute etwas Besonderes

geplant.«

Vergeblich warte ich darauf, daß er weiterspricht. »Was ist – gedenkst du es mir heute noch zu sagen?« frage ich, allmählich ärgerlich. Er lächelt nur, aber mir kommt es eher wie ein höhnisches Grinsen vor.

»Komm mit«, sagt er und verläßt die Küche. Ich folge ihm den Gang hinunter in das hintere Schlafzimmer, das Erziehungszimmer. Im Raum brennt kein Licht, dafür sind überall Kerzen angezündet – manche dick und klobig, andere groß und dünn, ein Teil in Kerzenständern, ein Teil auf flachen Schalen. Ihr Licht flackert, und es müssen Duftkerzen darunter sein, denn ich rieche die schwache, würzig-süße Note von Muskatnuß.

Ich sehe mich um. Das Ledergeschirr in der Ecke kenne ich schon, ebenso die Hebevorrichtung und die Haken an der Decke. Aber inzwischen ist an die gegenüberliegende Wand noch ein Bett geschoben worden, und in der Mitte des Raumes steht eine Art gepolsterte Bank. Ein

schweres Paar Handschellen baumelt von einer Wand – so weit voneinander entfernt, daß man sie mit ausgestreckten Armen gerade noch erreichen kann –, und am Boden sind dicke Fußeisen festgeschraubt. An der Südwand ist – mit Haken befestigt – M.s Sammlung von Peitschen, Gürteln und Schlägern drapiert. Das Zentrum des Arrangements bildet das stählerne Entermesser, das M.s Vater im Zweiten Weltkrieg benutzt hat.

Ich zucke zusammen, als ich M.s Hand im Nacken spüre. »Ich möchte gehen«, sage ich.

»Noch nicht. Erst werde ich dich ficken.«

»In deinem Zimmer«, entgegne ich.

Er hält mich am Arm fest. »Nein – hier.«

Ich blicke zu ihm auf und sehe die Entschlossenheit in seinen Augen. Wir werden in diesem Raum ficken. Er knöpft meine Bluse auf und schiebt sie mir über die Schultern. Dann zieht er mir Jeans und Unterwäsche aus. Ich entdecke den Fernseher mit Videorecorder und daneben

eine hohe Truhe mit Schubladen. In der Ecke steht ein Camcorder auf einem Stativ. Mein Blick wandert zurück zu den Fußeisen am Boden.

»Aber das ist alles, was ich tun möchte«, sage ich. »Nur ficken.«

M. sieht, wie ich auf die Fußeisen starre, und lächelt. »Du kannst mir vertrauen, Nora. Das weißt du doch.«

»Nur ficken«, wiederhole ich.

»Okay«, antwortet M. und führt mich zum Bett. Ich lege mich hin, spüre die weichen Laken. Ich starre auf die Kerzen. Die Schatten der Flammen zucken in immer neuen Mustern über die schwarzen Wände. In einer anderen Umgebung wären die Kerzen romantisch, hier wirken sie nur gespenstisch, auf eine mittelalterliche Weise bedrohlich. In diesem Raum ist die Gefahr spürbar präsent.

M. setzt sich aufs Bett. Er trägt ein dunkelblaues Hemd. Die Farbe steht ihm. Sie läßt ihn sexy aussehen. Er beugt sich über mich und küßt mich lange und erotisch. Dann

läßt er seine Hand an meinem Körper heruntergleiten. Ich rieche den schwachen, würzigen Duft seines Rasierwassers, und ich erwidere seinen Kuß, berühre sein Haar, spüre seine Weichheit, ziehe ihn näher zu mir herunter. Er schiebt meine Arme weg und legte sie über meinen Kopf.

»Laß sie so liegen«, sagt er. »Faß mich nicht an.« Er beugt sich über mich, um mich erneut zu küssen. Ich spüre das Drängen seiner Zunge, seiner Brust, die sich an meiner reibt, und empfinde heftiges Verlangen nach ihm. Seine Hände wandern über meinen ganzen Körper, über meine Oberschenkel, über meine Brüste, dann an meinen Armen entlang.

Er flüstert: »Ich habe über das Gespräch nachgedacht, das wir letzte Woche hatten – als du gesagt hast, daß du dich nie von mir fesseln lassen würdest.« Er schweigt einen Moment und fügt dann hinzu: »Ich habe beschlossen, dir so etwas nicht mehr durchgehen zu lassen.«

Ich blicke zu ihm auf, spüre, wie die Angst in mir hochkriecht. »Es ist nicht an dir, diese Entscheidung zu treffen«, sage ich.

»O doch, Nora, die Entscheidung liegt ganz allein bei mir. Du hast das Grundprinzip der Unterwerfung noch immer nicht kapiert. Es ist ganz einfach: Du tust alles, was ich will, und du tust es, wann ich es will. Ich weiß nicht, wieso es dir so schwer fällt, dieses Prinzip zu verstehen.«

Ich spüre, wie etwas Kaltes, Hartes um mein linkes Handgelenk schnappt. Schnell, bevor ich reagieren kann, hält M. meinen anderen Arm fest, und wieder schnappt etwas zu.

Ich drehe den Kopf, um sehen zu können, was meine Arme festhält, und stelle voller Panik fest, daß es sich um Handschellen handelt, die mit kurzen Ketten an der Wand befestigt sind. Ich spüre, wie mein Herz pocht, und rede mir selbst gut zu, mich zu beruhigen. Angst macht das Ganze nur noch schlimmer.

»Mach mich los«, sage ich.

M. ignoriert meine Forderung. Er küßt mich

flüchtig. »Du hast dir das selbst zuzuschreiben«, flüstert er mir ins Ohr. »Wenn du mir vertraut hättest, hätte ich dich fesseln können, ein bißchen Spaß gehabt und dich dann wieder freigelassen.«

»Nimm die Dinger weg«, sage ich, aber er starrt mich nur mit kalten Augen an.

»Verstehst du, was ich sage?« fragt er. »Ist dir bewußt, daß du dir das selbst eingebrockt hast? Wenn du ein bißchen entgegenkommender wärst, müßte ich nicht solche extremen Maßnahmen ergreifen. Ich habe dir mehrfach geraten, nicht so starrsinnig zu sein. Jetzt ist es zu spät. Ich werde dir eine Lektion erteilen.«

Eine Schweißperle tropft von meiner Stirn – ich schwitze vor Angst, nicht, weil es im Zimmer so heiß ist. M. steht auf. Er faltet meine Sachen sauber zusammen und legt sie auf einen Tisch. Dann verläßt er den Raum und zieht die Tür hinter sich zu.

Ich zerre an den Ketten, aber sie sind fest in der Wand verankert. Ich reiße noch einmal an

und spüre, wie die Handschellen meine Handgelenke aufschürfen.

Neben mir steht ein Tisch, auf dem ein Schlüssel liegt – außerhalb meiner Reichweite.

Ich drehe mich in der Taille, strecke mein Bein in Richtung Tisch und versuche, den Schlüssel mit den Zehen zu erreichen, Der Tisch ist zu weit entfernt. Ich versuche es noch einmal, strecke jeden Muskel, bis sich die Handschellen in meine Gelenke brennen, aber es ist hoffnungslos. Ich habe keine Chance zu entkommen.

Ich rufe nach M., aber er antwortet nicht. Ich starre auf die Kerzen. Es ist unvorsichtig von ihm, mich hier mit den brennenden Kerzen allein zu lassen. Gegen meinen Willen taucht vor meinem geistigen Auge eine Schreckensvision auf: Der Raum fängt Feuer, und ich bin ans Bett gekettet, völlig hilflos.

Plötzlich fliegt die Tür auf. Ich fahre mit einem Ruck herum und halte die Luft an. Sekundenlang sehe ich nur die Dunkelheit

des Gangs.

Dann betritt M. den Raum. Das erste, was mir auffällt, ist die schwarze Kapuze. Es ist die Kapuze eines Henkers, wie man sie aus Filmen kennt – eng am Kopf anliegend, mit großen Löchern für die Augen. Die Kapuze reicht ihm bis ans Kinn; Mund und Nase sind ausgespart. Als nächstes bemerke ich die engen Jeans – M. trägt sonst nie Jeans – und seine nackte Brust. Ein schwarzes Nietenarmband umspannt seinen linken Oberarm, und er trägt fingerlose schwarze Handschuhe. An seinem Gürtel ist eine Scheide befestigt, aus der der Griff eines Messers ragt.

Er knallt die Tür zu, kommt ans Bett und starrt auf mich herunter. Der Körper gehört M., aber die Augen hinter der Maske erkenne ich nicht wieder. Diese Augen sind so ausdruckslos, so bar jeden menschlichen Gefühls, daß sie ebenso einem Roboter gehören könnten. Er steigt auf das Bett, setzt sich auf meine Brust. Das Gewicht seines Körpers, der Jeansstoff

auf meiner Haut, die Messerscheide, die mir in die Rippen sticht – das alles bewirkt, daß ich Platzangst bekomme. Ich atme schwer, während meine ausgestreckten Arme an den Handschellen und Ketten zerren. M. wirft einen Blick auf die Handschellen. Er legt eine behandschuhte Hand auf meinen rechten Arm. Seine Fingerspitzen sind viel kühler als das warme Leder des Handschuhs.

»Mach mich los«, sage ich.

Mit einer abrupten Kopfbewegung sieht er mich an, als wäre er erstaunt, daß ich eine Stimme habe. Dunkle, wuterfüllte Augen starren mich durch die schreckliche Kapuze an. Er verpaßt mir eine scharfe Ohrfeige, und ich schreie auf.

»Habe ich dir befohlen zu sprechen?« schreit er. »Habe ich dir das erlaubt?« Und er versetzt mir eine weitere Ohrfeige.

»Hör auf!« sage ich, aber meine Worte machen ihn nur noch wütender. Noch einmal fühle ich den scharfen Schlag seiner Hand. Meine Wange brennt, und mir steigen Tränen

in die Augen.

Er beugt sich herunter, bis sein Gesicht nur noch Zentimeter von meinem entfernt ist. »Ein Wort noch«, zischt er und packt mich am Hals, »und es wird dein letztes sein.«

Ich blinzle, und eine heiße Träne des Schmerzes läuft mir über die Wange. Ich liege da und bleibe stumm, weil ich Angst habe, daß er mich von neuem schlagen könnte. Ich bete zu Gott, daß mir nichts Schlimmeres passieren möge.

M. läßt meinen Hals los und klettert von mir herunter. Er nimmt eine Kerze vom Tisch. Sie ist lang und dünn und steckt in einem Messingständer. Er geht mit der brennenden Kerze zum Fußende des Bettes.

»Her mit deinem Fuß!« sagt er und streckt mir eine Hand entgegen. Er hält die Hand so, daß ich meine Ferse hineinlegen kann.

Ich schüttele den Kopf und ziehe instinktiv die Beine an.

M. schweigt einen Moment. »Wir können das auf zwei Arten machen«, sagt er schließlich

mit beherrschter Stimme. »Entweder du legst deinen Fuß freiwillig in meine Hand, oder ich binde deine Beine fest. Die Entscheidung liegt bei dir.«

Ich kneife die Augen zusammen, versuche, die Tränen zurückzublinzeln. Ich habe einen schrecklichen Fehler gemacht, denke ich. Ich dürfte überhaupt nicht hier sein. Das sollte doch eigentlich ganz anders laufen. Ich öffne die Augen und strecke meine Beine aus. M. hält mir erneut die Hand hin, und ich lege meinen rechten Fuß auf seine Handfläche. Mein Bein zittert, aber ich kann nichts dagegen tun. M. senkt die Kerze. Dann hält er inne und sieht mich an. Im Kerzenlicht funkeln seine Augen – zwei blitzende Kreise, die die schwarze Kapuze durchbohren.

»Schhh«, sagt er, ehe ich irgend etwas herausbringe. »Vergiß nicht, daß du nicht reden darfst.«

Er hält die Flamme an meine Haut, und ich beiße die Zähne zusammen, um nicht zu schreien. Ich schließe die Augen. M. greift

nach meinem Fußgelenk, hält es fest umklammert. Ich spüre die Hitze an meinen Zehen, dann am Fußballen, aber keinen Schmerz. Ich warte darauf, daß meine Haut verbrennt.

Der Schmerz bleibt aus. Als ich die Augen wieder aufschlage, läßt er meinen Fuß los und sagt: »Das war sehr gut. Ich weiß, daß du etwas sagen wolltest, aber du hast es nicht getan. Wie ich sehe, bist du doch zu erziehen.« Er dreht sich um und schaltet den Fernsehapparat an. Dann geht er zum Camcorder hinüber und schaltet ihn ebenfalls an. Mein Bild erscheint auf dem Bildschirm. Im schwachen Kerzenlicht ist nicht viel zu erkennen. M. starrt mich finster an.

Er tritt neben das Bett. Die Kerze hat er immer noch in der Hand. »Ich erlaube dir, ab jetzt wieder zu sprechen.« Bei diesen Worten hält er die Kerze schräg.

Heißes Wachs tropft auf meinen Bauch. Ich zucke zurück und schreie laut auf, mehr vor Schreck als vor Schmerz.

M. sieht mich verächtlich an. »Du hast keine Ahnung, was Schmerz ist«, sagt er und läßt die Kerze ein paar Zentimeter sinken, ehe er sie erneut schräg hält. Diesmal ist mein Schrei gerechtfertigt. Das Wachs versengt meine Haut wie ein heißes Eisen.

»Bitte«, sage ich, »aufhören!«, aber M. ignoriert mich. Er läßt das Wachs über meinen ganzen Bauch tröpfeln, dann rund um meine Brustwarzen, auf die Innenseite meiner Schenkel. Er bemißt die Entfernung der Kerze nach meinen Schreien, hält sie mal höher, mal tiefer, um die Intensität des Schmerzes zu variieren. Wenn er sie hochhält, kühlt das Wachs etwas ab, bevor es auf meine Haut trifft; hält er sie tief, verbrüht mich das Wachs wie kochendes Wasser. Ich flehe ihn an aufzuhören.

»Ich soll aufhören?« fragt er, läßt die Kerze nur wenige Zentimeter über meiner Haut schweben. »Du willst, daß ich aufhöre?«

Ich starre auf die Flamme, unfähig, den Blick von ihr zu wenden. »Ja«, murmle ich. »Bitte.«

»Es gefällt dir nicht?« Ich höre den spöttischen Ton in seiner Stimme.

Ich schüttele den Kopf. M. nimmt die Kerze weg, und ich seufze erleichtert.

»Dann sollte ich dir vielleicht etwas anderes verabreichen«, sagt er. Er stellt die Kerze auf den Tisch zurück und läßt seinen Blick abschätzend über meinen Körper schweifen, betrachtet das inzwischen hartgewordene Wachs auf meinem Oberkörper und meinen Schenkeln. Dann geht er zu der Truhe hinüber, zieht die mittlere Schublade heraus und kommt mit einem Strick ans Fußende des Bettes zurück.

»Vielleicht eine kleine Züchtigung«, sagt er, »das könnte dir bei deinem Disziplinproblem helfen.« Er spannt den Strick. Es sind zwei Stücke, an denen mittels eines Metallrings jeweils eine Ledermanschette befestigt ist.

Wieder ziehe ich instinktiv die Beine an. M. hält mich fest. Als seine Hand meine Haut berührt, beginne ich zu wimmern, leiste aber kaum Widerstand, weil ich weiß, daß mir das

nicht viel nützen wird, solange meine Arme festgekettet sind. Er legt mir die Ledermanschetten an. Erst um das linke Fußgelenk, dann um das rechte. Er steigt auf die Matratze und hebt meine Beine über meinen Kopf. Dann befestigt er die Enden der Stricke an zwei Haken an der Wand, und zwar so, daß meine Beine gespreizt und die Pobacken angehoben sind. Die Innenseiten der Fußmanschetten sind mit etwas Weichem, Fleeceartigem gefüttert, verletzen also die Haut nicht. Trotzdem ist die Stellung sehr unbequem. M. steigt vom Bett und betrachtet sein Werk. Dann geht er wieder zu der Truhe hinüber und kommt mit einem langen roten Schal zurück. Nachdem er ihn straff gezogen hat, faßt er zwischen meinen Beinen hindurch und legt mir den Schal um den Hals. Ich gerate in Panik, weil ich annehme, daß er mich würgen wird, aber er schiebt den Schal weiter hoch und verbindet mir damit den Mund. Er zwängt den Schal zwischen meine Zähne und knotet ihn am

Hinterkopf zu.

»Ich kann nicht zulassen, daß du zu laut wirst«, sagt er. Dann fügt er hinzu: »Und du *wirst* laut werden.«

Ich beobachte, wie er an die Südwand des Raumes tritt und vor seiner Peitschensammlung stehenbleibt. Er entscheidet sich für einen dünnen, etwa einen Meter langen Stock – etwas, das er bei mir noch nie verwendet hat – und kommt damit zurück zum Bett.

»Bambus«, erklärt er, während er sich neben mich stellt und den Stock durchbiegt. »Was jetzt kommt, wird anders sein als alles, was du bisher an Schlägen von mir bekommen hast«, fährt er fort. »Betrachte die Prügel und Peitschenhiebe, die ich dir bisher verabreicht habe, als harmloses sexuelles Vorspiel.« Er läßt seine Finger über die ganze Länge des Stocks gleiten, wobei er den Bambus nur leicht berührt. »Es wird dich nicht erregen. Was jetzt kommt, ist als Strafe gedacht.« Mit diesen Worten holt er aus und zieht mir den

Stock über den Hintern. Meine Beine zerren an den Stricken. Ein heftiger Schmerz pulsiert durch meinen Körper. Ich stöhne, und mir kommen sofort die Tränen.

»Ich bin nicht bereit, mir deine Unverschämtheiten noch länger bieten zu lassen«, sagt er. »Hast du mich verstanden? Ich möchte nicht, daß du dich jemals wieder beschwerst, wenn ich einen Strick aus der Schublade hole. Ich werde dich fesseln, wann immer mir danach ist.« Er geht zu dem Tisch neben dem Fernseher und kommt mit meinen Klamotten zurück. Er hält sie hoch.

»Ich bin es leid, dich in Jeans und schmuddeligen Blusen zu sehen«, sagt er und läßt die Sachen auf den Teppich fallen. »Von jetzt an wirst du dich anständig kleiden.«

Er läßt den Stock erneut niedersausen, diesmal auf die Rückseite meiner Oberschenkel. Wieder fährt der Schmerz wie ein rotglühendes Messer durch meinen Körper, und ich schreie in den Knebel. Ich reiße an den Stricken und Ketten.

»Hast du mich verstanden?« fragt er, und ich nicke durch meine Tränen und mein Stöhnen hindurch. Der Schmerz an der Hinterseite meiner Oberschenkel läßt nur langsam nach. Trotzdem ist mir nicht entgangen, was er gesagt hat. *Von jetzt an wirst du dich anständig kleiden.* Von jetzt an. Er hat also nicht vor, mich hier und jetzt zu töten. Er will nicht mein Scharfrichter sein. Zumindest noch nicht. Nicht in diesem Raum.

»Gut«, sagt er. »Aber ich bin noch nicht ganz fertig. Noch fünf Schläge mit dem Stock.«

Ich schüttele heftig den Kopf.

»Doch, mein Kätzchen«, sagt er, während er meine Wade streichelt.

»Ich möchte, daß du an diese Schläge denkst, wenn du das nächste Mal mit dem Gedanken spielst, ungehorsam zu sein.« Er läßt den Stock noch fünfmal niedersausen. Jeder Schlag ist härter als der vorherige, jeder sendet eine Druckwelle des Schmerzes durch meinen Körper.

Als er fertig ist, bindet er meine Beine los.

Dann knotet er den Schal auf, läßt aber meine Arme an die Wand gekettet. Er setzt sich auf die Bettkante. Immer noch laufen mir die Tränen übers Gesicht. Mein Körper ist schweißbedeckt und von Kerzenwachs verunstaltet. Es dauert Minuten, bis meine Tränen endlich versiegen.

Als ich mich etwas beruhigt habe, fragt er: »Wirst du dich in Zukunft benehmen?«

In unterwürfigem Ton antworte ich: »Ja.«

»Braves Mädchen«, sagt er und streicht mir leicht über die Wange. »In Zukunft wird mein Mädchen immer brav sein, nicht wahr?«

Ich nicke.

»Das habe ich mir gedacht.« Er mustert mich eingehend, als überdenke er seine weitere Vorgehensweise. Die schwarze Henkerkapuze verleiht seinem Gesicht ein drohendes Aussehen. Er faßt an seinen Gürtel und schnippt den Verschluß der Scheide auf. Langsam zieht er das Messer heraus. Dann läßt er die Hand mit dem Messer auf seinem Knie ruhen. Die

schimmernde Klinge ist unten abgerundet und hat an der Oberseite eine scharfe Krümmung. Ich habe diese Art Klinge schon einmal gesehen. Einer meiner früheren Freunde besaß auch so ein Messer – es ist ein Jagdmesser, gedacht zum Häuten von Tieren. M. klopft leicht damit gegen sein Bein.

»Es hätte nicht so kommen müssen«, sagt er. »Du hast dir das selbst eingebrockt.«

Schwer atmend beobachte ich, wie er mit dem Messer gegen seine Jeans klopft. Ich muß an Franny denken, an die Schnitte auf ihrem Bauch und ihren Brüsten. Mein Herzschlag pocht in meinen Ohren. Ich möchte etwas sagen, bin aber unfähig, auch nur den Mund zu öffnen. Von jetzt an, hat er gesagt. An diesen Gedanken klammere ich mich. Er hat gesagt: Von jetzt an. Das ist noch nicht das Ende.

Er hebt das Messer und drückt die Spitze gegen meine Brust. Als ich die scharfe Klinge auf der Haut spüre, entweicht mir ein leises Stöhnen.

»Du weißt noch immer nicht, mit wem du es zu tun hast, oder? Ich könnte ein Irrer mit einem Messer sein.« Er drückt die Klinge fester gegen meine Haut. »Oder gar ein Psychokiller.«

Ich rieche die Angst in meinem Schweiß. Wieder steigen mir die Tränen in die Augen.

»Spreiz die Beine«, befiehlt er.

Ich schließe die Augen. Ich kann nicht tun, was er sagt. Ich habe seinen Befehl gehört, aber meine Beine sind wie gelähmt, bewegungsunfähig, starr vor Angst und Reue.

»Tu, was ich sage«, wiederholt er, und ich schlage die Augen auf und sehe ihn an. Er starrt auf mich herunter. Sein Blick wirkt hart, unnachgiebig, unergründlich. Plötzlich weiß ich es: Er wird mich heute töten. Hinter seiner Maske ist er nicht mehr zu erkennen, ein völlig anderer Mensch, jenseits aller Grenzen. Genauso hat ihn Franny an ihrem letzten Tag erlebt. Dasselbe ist auch ihr widerfahren, und dann hat er ihren Leib aufgeschnitten. Ich spüre meine Tränen.

»Mach schon«, sagt er noch einmal. »Und zwar sofort.«

Ich schüttele den Kopf. M. verstärkt den Druck des Messers. Irgendwie öffnen sich meine Beine. Es ist, als würde jemand anders sie spreizen – gegen meinen Willen.

»Weiter«, sagt er. »Weiter.«

Mein Körper ist schweißüberströmt. Ich lecke mir über die Lippen. Meine Knie öffnen sich, bis ich mit weit gespreizten Beinen auf dem Bett liege. Ich fühle mich verletzlich wie nie zuvor. Während ich auf die Messerspitze an meiner Brust starre, denke ich an Franny.

Einen Augenblick später ist das Messer zwischen meinen Beinen. Ich schnappe nach Luft, spüre die kalte Spitze der Klinge an den Lippen meiner Vagina. Wimmernd starre ich auf die Hand zwischen meine Beinen.

»Nicht bewegen!« befiehlt M. Seine freie Hand legt sich um mein Kinn und zwingt mich, ihn anzusehen und nicht das Messer. »Nicht bewegen!« sagt er noch einmal. Sein Gesicht schwebt so knapp über meinem, daß ich

seinen heißen Atem spüre.

Dann rutscht er nach unten, zwischen meine Beine. Ich schließe die Augen, kneife sie fest zu und schicke ein Stoßgebet gen Himmel. Ich spüre, wie das Messer an der Innenseite meines linken Oberschenkels schabt. Mein Körper versteift sich. Ich warte darauf, das M. das Messer in mich hineinrammt. Ich warte auf den Schmerz.

Das Schaben hört nicht auf. Erst spüre ich es an einer Stelle meines Oberschenkels, dann an einer anderen. Ich sehe nach unten und stelle fest, daß er das angetrocknete Wachs von meinem Bein schabt. Als er mit dem linken Bein fertig ist, macht er mit dem rechten weiter, bis er das ganze Wachs weggeschnippt hat. Dann arbeitet er sich nach oben vor, ohne auch nur einen Kratzer zu hinterlassen. Das Wachs auf meinen Brüsten und Brustwarzen entfernt er mit den Fingern. Das Bett ist mit Wachskrümeln übersät. Als er fertig ist, steckt er einen Finger in meine Vagina.

»Deine Pussy ist naß«, sagt er, zieht den Finger wieder heraus und leckt ihn ab. »Erstaunlich, was ein bißchen Angst bewirkt.«

Ich liege bewegungslos da.

M. steht auf, löst die Scheide von seinem Gürtel, schiebt das Messer hinein und legt sie auf den Tisch. Er zieht seine Jeans und die Unterhose aus, behält aber die schwarze Kapuze, das Nietenarmband und die fingerlosen Handschuhe an. Mit erigiertem Penis kommt er auf mich zu, greift nach dem Schlüssel auf dem Tisch und öffnet die Handschellen.

Ich bin frei. Das ist so schnell gegangen, daß ich vor Verblüffung einen Moment lang sprachlos bin. Ich lasse meine Arme sinken, reibe sie heftig, massiere die Starre und den Schmerz heraus. Ich kann meine Gefühle nicht in Worte fassen. Ich massiere weiter an meinen Armen herum, weil ich dadurch ein wenig Zeit gewinne, das Ganze zu verarbeiten. Als ich spüre, daß mir schon wieder Tränen in die Augen steigen, dränge

ich sie blinzelnd zurück.

»Du verdammter Bastard!« sage ich und versuche mich aufzusetzen.

Er schiebt mich zurück aufs Bett und hält meine Arme fest. »Habe ich dir angst gemacht?« fragt er höhnisch. Verzweifelt versuche ich hochzukommen, aber er ist zu stark. Meine Arme sind immer noch wund und schwach.

»Wehr dich nicht, Nora«, sagt er und lacht. »Das steigert bloß meine Erregung.« Er versucht mich zu küssen, aber ich drehe den Kopf zur Seite. Er steht auf.

»Soll ich dir die Handschellen wieder anlegen?«

Ich bleibe reglos liegen und starre ihn wütend an. Drohend steht er über mir. Sein Penis ist so hart, daß er kerzengerade vorragt, ein Anblick von barbarischer, fast urzeitlicher Intensität. Die schwarze Kapuze, die er immer noch auf dem Kopf trägt, läßt ihn zugleich fremd und vertraut wirken.

Wir haben gefickt. Ich weiß nicht, warum – ich bin immer noch wütend über das, was er getan hat. Ich muß krank oder pervers sein. Wir liegen auf dem schmalen Bett, ohne uns zu umarmen. Trotzdem berühren sich unsere Körper. M. nimmt die Kapuze ab und läßt sie auf den Boden fallen.

»Heute war ich in Sacramento Mittagessen«, sagt er. »Im *Paragary's.* Bevor du gekommen bist.«

Ich frage mich, warum er mir das erzählt. »Es war leichtsinnig von dir, mich mit den brennenden Kerzen allein zu lassen«, sage ich.

Er wechselt das Thema. »Das sieht schön aus«, sagt er und berührt die roten Flecken auf meinem Bauch. Meine Haut ist mit runden Brandmalen gesprenkelt. Es sind nicht viele – die meiste Zeit hat M. die Kerze so hoch gehalten, daß sich das Wachs leicht abkühlen konnte, so daß es zwar brannte, die Haut aber nicht versengte –, aber sie sind häßlich und schmerzhaft.

»Es gefällt mir, meine Zeichen auf dir zu sehen«, sagt er und fährt sie mit dem Finger nach. »Dreh dich um – ich will mein Werk auf deinem Hintern bewundern.«

Ich rolle mich auf den Bauch. M. lächelt zufrieden. »Blutet es?« frage ich; ich bin sicher, daß die Haut unter den Schlägen aufgeplatzt ist.

»Kein bißchen«, antwortet er.

»Es fühlt sich aber so an.«

»Nein – aber du hast ein paar schöne rote Striemen. Ich hätte noch viel härter mit dir umspringen können.«

»Es hat mir keinen Spaß gemacht.«

»Das sollte es auch nicht. Ziel dieser Schläge war Bestrafung, nicht Lust – besser, du lernst den Unterschied.« Er beugt sich über mich und küßt meinen Hintern. »Ich genieße es, dich zu brandmarken«, sagt er. Dann fügt er hinzu: »Aber die Wunden werden in ein paar Tagen verheilen, spätestens in einer Woche. Es werden keine Narben zurückbleiben. Habe ich dir nicht gesagt, daß

ich dir nie wirklichen Schaden zufügen würde? Du hättest dich an mein Versprechen erinnern sollen. Dann hättest du dich nicht so zu fürchten brauchen. Du hättest gewußt, daß alles nur ein Spiel ist.«

Stirnrunzelnd drehe ich mich auf den Rücken. Ich glaube nicht, daß M. in der Lage ist, ein Versprechen zu halten, und wenn es um mein Leben geht, traue ich ihm schon gar nicht. »Es war kein Spiel«, sage ich. »Du hast mir wirklich weh getan.«

M. sagt: »Du weißt doch gar nicht, was das heißt – aber du wirst es erfahren. Bald.«

Ich verschränke die Arme vor der Brust. Ein paar von den Kerzen sind heruntergebrannt, und es ist jetzt viel dunkler im Raum. Das Schwert an der Wand funkelt im matten Kerzenschein. »Warum hast du das Schwert deines Vaters hier aufgehängt?« frage ich.

M. lächelt. »Ich dachte mir, daß dir das gefallen würde. Es dient bloß der Atmosphäre. Es soll dazu beitragen, das angemessene Klima der Angst zu schaffen.

Das gehört zum Spiel.«

»Und was ist mit der Hebevorrichtung? Und der gepolsterten Bank? Wozu sind die gedacht?«

»Das wirst du noch früh genug erfahren.« Er dreht sich auf die Seite und legt seine Hände auf meine Brust. »Ich glaube, du genießt das alles.«

»Was alles?«

»Die ganze Szene – die Gefahr, die Angst.«

Ich schüttele den Kopf. »Du bist zu weit gegangen.«

»Deine Pussy hat mir etwas anderes gesagt.«

Ich steige aus dem Bett und hole meine Sachen.

M. sagt: »Du genießt es immer, wenn ich ein bißchen grob mit dir umgehe, wenn ich dich an den Haaren ziehe und herumschubse. Du magst es, wenn der Sex mit einem Quentchen Angst einhergeht. Finde dich damit ab, Nora – du spielst gern mit dem Feuer.«

Ich streite das vehement ab.

»Doch, das tust du. Ich habe gespürt, wie das Adrenalin durch deinen Körper pulsierte. Ich habe es in deiner nassen Pussy gespürt.«

Ich ziehe mich an.

M. spricht weiter. »Du hast entdeckt, daß das Leben hart an der Grenze dir gefällt. Du glaubst, daß ich Franny getötet habe, und du hast Angst, daß ich auch dich töten könnte. Es erschreckt dich, es macht dir angst, und es erregt dich wie nie zuvor.«

»Du weißt doch gar nicht, wovon zu redest«, erwidere ich und öffne die Tür.

»Nora«, sagt M. Seine Stimme klingt barsch.

Ich drehe mich ungeduldig um. »Was ist?«

»Ich will dich nie wieder in diesen Klamotten sehen.«

Ich wende mich ab.

»Nora.«

»Was denn noch?« Ich bleibe im Türrahmen stehen.

»Auf dem Küchentisch liegt ein Geschenk für dich.«

Ich verlasse ihn, ohne ein weiteres Wort zu

sagen. Ich gehe in die Küche und finde auf dem Tisch ein paar beschriebene Seiten. Die Überschrift lautet: »Wasserratte«.

25
Wasserratte

von Frances Tibbs

Das Mädchen kann sich selbst nicht leiden. Sie fühlt sich nicht wohl – weder in ihrem Körper noch in ihrem Kopf. Sie hat eine Schwester, Nora, und als die Schwester herausfand, was sie getan hatte, droht sie ihr mit einer Strafe. Eine Woche lang nicht fernsehen, sagte Nora in scharfem Ton, als könnte das sie davon abhalten. Aber als sie das Mädchen ansah, schien ihre Wut zu verrauchen. Nora hieß sie Platz nehmen, um mit ihr ein vertrauliches Gespräch von Frau zu Frau zu führen. Der Blick ihrer zartblauen Augen war flehend. Sie hielt die Hand des Mädchens fest, als hätte sie Angst, sie zu verlieren, und mit zitternder Stimme warnte sie sie vor den Gefahren, verlangte ihr das Versprechen ab, es nie wieder zu tun. Dabei waren ihre Augen so

voller Liebe, daß das Mädchen, das gerade erst fünfzehn war und eine helle Haut und hellbraune Augenbrauen hatte, den Kopf senkte und nickte, obwohl sie genau wußte, daß das ein Versprechen war, das sie nicht halten konnte.

Was hatte das Mädchen getan? Es war an einem eisigen Wintertag seelenruhig ins Meer gegangen. Mr. Clancy, der Briefträger, hatte mit dem Mädchen und seiner Tochter einen Tagesausflug ans Meer gemacht. Das Mädchen wollte eigentlich nicht mitfahren, aber Nora – die an diesem Tag arbeiten mußte – sagte, sie halte sich zuviel im Haus auf, sei immer allein, spiele nie mit anderen Kindern. Also begleitete das Mädchen Mr. Clancy und seine Tochter Jeanine. Mr. Clancy war ein großer Mann, der größte, den das Mädchen je gesehen hatte; sie konnte sich nicht erklären, wie er in den kleinen Toyota paßte, mit dem er gekommen war, aber irgendwie ging es – er faltete sich

hinein, als wäre sein Körper über Scharniere zusammenklappbar. Jeanine, die mit dem Mädchen in die Schule ging, saß neben ihr auf dem Rücksitz und redete von einem Jungen, den das Mädchen nicht kannte und auch nicht kennen wollte.

Eingehüllt in Mäntel, gingen sie am Strand spazieren – zu kalt zum Schwimmen, sagte Mr. Clancy –, und dann watete das Mädchen plötzlich bis zum Hals ins Wasser. Es machte ihr nichts aus, daß das bitterkalte Wasser durch die Kleider bis auf ihre Haut drang, und sie hörte nicht auf die panischen Schreie von Mr. Clancy, der sie wild winkend aufforderte, wieder herauszukommen. Und dann schien auf einmal jeder von ihrem Marsch ins Meer zu wissen. Die Geschichte machte im ganzen Viertel die Runde. Mr. Clancy verbreitete die Neuigkeit, als handele es sich um ein Rundschreiben, das er mit der Post austragen müsse.

Sie will nur in Ruhe gelassen werden, aber

in der Schule nennen die anderen sie jetzt Wasserratte. Sie glauben, daß sie das Meer so sehr liebt, daß sie sogar an einem Wintertag darin spielen muß. Wasserratte – sie haßt diesen Namen. Die anderen haben keine Ahnung, wovon sie reden. Sie wissen nicht, daß es kaum etwas gibt, das ihr mehr angst macht als das Meer. Nicht einmal Nora, die es wissen sollte, weil sie mit dem Mädchen lebt, sie jeden Tag sieht und die einzige ist, der das Mädchen überhaupt noch am Herzen liegt – nicht einmal Nora weiß, warum sie ins Meer gegangen ist.

Jetzt sitzt das Mädchen in ihrem Zimmer auf dem Bett, und Nora sitzt daneben.

»Du hast so schönes Haar«, sagt Nora, während sie das Haar des Mädchens mit ihrer Lieblingsbürste bearbeitet, der mit dem Perlmuttgriff, die einmal ihrer Mutter gehört hat. »Du solltest es wachsen lassen.«

Das Mädchen findet nicht, daß ihr Haar hübsch ist – jedenfalls nicht so hübsch wie

das von Nora. Noras Haar ist glänzend schwarz und ganz glatt, sehr schick, findet das Mädchen, ganz anders als ihr eigenes, das matt und braun ist und ihr kaum bis an die Schultern reicht. Früher war es noch viel kürzer, stoppelig, kaum zwei Zentimeter lang, aber seit dem Tag, an dem ihre Eltern starben, hat sie es nicht mehr geschnitten.

»Ich lasse dich nur ungern allein«, sagt Nora. Es ist Samstag früh, und sie muß arbeiten – wie fast alle Samstage. Und Sonntage.

»Schon gut«, sagt das Mädchen. »Außerdem bin ich nicht allein. Ich werde in die Bibliothek gehen.«

Das Mädchen schließt die Augen und spürt die Bürste durch ihr Haar gleiten, langsam und sanft, immer wieder. Das erinnert sie an die Zeit, als ihr Haar noch lang und lockig war, damals, vor mehr als zwei Jahren, als Billy noch lebte und ihre Mutter es jeden Abend bürstete. Aber nachdem ihr Bruder tot

war, hörte das Bürsten auf, und das Mädchen sah keinen Sinn mehr darin, ihr Haar lang zu tragen, deswegen schnitt sie es ab, Zentimeter um Zentimeter, bis nichts mehr davon übrig war.

»Als du klein warst, habe ich das auch immer gemacht«, sagt Nora, während sie fortfährt, die Bürste durch ihr Haar zu ziehen. »Es war so seidig und weich – ich fand es wundervoll, dein Haar zu bürsten.« Dann fügt sie hinzu: »Das finde ich immer noch. Ich habe es bloß schon lange nicht mehr gemacht.« Sie schweigen beide.

Nora hört auf zu bürsten, schlingt ihre Arme um das Mädchen und lehnt sich an sie. Ihr Parfum erfüllt die Luft mit einem leichten, blumigen Duft. »Heute abend machen wir was ganz Besonderes«, sagt sie und umarmt ihre Schwester, wobei sie ihren Kopf an den des Mädchens drückt. »Wir gehen zum Essen und hinterher vielleicht ins Kino.«

»In Ordnung«, sagt das Mädchen, aber sie

weiß, daß etwas dazwischenkommen wird und sie überhaupt nichts Besonderes unternehmen werden. Das Mädchen ist deswegen nicht böse; bestimmt ist das alles nicht leicht für Nora – Nora, die so viele Stunden arbeitet und einen sehr anstrengenden Beruf hat, sich aber trotzdem bemüht, Zeit für sie zu finden. Nora wird es versuchen, das Mädchen weiß, daß sie es versuchen wird; troztdem wird das Mädchen heute abend allein zu Hause sitzen, allein mit den Erinnerungen.

Nora drückt das Mädchen an sich. »Ich weiß, daß ich nicht viel Zeit für dich habe«, sagt sie. »Ich wünschte, es wäre anders, aber ich muß nun mal arbeiten.«

»Das ist schon in Ordnung«, sagt das Mädchen und beschließt, nicht in die Bibliothek zu gehen.

Nora steht auf und geht zur Tür. Sie zögert einen Augenblick, die Hand am Türrahmen. Sie trägt ein schwarzes Kostüm und eine

rote Bluse, bereit, zur Arbeit aufzubrechen. »Ich bin wirklich stolz auf dich«, sagt sie. »Es war ein so schweres Jahr für dich, aber du hast dich tapfer geschlagen. In der Schule hat du nur Einsen, und zu Hause hilfst du mir beim Kochen und Saubermachen. Manchmal benimmst du dich so erwachsen, daß ich ganz vergesse, daß du noch ein Kind bist.« Lächelnd geht sie aus dem Zimmer.

Das Mädchen wartet, bis Nora die Wohnung verlassen hat. Dann, nachdem sie die Tür ins Schloß fallen gehört hat, steht sie auf. Sie zieht sich aus, schlüpft in einen Badeanzug und betrachtet sich im Spiegel. Sie hat nicht mehr das Gefühl, in diesen Körper zu gehören. Sie steht irgendwie neben sich, und jedesmal, wenn sie in den Spiegel sieht, starrt ihr ein seltsames Wesen entgegen, eine Fremde, die sie nicht erkennt. Früher war sie dünn, aber jetzt tauchen an ihrem Bauch und ihren

Oberschenkeln diese überflüssigen Fettschichten auf. Ihr roter Badeanzug mit dem diagonal verlaufenden Regenbogenstreifen schmiegt sich eng an ihren runden Körper. Ihre Beine sind stämmig, ihre Haut ist bleich. Dies ist kein Körper, in dem sie sich wohl fühlt, kein Körper, den sie kennt.

Sie zieht sich an – den roten Badeanzug behält sie an – und verläßt die Wohnung. Sofort schlägt ihr kalte Luft entgegen, und sie macht den Reißverschluß ihrer blauen Jeans zu. Es ist Herbst, auf den Gehsteigen und in den Rinnsteinen liegt braunes Laub.Während sie die Straße hinuntereilt, hört sie ein Nachbarkind rufen, daß sie stehenbleiben soll. Aber sie kann nicht stehenbleiben. Sie muß ans Meer. Sie geht an mehreren Häuserblocks vorbei, bis sie die Einfahrt zum Freeway erreicht. Dort stellt sie sich hin und hält den Daumen hoch. Es ist ein langer Weg bis zum Meer. Sie muß

immer früh am Morgen aufbrechen, um so rechtzeitig zurück zu sein, daß Nora ihre Abwesenheit nicht bemerkt.

An diesem Tag braucht sie vier Stunden, bis sie endlich am Meer ist, und sie muß siebenmal umsteigen – erst nimmt eine Frau mit einem Lieferwagen sie mit, dann eine Familie mit einem Kombi, dann ein verbeulter Wagen voller Teenager, und den Rest des Weges fährt sie mit vier Lastwagenfahrern, von denen drei zu ihr sagen, sie solle nicht per Anhalter fahren, weil einem jungen Mädchen wie ihr leicht etwas passieren könne. Ihr letzter Chauffeur, ein alter Mann, läßt sie in einer kleinen Küstenstadt – sie weiß den Namen nicht mehr – an einer schmalen Teerstraße aussteigen.

Schnell überquert sie die Straße und nimmt eine Abkürzung über ein holperiges Feld, weil sie weiß, daß ihr nicht viel Zeit bleibt, bis sie umkehren muß. Allmählich geht das

Gras in Sand über. Am Himmel gleiten Wasservögel landeinwärts, um dann in einem sanften Bogen westwärts zu fliegen, zurück zum Meer. Sie läuft an einer Reihe von heruntergekommenen Betonhäusern entlang und steuert aufs Meer zu. Ihr Ziel ist eine Bucht hinter einem Felsen, wo sie niemand sehen kann. Sie hat gelernt, vorsichtig zu sein: Ihre Rendezvous mit dem Meer sind etwas sehr Privates, Intimes. Sie teilt sie sich gut ein, hält sich fern, so lange sie kann, und niemals geht sie ins Wasser, wenn andere Leute in Sichtweite sind.

Je näher sie dem Meer kommt, desto schneller werden ihre Schritte. Auch ihr Herz schlägt plötzlich schneller. Die Geräusche des Meeres rufen sie, ziehen sie an, bestimmen ihre Bewegungen, wie der Mond den Rhythmus der Gezeiten bestimmt. Sie geht immer schneller. Bald steht sie auf dem Felsen und blickt aufs Meer hinunter. Eine salzige Brise läßt ihr kurzes braunes Haar

fliegen. Sie zuckt zusammen, als sie sieht, wie die Wellen zum Leben erwachen, sich langsam aufbauen und heranrollen, um schließlich mit schäumender Wucht gegen das Ufer zu donnern. Es ist ein ewiges Auf und Ab wie bei einer Achterbahnfahrt, und die Wellen wirken so hoch und bedrohlich, daß es dem Mädchen kalt über den Rücken läuft. Mit klopfendem Herzen folgt sie einem schmalen Pfad, der sich zwischen den Felsen zum Strand hinunterschlängelt.

Als sie den Sand erreicht, zieht sie ihre blaue Jacke aus und streift Schuhe und Socken ab. Es ist kühl, und der Himmel hat eine düstere metallgraue Farbe. Außer ihr ist kein Mensch am Strand. Der feuchte, grobkörnige Sand ist mit Häufchen glänzenden Seetangs übersät, und wie immer, wenn ein Sturm bevorsteht, liegt ein feuchter, brackiger Geruch in der Luft. Schnell zieht sie Jeans und Sweatshirt aus. Nur mehr mit ihrem roten Badeanzug

bekleidet, fühlt sie sich entblößt und verletzlich. Der Wind peitscht ihr das Haar ins Gesicht, und sie bekommt eine Gänsehaut.

Sie gräbt ihre Zehen in den Sand. In der Schule hat sie gelernt, daß man Veränderungen nicht immer sehen kann. Jahr für Jahr wäscht das Wasser über die Felsen, und irgendwann, auch wenn niemand sieht, wie es passiert, werden die Felsen zu Kieseln geschliffen, und dann zu Sand. Seufzend stemmt sie die Fersen in den Sand. Mit aufgerissenen Augen starrt sie weit, weit hinaus, dahin, wo der Ozean glatt, grau und ruhig ist. Die Unendlichkeit des Meeres macht ihr angst, aber gleichzeitig sehnt sie sich nach seiner Ruhe. Sie möchte dort draußen sein, weit draußen, wo sie sich ungestört treiben lassen kann. Aber das Mädchen sehnt sich auch nach der Kraft des Meeres, seiner Macht, Felsen zu Sand zu zerreiben – etwas Großes, Hartes

und Überwältigendes in nichts zu verwandeln.

Als sie schließlich ins Wasser geht, ringt sie nach Luft, weil es so kalt und rauh ist, daß es in die Haut schneidet. Trotzdem geht sie weiter hinein, zwingt sich, die Kälte zu ignorieren. Ein Brecher spritzt ihr salziges Wasser über den Kopf, Seetang schlingt sich um ihre Beine. Als der nächste Brecher kommt, taucht sie unter und läßt ihn über ihren Körper hinwegdonnern. Bibbernd kommt sie wieder hoch. Das tropfnasse Haar hängt ihr bis fast auf die Schultern herab. Ein weiterer Brecher begräbt sie unter sich, zieht sie weiter ins Meer hinaus. Als sie diesmal auftaucht, hat sie keinen Boden mehr unter den Füßen. Wassertretend wartet sie auf die nächste Welle. Sie hat mit diesem Spiel schon vor mehreren Monaten begonnen: herauszufinden, wie weit sie gehen wird; zu sehen, ob der Ozean ihr so viel angst machen kann, daß sie alles

vergißt, die guten und die schlechten Erinnerungen. Sie wünscht sich eine Welle, die so groß und erschreckend ist, daß sie sie in ein schwarzes Loch der Angst saugt und jede Erinnerung auslöscht. Aber jedesmal, wenn sie hier herausfährt, wird es schwieriger, dieses schwarze Loch zu erreichen, und jedesmal muß sie sich zwingen, einen Schritt weiter zu gehen.

Über ihr schreit eine Möwe. Eine kleine Welle zieht sie nach unten, schlägt über ihrem Kopf zusammen. Sie spürt das Wasser zwischen ihren Zehen und Fingern. Es bahnt sich einen Weg in jede Pore, jede Öffnung ihres Körpers. Das Wasser umgibt sie von allen Seiten, erdrückt sie wie die Erinnerung an Billy. Ein Stück Seetang streicht ihr übers Gesicht, und sie sieht wieder Billys Finger in der losen Erde kratzen. Erneut stürzen seine letzten Worte auf sie ein, die angsterfüllte, weinende Stimme, die sie anfleht, nicht loszulassen.

Sie hört sie noch immer in ihren Träumen. Im Traum hebt und senkt sich seine Stimme wie Ebbe und Flut, nur nicht so sanft, eher wie eine gewaltige Flutwelle. Und wie das Wasser die Felsen zermalmt, so zermalmt er sie, reißt sie in Fetzen, Stück für Stück. Sie läßt sich nach oben treiben, durchbricht unsanft die Wasseroberfläche und tritt dann im Kreis, wartet auf die nächste Welle. An der Küste steht eine Reihe schäbiger Häuser, zwischen denen hier und da eine häßliche Lücke klafft. Sie sehen aus wie eine Reihe krummer, verfärbter Zähne. Je weiter sie hinaustreibt, desto kleiner werden die Häuser.

Sie wirft einen Blick über die Schulter und sieht eine riesige Welle herandonnern. Plötzlich ist sie da, türmt sich über ihrem Kopf auf. Einen Moment lang scheint die Zeit stillzustehen, und die Welle hängt wie eine Drohung in der Luft. Sie spürt, wie sich ihr Magen vor Angst zusammenkrampft, ehe

die Welle über ihr einstürzt und sie mit schrecklicher, alles zerschmetternder Kraft unter Wasser drückt. Sie spürt, wie es sie immer tiefer hinunterzieht, bis sie plötzlich einen Rückwärtspurzelbaum schlägt und kopfüber ins offene Meer hinausgesaugt wird. Das ist genau das, was sie will. Sie will, daß die Angst alles in ihr ausmerzt: daß all ihre Gedanken, all die Bilder in ihrem Kopf vom Meeresgrund aufgesogen werden.

Von allen Seiten stürzt Wasser auf sie ein, zerrt und reißt an ihrem Körper, zieht sie nach unten. Ihr geht die Luft aus, und plötzlich gerät sie in Panik. Sie vergißt alles, sogar Billy, und will nur noch überleben. Ihr Bein kratzt über den Meeresboden, und sie gräbt verzweifelt die Finger in den Sand, findet aber keinen Halt. Erneut reißt das Wasser sie mit sich fort, und sie überschlägt sich immer wieder, während die Unterströmung sie mit sich zieht. Sie versucht nach oben zu schwimmen und mit

ausgestreckten Armen die Wasseroberfläche zu erreichen, aber die durcheinanderwirbelnden Wassermassen drücken sie immer wieder nach unten. Ihre Lunge beginnt zu schmerzen, und sie rudert wild mit Armen und Beinen, schlägt hilflos um sich. Verzweifelt versucht sie, irgend etwas zu fassen zu bekommen, egal was, aber da ist nichts. Es kommt ihr so vor, als versuche sie das schon ihr Leben lang. Ihre Augen brennen vom Salzwasser, und ihr Körper fühlt sich an, als bestünde er nur noch aus blauen Flecken. Gerade als sie das Gefühl hat, daß ihre Lunge gleich platzen wird, durchbricht ihr Kopf die Wasseroberfläche. Keuchend ringt sie nach Luft. Ihre Brust hebt und senkt sich wie wild. Dann bricht sie in Tränen aus. Sie empfindet nur noch Angst und Schmerz, aber vor allem Angst, immer größere Angst. Ihre Tränen fallen unbemerkt ins Wasser. Das Wasser umspült sie, klatscht ihr ins Gesicht, erstickt

ihr Schluchzen, erstickt ihren Schmerz. Immer noch weinend, beginnt sie langsam auf den Strand zuzuschwimmen. Irgendwie fühlt sie sich jetzt besser als vorher. Es ist ihr beinahe gelungen, alles zu vergessen. Aber nur beinahe.

26

Gegen sechs Uhr komme ich nach Hause. Ich gehe sofort unter die Dusche, weil ich hoffe, daß das warme Wasser alle Gedanken an M.s Erziehungszimmer und Frannys Ausflüge ans Meer wegwaschen wird. Leider funktioniert das nicht. Im Spiegel sehe ich die roten Flecken, die das heiße Wachs auf meinem Oberkörper hinterlassen hat, dazu die langen Striemen auf meinem Po und leichte Schürfwunden an den Handgelenken. Aber viel mehr als die Striemen und Brandmale schmerzt mich, wie sehr ich Franny vernachlässigt habe. Wie ist es bloß möglich, daß ich ihre Qual nie bemerkt habe?

Ich ziehe eine lange Hose und eine langärmelige Bluse an. Dann gehe ich in den Garten hinaus, um den Grill anzuheizen. Ich bin eigentlich nicht hungrig, aber ich habe Ian eingeladen, zum Abendessen herüberzukommen. Ich höre das Telefon läuten und stürze hinein.

»Hallo«, sage ich und warte auf eine Antwort.

»Hallo«, wiederhole ich, als nichts kommt. »Ist da jemand?« Wieder nur Schweigen. Ich höre jemanden atmen, aber ich bekomme immer noch keine Antwort. Nur das Atmen wird lauter, bewußter.

»Herrgott!« brumme ich ins Telefon. »Habt ihr kleinen Jungs denn nichts Besseres zu tun?« Mit diesen Worten lege ich verärgert auf. Ich weiß noch, daß meine Freundinnen und ich uns als Kinder stundenlang mit solchen Streichen amüsieren konnten und uns vor Lachen bogen, wenn unser Opfer am anderen Ende der Leitung sich ärgerte. Ich schalte meinen Anrufbeantworter ein. Falls sie noch einmal anrufen, werden sie aufgenommen. Ich gehe wieder nach draußen, um nach dem Grill zu sehen. Dann kehre ich in die Küche zurück und nehme die Pfanne mit den Hähnchenbrüsten und -schenkeln, die ich heute morgen mariniert habe, aus dem Kühlschrank.

Auf der Küchentheke breitet ein winziger Reiher seine Flügel aus. Ians neueste

Schnitzarbeit. Mir gefällt das Gefühl, das er darin eingefangen hat, die Spannung in den ausgebreiteten Flügeln, die angedeutete Bewegung. Die kleine Figur erinnert mich an die vielen Reiher, die ich in der Gegend um Sacramento schon gesehen habe.

Ich entferne gerade die Plastikfolie von der Pfanne mit dem Huhn, als Ian hereinkommt – vielleicht sollte ich besser sagen, hereinstürmt. Er hat einen so schwungvollen, federnden Gang, scheint sich bei jedem Schritt ein wenig mit den Fußballen abzustoßen, daß man den Eindruck hat, er starte einen Überraschungsangriff, um den Raum durch die bloße Vorwärtsbewegung seines Körpers einzunehmen. Vor ein paar Wochen habe ich ihm einen Schlüssel zu meinem Haus gegeben. Was aber nicht bedeutet, daß meine Gefühle für ihn über Nacht intensiver geworden sind. Ich bin wie eine Ertrinkende, die verzweifelt versucht, eine Rettungsleine zu fassen zu bekommen: Während M. mich immer enger an sich zieht,

strecke ich instinktiv die Arme nach Ian aus und hole ihn zu meiner eigenen Sicherheit näher heran. Er tritt hinter mich und schließt mich fest in seine kräftigen Wrestler-Arme.

»Du riechst gut«, sagt er und küßt mich auf den Hals. Wahrscheinlich meint er das Shampoo, mit dem ich mir die Haare gewaschen habe. Entspannt lehne ich mich gegen seinen Körper, sauge die Wärme seiner Umarmung in mich auf und greife nach der Liebe, die er mir so großzügig anbietet. Er hat einen Baumstamm von einem Körper, standfest genug, um sich daran anzulehnen. Er kommt direkt vom *Bee* und trägt einen blauen Anzug, der am Rücken und in den Kniekehlen verknittert ist. Er hat seine Krawatte gelockert, sie hängt schief über seiner Brust. Er will sich von mir lösen, aber ich halte seine Arme fest.

»Nicht so schnell!« sage ich. »Es ist ein gutes Gefühl, so von dir gehalten zu werden.«

Er tut mir den Gefallen und schlingt seine Arme fester um meine Taille. Manchmal habe

ich das Gefühl, daß mich Ian nur lange und fest genug zu halten braucht, um mich M. und alles, was mit ihm zu tun hat, vergessen zu machen. Ich wünschte, Franny hätte auch jemanden zum Festhalten gehabt.

»Gibt es heute Huhn?« fragt er nach einem Blick über meine Schulter und läßt mich los.

Diesmal erhebe ich keinen Einspruch. »Ja«, antworte ich. »Und du kommst genau richtig. Wenn du das Grillen übernimmst, mache ich den Salat.«

»Gern«, antwortet Ian. Er zieht das Jackett aus, hängt es über einen Eßzimmerstuhl und nimmt die Krawatte ab. Dann streicht er sein blondes Haar zurück, aber es fällt ihm sofort wieder in die Stirn. Er nimmt eine Dose Cola aus dem Kühlschrank, schnappt sich die Pfanne mit dem Huhn und verschwindet nach draußen. Während ich die Tomaten und den grünen Salat schneide, höre ich ihn im Garten vor sich hin pfeifen. Ich muß lächeln. Er ist ein so umgänglicher, gutmütiger Mensch und fast immer guter Laune. Abgesehen von seinen

gelegentlichen Eifersuchtsanfällen, gibt es an ihm keine dunkle oder geheimnisvolle Seite, keinen Drang nach verdeckten psychologischen Spielchen. Das Pfeifen bricht ab, und ich höre ihn über irgend etwas lachen. Dann beginnt er von neuem zu pfeifen – eine fröhliche Melodie, die ich nicht kenne.

Nach einer Weile kommt er zurück in die Küche, holt die braunen Teller aus dem Schrank und deckt den Tisch, während ich den Salat fertigmache. Er erzählt mir von dem Artikel, an dem er heute gearbeitet hat. Es geht um einen Abgeordneten, der eine Vorlage für ein Gesetz eingebracht hat, auf dessen Grundlage die Bevölkerung darüber entscheiden könnte, ob Kalifornien dreigeteilt werden soll. Ich höre ihm zu, aber seine Welt erscheint mir inzwischen Lichtjahre von meiner entfernt. Es fällt mir schwer, Interesse für die Staatspolitik aufzubringen, solange meine eigenen Probleme so akut sind – aber über diese Probleme kann ich unmöglich mit

ihm diskutieren. Statt dessen erzähle ich ihm von meinem Projekt zum Thema Gewalt in Sacramento, mit dem ich mich heute vormittag mal wieder herumgeschlagen habe.

»Ich bekomme es einfach nicht in den Griff«, erkläre ich. »Ein Mann hat mit dem Messer auf seine Frau eingestochen, dann mit einem Stein auf sie eingeschlagen und sie anschließend noch zweimal mit ihrem eigenen Wagen überfahren. Ein anderes, etwas älteres Ehepaar ist bei einem Überfall auf eine Bar erschossen worden. Der Täter hat die beiden praktisch hingerichtet – völlig grundlos. Sie hatten ihm alles gegeben, was in ihrer Kasse war. Und ein dreijähriges Mädchen kam ums Leben, weil zwei Ladendiebe auf der Flucht den Wagen, in dem es saß, umgerissen haben. Ich … ich komme einfach nicht weiter, Ian. Ich habe so etwas noch nie erlebt. Ich verfüge über alle nötigen Fakten, aber ich bringe sie nicht zusammen. Ich kann einfach keine Geschichte daraus machen.«

Ich erzähle Ian nicht von dem Gefühl der Verzweiflung und Sinnlosigkeit, das mich jedesmal befällt, wenn ich an der Story arbeite. Während ich die Fakten durchgehe – Akte der Gewalt gegen mir unbekannte Personen –, muß ich ständig an Franny denken. Ich wende jede Statistik auf ihren Fall an. Früher konnte ich solche Artikel lesen, ohne davon berührt zu werden. Jetzt nehme ich jeden Angriff persönlich, und das nimmt mir die Fähigkeit, darüber zu schreiben. Ich erzähle Ian nichts von dem Gefühl der Ohnmacht, das mich überkommt, wenn ich an meinem Computer sitze. Ich erzähle ihm nicht, daß ich die Welt nur noch durch eine blutverschmierte Brille sehe. Statt dessen gebe ich das Dressing über den Salat und verteile ihn auf zwei Schüsseln. Ich stelle die Schüsseln auf den Tisch.

Ian, der mir schweigend zugehört hat, will etwas sagen, überlegt es sich dann aber anders. Seine blauen Augen blicken mich besorgt an. Er geht hinaus, um nach dem

Huhn zu sehen, und als er wieder hereinkommt, sagt er mir, daß es noch ein paar Minuten braucht. Während ich eine Flasche Wein aufmache, legt er mir die Hände auf die Schultern.

»Liebling«, beginnt er sanft, und ich werde sofort argwöhnisch, »vielleicht solltest du aufhören, an dieser Story zu arbeiten. Du mußt endlich von diesen morbiden Gedanken wegkommen. Du siehst die Dinge nicht mehr objektiv. Die Verbrechensrate in Sacramento hat sich in den letzten paar Jahren kaum verändert, und sie ist nicht höher als in jeder anderen Stadt dieser Größenordnung – das kommt dir nur so vor, weil du mehr darauf achtest, seit deine Schwester ermordet wurde.«

Ich reiche Ian die Weinflasche und zwei Gläser. »Stell sie auf den Tisch«, sage ich und verlasse die Küche. Ich weiß, daß ich auf ihn hören und seinen Rat befolgen sollte, aber ich kann nicht. Ich wünschte, er wäre energischer und würde seinem Wunsch mehr

Nachdruck verleihen. Wenn er darauf bestehen würde, daß ich mit der Arbeit an dem Artikel aufhöre, wenn er es kategorisch von mir verlangen würde, würde ich vielleicht auf ihn hören. Herrisches Durchgreifen scheint inzwischen die einzige Form von Autorität zu sein, die ich noch anerkennen kann, aber Ian – mein süßer Ian – hat keinen einzigen herrischen Knochen in seinem Körper.

Während des Essens ist er sehr zurückhaltend. Wir bemühen uns um unverfängliche Themen, um einen Streit zu vermeiden. Ich erzähle ihm, daß ich am Samstag bei Maisie war, was ihn sehr freut – seit einiger Zeit liegt er mir ständig in den Ohren, mehr auszugehen und meine alten Freunde zu besuchen. Wir sind bereits bei der Nachspeise angelangt – aufgetauten Beeren mit Sahne –, als Ian zu mir herübersieht und sagt: »Ach ja, das habe ich ganz vergessen. Ich bin heute Philip Ellis in die Arme gelaufen.«

»Wem?« frage ich, weil mir der Name nichts sagt.

»Du weißt schon – der Typ aus dem *Ding How*, der Biologe, über den du geschrieben hast, der mit der Studie über Frösche. Weibliche Partnerwahl, irgendwas in der Art. Er kam gerade am *Bee* vorbei, als ich in die Mittagspause wollte. Wir haben ein paar Minuten geredet und sind dann zum Essen ins *Paragary's* gegangen. Ein interessanter Mann. Wir haben uns ziemlich gut unterhalten. Nächste Woche gehen wir zusammen golfen. Ich habe ihm erzählt, daß ich schon seit dem College nicht mehr gespielt habe.«

Sofort habe ich ein ungutes Gefühl in der Magengegend. Ich esse weiter meine Beeren, schmecke aber nichts mehr von ihrer Süße. M. hat *Paragary's* am Nachmittag erwähnt, aber nicht gesagt, daß er mit Ian essen war. Ich bin mir sicher, daß sich die beiden nicht zufällig über den Weg gelaufen sind. Ich höre Ian schweigend zu. Von düsteren Vorahnungen geplagt, frage ich

mich, was M. wohl vorhat.

An diesem Abend ziehe ich mich im Bad aus. Ich schlüpfe in ein Nachthemd mit langen Ärmeln, damit Ian die Brandmale und Striemen nicht sieht. Die anfängliche Spannung zwischen uns hat sich inzwischen gelegt, und wir fühlen uns in der Gegenwart des anderen wieder wohl. Ich beschließe, ihm Frannys Geschichten zu zeigen, »Wasserratte« und »Frannys letzter Kampf«. Daß ich die Texte von M. bekommen habe, verschweige ich ihm natürlich. Ian liest die beiden Geschichten schweigend und mit Tränen in den Augen. Hinterher nimmt er mich wortlos in den Arm, weil er weiß, daß Worte mir nicht helfen würden. In diesem Moment fühle ich mich Ian sehr nahe und begreife nicht, warum ich ihm die erste Geschichte nicht schon eher gezeigt habe.

Die ganze Nacht liege ich in seinen Armen und denke an Franny, M. und das Erziehungszimmer. Wenn Ian mich im Arm hält, fühle ich mich, als würde mir eine

Gnadenfrist gewährt, ein paar Stunden Aufschub, die mir helfen werden, mein nächstes Martyrium mit M. durchzustehen. Bei Ian fühle ich mich sicher, bewege mich auf vertrautem Boden. Ich weiß, was ich von ihm zu erwarten habe, und kann mich in der Berechenbarkeit seiner Normalität entspannen. M. saugt alles aus mir heraus, nimmt mir jede Energie, als wäre ich eine überbeanspruchte Batterie. Ich brauche Ian, um mich wieder aufzuladen. Er gibt mir die Kraft, eine weitere Dosis von M.s verführerischem Wahnsinn zu ertragen und meine Reise auf die dunkle Seite seiner Seele fortzusetzen.

27

Ich trage einen geblümten Baumwollrock, eine weiße, ärmellose Bluse und Sandalen – alles aus Respekt vor M. Mein Outfit ist nicht besonders sexy, bietet ihm aber auch keinen Anlaß, mich zu kritisieren.

»Warum tust du das?« frage ich ihn. Ich beziehe mich auf seine neue und, wie ich vermute, nicht ganz unschuldige Freundschaft mit Ian. Wir sitzen bei einem späten Mittagessen im *Baker's Square*, meinem Lieblingscafé in Davis. Die Nebentische sind nicht besetzt, und einige Bedienungen, die ihre Mittagsschicht beinahe hinter sich haben, beeilen sich, die nebenbei anfallenden Arbeiten zu erledigen – Salz und Pfeffer auffüllen, Tische abräumen und neu decken, die smaragdgrünen Nischen sauberwischen –, um bald nach Hause gehen zu können. Ich esse nur eine Suppe und trinke eine Tasse Kaffee, M. hat sich gebratenes Huhn und eine Gemüseplatte bestellt.

»Um meinen Spaß zu haben«, sagt er wie

erwartet. Er wechselt das Thema. »Ich gebe am Sonntag ein Konzert in der Crocker-Galerie. Ich hätte dich gern dabei.«

Ich gebe ihm keine Antwort, weil ich immer noch wütend bin, daß er mit Ian Kontakt aufgenommen hat. M. nimmt ein paar Bissen von seinem Essen, dann sagt er: »Schau nicht so bedrückt. Ich werde ihm nichts von uns erzählen – dein Geheimnis ist bei mir gut aufgehoben.«

»Bei dir ist gar nichts gut aufgehoben«, gebe ich zurück. Meine Gemüsesuppe schmeckt gut, fast wie hausgemacht. Ich weiß, daß ich M. durch nichts davon abhalten kann, sich mit Ian zu treffen, also beschließe ich, das Beste daraus zu machen. »Hast du vor, dich öfter mit ihm zu treffen?« frage ich. Als er nickt, sage ich: »Dann erwarte ich eine Gegenleistung.«

»Was?« fragt er.

»Du hast gesagt, du hättest drei Wochen vor Frannys Tod mit ihr Schluß gemacht – erzähl mir davon.«

M. kaut zu Ende, was er gerade im Mund hat. Dann legt er die Gabel weg und blickt mir in die Augen. Ich sehe die Vene an seiner Schläfe pulsieren.

»Warum?« fragt er. »Warum sollte ich dir irgend etwas erzählen?«

Seine Antwort bestürzt mich. »Um deinen Spaß zu haben«, sage ich. »Aus demselben Grund wie immer.«

M. greift wieder nach seiner Gabel und ißt weiter. Nach einer Weile sagt er: »Nicht heute. Das Thema langweilt mich. Reden wir lieber über dich.«

Langsam und nachdenklich kaut er auf seinem Essen herum. Er wischt sich den Mund mit einer Serviette ab. »Ich möchte, daß du mir eine alte Frage beantwortest. Die Frage, die ich dir gestellt habe, als wir zum ersten Mal miteinander gejoggt sind.« Lächelnd fügt er hinzu: »Schau mich nicht so verdutzt an – du weißt genau, wovon ich rede. Ich will wissen, warum du keinen Mann an dich heranläßt.«

Ich lehne mich zurück. »Glaub mir, das würde dich bloß langweilen«, antworte ich.

»Ich lasse es darauf ankommen«, entgegnet M. und ißt den letzten Bissen seines gebratenen Huhns. »Erzähl mir, warum du die Männer so auf Distanz hältst.«

Ich trinke einen Schluck Wasser. Jahrelang fand ich nichts Ungewöhnliches an meiner Art, mit den Männern umzugehen. Mein Studium und meine Arbeit nahmen mich sehr in Anspruch. Ich hatte keine Zeit, mich ernsthaft auf eine Beziehung einzulassen. Erst in letzter Zeit, in den letzten paar Jahren, habe ich angefangen, mein Verhalten zu hinterfragen. Als ich das Glas wegstelle, sage ich: »Da gibt es wirklich nicht viel zu erzählen. Der Grund ist sogar ziemlich banal und geht niemanden außer mir etwas an.« Ich nehme einen weiteren Schluck von meinem Wasser. Er wartet geduldig darauf, daß ich weiterspreche.

Achselzuckend sage ich: »Wenn du bei mir nach einem Kindheitstrauma suchst, wirst du

nichts finden. Mir ist nie etwas Schreckliches oder Beängstigendes passiert. Es ist eigentlich gar nicht der Rede wert, eine altbekannte, langweilige Geschichte. Während meines letzten Schuljahrs wurde ich schwanger, und der Kerl ließ mich sitzen. Diese Erfahrung hat mich Männern gegenüber mißtrauisch gemacht.« Während ich mit meinem Löffel spiele, sage ich: »Und damit wären wir auch schon beim Ende der Geschichte. So etwas passiert ständig, Tausenden von Frauen. Man regelt das irgendwie, und dann lebt man sein Leben weiter.«

M. lehnt sich zurück und sieht mich skeptisch an. »Das war nicht die ganze Geschichte. Erzähl weiter.«

Meine Suppe ist noch sehr heiß, ich muß sie erst ein wenig abkühlen lassen. Ich reiße ein Päckchen Salzcracker auf, knabbere an einem und brösele einen zweiten in die Suppe. »Das war vor achtzehn Jahren«, sage ich. »Damals waren die Zeiten noch anders.

Man nahm solche Sachen tragischer als heutzutage. Der Junge – der Vater des Babys – erklärte mir sinngemäß, das Ganze sei mein Problem, nicht seines, auf ihn könne ich nicht zählen. Damit hatte ich gerechnet: Der Typ war ein Blödmann. Womit ich nicht gerechnet hatte, war die Reaktion meiner Freundinnen. Wir feierten eine Party nach der anderen. Und alle sagten sie das gleiche wie der Junge: Das sei mein Problem.«

Ich lege den Löffel weg und sehe aus dem Fenster. Bauschige weiße Wolken ziehen am Himmel dahin. An der Fensterscheibe beschreibt eine einsame Fliege einen Halbkreis in ihrer Fluglinie. Ich wende mich wieder M. zu, der noch immer darauf wartet, daß ich weitererzähle.

»Nun, es war tatsächlich mein Problem. Ich weiß nicht, was ich eigentlich von den anderen erwartet habe. Vielleicht ein bißchen moralische Unterstützung.« Während ich meinen Erinnerungen nachhänge, spiele ich mit der Serviette auf meinem Schoß. »Weißt

du, was meine beste Freundin damals gesagt hat? Sie sagte wortwörtlich: Was soll ich bloß meiner Mutter sagen? Wenn sie erfährt, daß du schwanger bist, denkt sie bestimmt, daß ich auch so herumschlafe.« Ich seufze. »Ich weiß nicht. Ich glaube, ich hatte von meiner besten Freundin ein bißchen Mitgefühl erwartet. Rückblickend ist mir natürlich klar, daß ich sie alle überfordert habe. Sie waren schließlich erst siebzehn und mit sich selbst beschäftigt. Aber damals habe ich das nicht so gesehen. Ich wußte bloß, daß ich mich dem bisher größten Problem meines Lebens gegenübersah und niemanden hatte, der bereit war, mir zu helfen. Dabei hätte ich so dringend jemanden gebraucht. Ich fühlte mich allein, im Stich gelassen.« Ich lächle, versuche etwas zu bagatellisieren, das mir einmal sehr zu schaffen gemacht hat. »Ich weiß, es klingt melodramatisch«, sage ich, »aber damals habe ich das so empfunden. Meinen Eltern konnte ich es nicht erzählen. Ich wollte sie nicht enttäuschen. Ich bekam es mit

der Angst zu tun, und schließlich dämmerte mir, in welcher Situation ich mich wirklich befand: Ich mußte das ganz allein durchstehen. Ich mußte die Sache irgendwie regeln. Ich konnte mich nicht darauf verlassen, daß mir irgend jemand helfen würde. Wie dem auch sei, jedenfalls ließ ich eine Abtreibung vornehmen. Damit war das Problem vom Tisch. Als ich die Abtreibung hinter mir hatte, waren meine Freundinnen plötzlich wieder zur Stelle. Sie wollten da weitermachen, wo wir aufgehört hatten. Ich sollte wieder mit ihnen Partys feiern, als wäre nichts gewesen.« Ich beobachte die Fliege an der Fensterscheibe, die immer noch zu entkommen versucht, dann schnippe ich sie mit dem Finger weg. »Aber es war nicht mehr so wie vorher. Ich konnte nicht einfach zur Tagesordnung übergehen. Ich machte die High-School zu Ende, aber ich war eine andere geworden. Nach und nach eliminierte ich systematisch alle meine Freundinnen. Ich glaube nicht, daß ihnen bewußt war, was ich

tat. Wenn sie anriefen, sagte ich, ich hätte keine Zeit. Nach einer Weile blieben die Anrufe aus. Genau das hatte ich beabsichtigt. Zumindest glaubte ich das damals.«

Achselzuckend füge ich hinzu: »Jedenfalls begann sich damals ein bestimmtes Verhaltensmuster abzuzeichnen. Als ich am College neue Leute, neue Freunde kennenlernte, war ich auf der Hut. Nicht nur bei Männern, auch bei Frauen. Ich wollte niemanden mehr an mich heranlassen. Am Ende würde ich doch nur wieder enttäuscht und verletzt werden. Ich war im Lauf der Zeit mit einigen Männern befreundet, hielt sie aber alle auf Distanz. Ich war mit meiner Arbeit ausgelastet, mein Beruf machte mir Spaß, und ich wollte nicht, daß mir da ein Typ in die Quere kam. In letzter Zeit frage ich mich manchmal, ob mein Leben anders verlaufen wäre, wenn ich damals nicht schwanger geworden wäre. Vielleicht wäre ich dann engere Beziehungen eingegangen. Aber das Muster hatte sich schon zu sehr

eingeschliffen. Mit Ian ist es anders. Frannys Tod hatte mich verwundbar gemacht, und plötzlich war er da. Er hat mich davon überzeugt, daß ich ihm vertrauen, auf ihn zählen kann.«

Ich starre aus dem Fenster. Nach einer Weile wende ich mich wieder M. zu. »Das ist lange her«, sage ich. Mir geht durch den Kopf, daß ich, wenn die Dinge damals anders gelaufen wären, ein inzwischen achtzehnjähriges Kind hätte – älter, als ich zur Zeit der Abtreibung war. Ich kann mir das überhaupt nicht vorstellen: ein Kind, *mein* Kind, kurz vor dem Eintritt ins College. Und danach vielleicht ein Enkelkind. Nervös zupfe ich an der Serviette auf meinem Schoß herum. Dann falte ich sie auseinander, streiche sie glatt. Ich überlege, ob ich M. den Rest der Geschichte erzählen soll. Aber ich tue es nicht.

Sein durchdringender Blick sieht mehr, als er soll. Er sagt: »Du verschweigst mir etwas.«

»Ja«, antworte ich, »aber ich will jetzt nicht darüber sprechen.«

M. beugt sich vor und legt seine Hand auf meine – eine rührende Geste, die mich überrascht. »Schon gut«, sagt er. »Aber eines Tages will ich den Rest der Geschichte hören.«

Er lehnt sich wieder zurück und sagt: »Es gibt noch etwas, das ich von dir wissen möchte. Beschreib mir die genauen Umstände von Frannys Tod. Die Details …«

»Die kennst du doch wohl besser als ich, oder?« unterbreche ich ihn kühl. Ich entziehe ihm meine Hand.

Ich entdecke einen Anflug von Verärgerung in M.s dunklen Augen, sehe, wie sich sein markant geschnittenes Kinn anspannt. Doch gleich darauf entspannt er sich wieder. Er spricht weiter, als sei nichts gewesen.

»In den Zeitungen war nie etwas über die genaueren Umstände ihres Todes zu lesen, und die Polizei war, wie du dir sicher vorstellen kannst, mir gegenüber mit Informationen sehr zurückhaltend.«

Eine Bedienung bleibt an unserem Tisch

stehen und schenkt mir Kaffee nach. Als sie wieder gegangen ist, sagt M.: »Gib mir diese Informationen, und ich erzähle dir von meinem letzten Kontakt mit deiner Schwester. Es ist wichtig, Nora. Vielleicht kann ich dir helfen, Frannys Mörder zu finden.«

Ich schiebe meine Suppentasse weg. Ich weiß nicht, was für ein Spiel er jetzt spielt, was dieses unschuldige Getue soll. Er kennt die Umstände ihres Todes sehr genau.

Schweigend warten wir, bis die Bedienung unsere leeren Teller weggeräumt hat. Sie fragt, ob wir als Nachspeise ein Stück Kuchen möchten, und als keiner von uns antwortet, geht sie, peinlich berührt von unserem Schweigen.

M. sagt: »Du hast nichts zu verlieren. Wenn ich Franny getötet habe, sind die Informationen für mich wertlos – weil ich weiß, wie sie gestorben ist. Wenn ich sie aber nicht getötet habe, kann ich dir vielleicht helfen. Ich muß wissen, wie sie gestorben ist.«

Ich denke über seine Worte nach. »Und du

erzählst mir von deinem letzten Kontakt mit Franny, kurz vor ihrem Tod?«

»Ja.«

Ich weiß nicht recht, was ich tun soll. Gerade weil er auf diese Informationen so scharf ist, widerstrebt es mir, damit herauszurücken. »Also gut«, sage ich, beschließe aber, ihm nicht viel zu verraten. »Was in den Zeitungen stand, stimmt – sie wissen nicht, woran genau sie gestorben ist. Auf dem Totenschein steht: ›Todesursache unklar‹.«

»Und der Rest?« M. beugt sich vor, hängt gebannt an meinen Lippen.

Ich zucke die Achseln. »Den Rest weiß ich nicht. Als sie sie gefunden haben, war sie nackt und gefesselt. Mehr hat mir die Polizei auch nicht gesagt.« Ich verrate ihm nicht, daß ich weiß, daß sie mit Klebeband gefesselt war. Und daß ihre ganze Brust und ihr Bauch Schnittwunden aufwiesen. Keine tiefen Verletzungen, sondern oberflächliche Schnitte. Zeichen. Muster. Eine Art Kunstwerk, dessen Fertigstellung ziemlich viel

Zeit in Anspruch genommen haben mußte. Eines der Zeichen war ein durchgestrichener Kreis – das weltweite Zeichen für Nein, das mathematische Symbol für eine Leermenge, als wollte der Mörder ihre Existenz verneinen. Ich erzähle ihm auch nicht, daß sie geknebelt war, damit die Nachbarn ihre Schreie nicht hören konnten. »Die Autopsie hat nichts ergeben«, sage ich. »Sie wissen nicht, was sie getötet hat.«

Er lehnt sich in seinem Stuhl zurück, ohne ein Wort zu sagen. Ich schweige ebenfalls.

Bemüht, den Sarkasmus aus meiner Stimme herauszuhalten, frage ich ihn schließlich: »Was meinst du? Werden dir diese Informationen helfen, Frannys Mörder zu finden?«

M. schüttelt den Kopf. »Ich weiß es noch nicht«, antwortet er. »Aber ich habe da eine Idee.«

Ich sage: »Jetzt bist du an der Reihe. Erzähl mir von deinem letzten Kontakt mit meiner Schwester.«

Er gibt der Bedienung ein Zeichen, daß er noch Kaffee möchte. Nachdem sie ihm nachgeschenkt hat, beginnt er zu erzählen. Ich höre aufmerksam zu. Wenn ich nach Hause komme, muß ich das alles sofort aufschreiben.

DRITTER TEIL
FRANNY

28

Franny verabreichte einem neunundfünfzigjährigen Dialysepatienten Heparin, ein Antithrombosemittel, und ging dann hinüber zur Überwachungsstation, um sich seine Laborwerte anzusehen. Sie wollte ihn im Auge behalten. Der Patient, Mr. Cole, hatte extrem niedrigen Blutdruck, und letzte Woche war sein Shunt mit einem Blutpfropfen verstopft gewesen, als sie mit der Behandlung beginnen wollte. Sie hatte ihn ins Krankenhaus schicken müssen, wo ein Arzt den Blutpfropfen entfernte. Sie hatten ihn über Nacht dabehalten und die Dialyse dort durchgeführt.

Die Klinik war heute voll besetzt, deswegen arbeitete sie auf Station: Sie verteilte Medikamente, wertete Laborergebnisse aus, begleitete den Arzt bei der Visite und stellte sicher, daß seine Anordnungen befolgt wurden. Diese Woche war recht gut gelaufen. Abgesehen von Mr. Cole, hatte es keine Probleme gegeben. Alle Patienten kamen

dreimal die Woche zur zwei-bis vierstündigen Dialyse und waren die Prozedur längst gewöhnt. Im Moment lasen oder schliefen die meisten von ihnen. Einige starrten auf die Fernseher, die über ihren Ruhesesseln an der Decke angebracht waren. Der Raum wirkte heute heller, die pastellfarben gestrichenen Wände fröhlicher – wahrscheinlich lag es am Frühling. Der blaue Himmel hatte einen neuen Glanz angenommen, ein wundervolles Leuchten, als wäre er frisch poliert, und die Bäume trieben Blätter aus, die sich vorsichtig zu einem hellen, zarten Grünton entfalteten. Durch die Jalousien konnte Franny einen Eichelhäher von einem Baumwipfel zum nächsten fliegen sehen. Sie hatte den Frühling immer genossen, es war ihre liebste Jahreszeit, die Zeit der Erneuerung und des Neubeginns, aber dieses Jahr hatte sie keinen Sinn für seine Schönheit.

Sie machte einen Abstecher in die Cafeteria, holte sich eine Tasse Kaffee und zwei Schokoriegel aus dem Automaten und setzte

sich hin. Sie hatte Kopfschmerzen und fühlte sich überhaupt nicht wohl. Während sie die Verpackung von einem Schokoriegel riß, dachte sie an die letzte Nacht. Michael hatte sie wieder gefesselt. Sie verstand nicht, warum er das tat. Sie verstand auch nicht, wie ein so sanfter Mensch so brutal sein konnte. Er hatte sie in seinen Armen gehalten, ihr zärtlich das Haar aus dem Gesicht gestrichen und schweigend zugehört, als sie ihn anflehte, ihr nicht weh zu tun. Als sie verstummt war, hatte er ihr in ruhigem Ton erklärt, daß er sie fesseln werde, sooft ihm danach sei, und daß er von ihr erwarte, daß sie sich seinen Wünschen füge. Anschließend hatte er sie sanft geküßt, sie ausgezogen und liebevoll ihren Körper gestreichelt. Und während sie auf dem Bett lag und ins Kissen weinte, war ihr zum ersten Mal bewußt geworden, daß es immer so sein würde, daß sie ihn nicht ändern konnte und daß er – aus Gründen, die sie noch nicht verstand – immer das Bedürfnis haben würde, sie erniedrigt und gedemütigt

vor sich zu sehen. Sie wußte aber auch, daß sie bereit war, seine Brutalität hinzunehmen, solange sie darauf hoffen konnte, daß er sie eines Tages lieben würde. Vielleicht war seine Brutalität eine Art Test, den sie bestehen mußte. Und irgendwo in ihrem Hinterkopf waren flüchtige Bruchstücke weit zurückliegender Gedanken vorbeigetrieben, Strandgut vergangener Zeiten: leiden, um stark zu werden, einen neuen Schmerz benutzen, um einen alten zu lindern, die Sioux-Regel, daß zwangsläufig eines zum anderen führt.

Anschließend hatte sie vor dem Bett niederknien und Brust und Gesicht auf die Matratze pressen müssen, während er ihre Hände an den Bettpfosten festband und die Stricke so festzurrte, daß sie sich die Haut aufschürfte, als sie später versuchte, sich zu befreien. Er hatte sie mit einem Stock geschlagen, was schmerzhafter war als mit dem Gürtel, dem Schläger oder der Reitgerte. Hinterher hatte sie rote Striemen auf dem Po

gehabt, häßliche Male, die wie Einschnitte auf einem Stück Fleisch aussahen, lange, dünne, brennende Spuren seiner fehlgeleiteten Zuneigung. Michael hatte sich anschließend bei ihr entschuldigt. Er habe nicht vorgehabt, so schlimme Striemen zu hinterlassen, sein Temperament sei mit ihm durchgegangen. Er hatte versprochen, sie nicht mehr zu züchtigen – zumindest nicht körperlich –, bis die Wunden verheilt seien. Aber das andere, das Nichtkörperliche, war genauso schlimm – nein, noch schlimmer. Sie konnte sich nicht überwinden, in ihrem Tagebuch festzuhalten, was er ihr alles antat; es war ihr zu peinlich. Jeden Tag spielte sie mit dem Gedanken, sich von ihm zu trennen, aber sie wußte, daß sie es nicht schaffen würde. Schon gar nicht jetzt, wo Mrs. Deever tot war. Jetzt brauchte sie ihn mehr denn je. Franny aß den Rest ihres zweiten Schokoriegels und stand auf, um sich noch einen zu holen.

Vor zwei Wochen war Mrs. Deever in einem schrecklichen Zustand in die Klinik

gekommen. Sie war apathisch, ihr Blutdruck war niedrig, ihr Magen aufgebläht. Franny rief den Arzt, der Mrs. Deever ins Kaiser-Hospital einliefern ließ. Eine Woche später war sie im Krankenhaus gestorben. Franny hatte damit gerechnet, daß das irgendwann passieren würde, aber es hatte sie trotzdem aus der Bahn geworfen. Sie war Dialyseschwester geworden, um Menschen zu retten, Menschen wie Billy, und es tat ihr jedesmal weh, wenn ein Patient starb. Aber bei Mrs. Deever hatte sie das Gefühl, noch mal eine Mutter verloren zu haben. Die alten Gefühle, die sie zu verdrängen versucht hatte, die Einsamkeit, die Verlassenheit, die Unsicherheit, das alles kam wieder hoch und erinnerte sie daran, an welch seidenem Faden ihre Beziehungen zu den Menschen hingen, die sie liebte. Sie wurde von Kummer überwältigt, einem Kummer, der viel tiefer wurzelte als in ihrer Trauer um Mrs. Deever. Ihr erster Impuls war, all ihre Gefühle für sich zu behalten, aber sie wußte, daß sie einen kritischen Punkt erreicht

hatte. Sie war am Abrutschen, und wenn sie jetzt nicht um Hilfe bat, würde sie in einen Abgrund gleiten, aus dem niemand mehr sie retten konnte. Sie hatte Nora angerufen, aber Nora war nicht zu Hause gewesen und rief auch nicht zurück. Und Michael, nun, er verstand ihre Trauer um Mrs. Deever, aber im Grunde war sie ihm egal. Das zeigte sich an seinem Verhalten. Er hatte Mrs. Deever nicht gekannt, also konnte sie ihm seine Gleichgültigkeit kaum vorwerfen, aber sie hatte geglaubt, daß er mehr Verständnis für ihre Gefühle aufbringen würde. Die Tatsache, daß er genausowenig auf ihre Probleme reagierte wie Nora, ernüchterte sie. Sie hatte das Gefühl, völlig allein dazustehen und langsam in eine entlegene Dimension ihres Geistes abzugleiten. Genau davor hätte Michael sie eigentlich bewahren sollen.

Sie hatte gehofft, daß er sie inzwischen liebte, aber er schien sich eher jede Woche weiter von ihr zu entfernen. Sie tat alles, was er von ihr verlangte, aber irgendwie konnte

sie ihm nichts recht machen. Im Herzen wußte sie, daß ihre Beziehung destruktiv war, und zugleich wußte sie, daß sie ihn nie verlassen würde. Selbst wenn es zwischen ihnen nicht besser würde, würde sie sich mit dem zufriedengeben, was war. Sie wußte noch genau, wie ihr Leben gewesen war, bevor sie Michael kennenlernte, und zu diesem Zustand würde sie nie zurückkehren. Sie war damals sehr verletzlich gewesen, ihre wenigen Erfahrungen mit Männern schmerzhaft, und sie hatte einen undurchdringlichen Schutzwall um sich herum errichtet, der sie davor bewahren sollte, noch einmal verletzt zu werden. Sie hatte sich an die Einsamkeit gewöhnt. Aber Michael hatte diesen Schutzwall niedergerissen, und wenn er sie jetzt verließ, würde sie noch verletzlicher sein als zuvor. Sie wußte nun, was es hieß, jemanden zu lieben, zu jemandem zu gehören – und sie konnte ihre alte Lebensweise nicht wieder aufnehmen. Michael war alles, was ihr blieb. Sie würde

seine Züchtigungen auf sich nehmen, ebenso wie die unaussprechlichen Dinge, die er ihr antat, die Akte, die viel schlimmer waren als die schlimmsten Schläge. Solange er sie liebte oder zumindest versuchte, sie zu lieben, würde sie tun, was immer er verlangte.

Sie erinnerte sich an den Tag, an dem sie sich kennengelernt hatten. Sie erinnerte sich an ihren Wunsch, aus ihrem Leben herauszutreten und ein Teil des seinen zu werden. Damals hatte sie sich gewünscht, daß Michael ihr den Sinn des Lebens zeigte; sie hatte seine Schülerin sein wollen. Es war ihr so vorgekommen, als würden sie eine Reise antreten, eine Suche, und Michael, ihr Lehrer und Mentor, würde sie befreien, lieben und beschützen – zumindest hatte sie das geglaubt. Es hatte eine wundervolle Reise werden sollen. Damals hatte sie noch nicht geahnt, was daraus werden würde. Woher hätte sie auch wissen sollen, daß es so enden würde?

29

Als Franny bei Michael ankam, war sie auf der Hut. Sie war in Sacramento in einen Stau geraten und zehn Minuten zu spät dran. Sie konnte längst nicht mehr vorhersagen, was ihn in Rage brachte. Sie tat ihr Bestes, um ihm nicht zu mißfallen, aber in letzter Zeit konnte sie tun, was sie wollte, er hatte immer etwas an ihr auszusetzen. Sie parkte ihren schwarzen Cadillac neben dem Randstein und schloß ihn ab. Als sie um den Wagen herumging, dachte sie, daß er mal wieder eine Schicht Wachs brauchte und daß sie ihn polieren mußte.

Sie rechnete damit, daß Michael verärgert sein würde, wenn er ihr die Tür öffnete, aber statt dessen bat er sie einfach herein und führte sie ins Wohnzimmer. Er setzte sich neben sie auf die Couch, wahrte aber einen höflichen Abstand. Er war wie immer gut gekleidet: Zu seiner anthrazitfarbenen Hose trug er einen weißen, locker gestrickten Pulli, dessen Ärmel er bis zu den Ellenbogen

hochgeschoben hatte.

»Ich muß dir etwas sagen, Franny«, setzte er an. In seiner Stimme schwang ein besorgter Unterton, der sie sofort aufhorchen ließ. »Es funktioniert einfach nicht.«

Nervös krampfte sie die Hände im Schoß zusammen. »Was funktioniert nicht?« fragte sie, obwohl sie wußte, was er meinte.

Er sah sie mit einem traurigen Lächeln an. »Du weißt, wovon ich rede«, sagte er weich. Er nahm ihre Hand und hielt sie eine Weile fest. Aus seinem Blick sprach Mitleid. Franny konnte sich nicht erinnern, wann er das letzte Mal so zärtlich gewesen war – vor Monaten vielleicht, kurz nachdem sie sich kennengelernt hatten.

»Wir sind sehr verschieden«, fuhr er fort. »Es ist Zeit, daß du dir jemand anderen suchst. Du gehörst nicht zu mir.«

Franny spürte die Panik in sich aufsteigen. »Doch, ich gehöre zu dir«, widersprach sie.

Michael sah sie bloß an, ohne ein Wort zu sagen. Unverhülltes Mitleid stand ihm ins

Gesicht geschrieben – das dunkle, attraktive, kantige Gesicht, das sie inzwischen so liebte. Aber jetzt sah das Gesicht anders aus, schärfer gezeichnet, die Falten traten stärker hervor, die Furche auf seiner Stirn schien tiefer, und sein Kinn wirkte angespannt – es war, als hätte seine Entscheidung nicht nur seine Gefühle, sondern auch sein Gesicht verhärtet. Am liebsten hätte sie sich zu ihm hinübergebeugt und ihn geküßt, seine Augen, seine Wangen, seine zerfurchte Stirn, ihn so lange geküßt, bis er seine Züge entspannt und seine Worte zurückgenommen hätte. Doch das würde nicht funktionieren. Er würde sie wegschieben.

»Doch, ich gehöre zu dir«, wiederholte sie, aber Michael starrte sie nur an, bereits etwas ungeduldig, wie es schien, denn seine Lippen sahen aus, als hätte er etwas Ekliges verschluckt.

»Ich weiß, daß wir verschieden sind«, fügte sie hinzu. »Aber ich habe mich verändert. Und ich kann mich weiter verändern.« Sie wußte,

daß sie sich verzweifelt anhörte. Sie war verzweifelt.

Er strich ihr leicht mit dem Handrücken über die Wange. »Nein«, antwortete er ruhig. »Ich werde meine Meinung nicht ändern, egal, was du sagst. Unsere gemeinsame Zeit ist vorbei.«

»Sie braucht nicht vorbei zu sein.«

»Für mich ist sie vorbei, Franny.« Er sagte das mit einer so kalten Endgültigkeit, daß sie wußte, daß jeder Versuch, ihn umzustimmen, aussichtslos war.

Sie versuchte, die Verzweiflung aus ihrer Stimme herauszuhalten. »Warum?« fragte sie.

Michael zuckte mit den Achseln. »Warum passiert etwas? Manchmal kommt es einfach so.«

Franny spürte, wie ihr die Tränen in die Augen stiegen. Ihre Kehle war trocken und wie zugeschnürt. Sie dachte an all die Dinge, die sie für ihn getan hatte. Und jetzt eröffnete er ihr, daß das alles umsonst gewesen sei.

»Nenn mir den Grund«, sagte sie. »Ich will die Wahrheit hören. Hast du mich nie geliebt? Hast du nie irgend etwas für mich empfunden?«

»Franny, das hat doch keinen Sinn.«

»Sag es mir. Ich will die Wahrheit hören.«

Seufzend lehnte er sich zurück. »Glaub mir, du willst die Wahrheit nicht hören, Franny. Du willst hören, daß ich einen großen Fehler gemacht habe, daß ich dich liebe und schon immer geliebt habe. Du willst, daß ich dich um Verzeihung bitte.«

Sie strich sich mit der Handfläche übers Gesicht, um die Tränen wegzuwischen. »Nein«, entgegnete sie. »Sag mir einfach die Wahrheit. Sag mir, was ich für dich war.«

»Du solltest nicht …«

»Sag's mir!«

Michael schwieg eine Weile, dann antwortete er: »Ich mag dich, aber das ist alles. Wir haben nichts gemein. Die Wahrheit ist – ich weiß, daß du das nicht hören willst, und es ist auch nicht sehr nobel von mir –, aber die

Wahrheit ist, daß ich dich in mein Leben geholt habe, um meinen Spaß zu haben.«

»Das meinst du doch nicht ernst!« Franny biß auf ihrer Unterlippe herum. »Das meinst du doch nicht ernst!« wiederholte sie.

»Du solltest froh sein, aus der Sache rauszukommen, Franny. Du hast doch jede Minute davon gehaßt. Du hast alles gehaßt, was ich dich tun ließ. Du solltest mir dankbar sein, daß ich dem Ganzen ein Ende setze.«

»Dankbar?« sagte sie und brach in ein Lachen aus, das gleich darauf in ersticktes Schluchzen umschlug. »Ich soll dir dankbar sein? Wie kannst du so etwas sagen?«

»Ich kann es sagen, weil es die Wahrheit ist. Ich tue dir einen Gefallen. Du kannst jemanden wie mich in deinem Leben nicht gebrauchen. Ich mache dich unglücklich, und das weißt du. Du warst jedesmal erledigt, wenn du hier bei mir warst.«

Er lehnte sich vor und nahm wieder ihre Hand, streichelte sie sanft. Sie bemerkte es kaum. Sie hatte das Gefühl zu träumen. Ihr

Körper fühlte sich taub und empfindungslos an.

»Es würde bloß immer schlimmer werden, Franny. Glaub mir, ich würde dir das Leben noch mehr zur Hölle machen.«

Sie schüttelte den Kopf, versuchte, ihrer Traumwelt zu entrinnen. Seine Worte schienen von weit her zu kommen. »Das kannst du nicht machen«, sagte sie. »Ich brauche dich. Ich habe so vieles für dich getan. Du kannst nicht… du kannst doch nicht einfach …«

Michael wartete darauf, daß sie den Satz zu Ende sprechen würde, aber als er sah, daß sie dazu nicht in der Lage war, sagte er: »Du brauchst mich nicht, Franny. Wenn es etwas gibt, das du absolut nicht brauchst, dann bin ich es.«

Franny saß nun schon seit sieben Tagen in ihrer Wohnung. Sie hatte sich krank gemeldet, obwohl sie wußte, daß sie irgendwann wieder zur Arbeit gehen mußte.

Sie saß im Bademantel auf dem Sessel neben dem Telefon und wartete darauf, daß es klingeln würde. In sieben Tagen hatte sie nur vier Anrufe bekommen: zwei von der Arbeit, einen von ihrer Tageszeitung, wo man wissen wollte, ob sie mit der Zustellung zufrieden sei, und einen von einer Frau, die Zeitschriftenabos verkaufte. Ihre Isolation war vollkommen. Mrs. Deever war weg, Michael war weg, Nora war so gut wie weg. Franny hatte sie noch ein paarmal angerufen, aber sie hatte sich noch immer nicht gemeldet. Wenn sie doch nur mit Nora sprechen könnte. Vielleicht würde sie es dann schaffen, das alles durchzustehen. Aber Nora wollte nicht reden, jedenfalls nicht mit ihr. Sie hatte ihre Freunde, ihr eigenes Leben, und jedesmal, wenn sie zusammen waren – bei ihrem monatlichen Abendessen –, spürte Franny Noras Unruhe, ihren Wunsch, so schnell wie möglich wieder aufzubrechen. Franny konnte nicht mit Noras Hilfe rechnen. Sie war wieder allein, und ihr wurde klar, daß es immer so

sein würde. Sie spürte, wie sie nach innen wegdriftete, und sie ließ es geschehen: Sie ließ sich selbst los, genau wie sie – vor langer Zeit – Billy losgelassen hatte.

VIERTER TEIL
NORA

30

Hier endet Frannys Tagebuch. Sie hat keinen einzigen Eintrag mehr gemacht, obwohl sie noch zwei Wochen lebte. Sie ging wieder zur Arbeit, und ihre Kollegen erzählten der Polizei später, sie habe sich zwar distanziert verhalten, aber es sei trotzdem niemand von ihnen auf die Idee gekommen, daß etwas nicht stimmte; sie sei schon immer sehr schüchtern und introvertiert gewesen.

Ihre letzte Eintragungen sind flüchtig hingeworfen, ein bloßes Festhalten der Fakten, aber sie untermauern M.s Schilderung der Ereignisse. Er sagte, sie habe ihn auch dann noch angerufen, als er bereits mit ihr Schluß gemacht hatte – bis sie wieder anfing zu arbeiten. Er wußte, wie es um sie stand. Was er geliefert hat – und was ihren letzten Eintragungen fehlt – sind die Emotionen, die Einsichten, die Gefühle hinter den Fakten. In knappen Worten schrieb Franny: »Ich habe wieder bei Nora angerufen, aber sie war nicht zu Hause.« Wie hätte ich

aus dieser Zeile schließen sollen, daß sie die Arme nach mir ausstreckte, in der Hoffnung, von mir gerettet zu werden? Meine Schuldgefühle werden immer schlimmer. Ich bin mitverantwortlich für ihren Tod. Ich habe sie mehr im Stich gelassen, als ich es je geahnt habe.

Irgendwann rief ich sie schließlich doch zurück, und wir vereinbarten einen vagen Termin für ein Essen im Radisson. Ich hatte Franny längst anrufen wollen, aber zu der Zeit war in der Redaktion besonders viel los, ich steckte mitten in zwei Artikeln, mußte zu Recherchen nach Berkeley und Los Angeles und war mit mehreren Männern gleichzeitig befreundet. In allerletzter Minute mußte ich auch unser Essen absagen – ich hatte an dem Tag einen Wissenschaftler zu interviewen –, und Franny wurde ermordet, bevor wir uns neu verabreden konnten. Sie hatte nie die Chance, mir von Mrs. Deever oder M. zu erzählen, geschweige denn von den Dingen, die er sie zu tun zwang. Ich

nehme an, ich habe ihr nie eine Gelegenheit gegeben. Ich habe sie geliebt – sie war für mich nicht bloß eine flüchtige Bekannte, wie M. einmal behauptet hat –, aber mit einem hatte er recht: Ich habe sie so behandelt. Jetzt frage ich mich, was ihr durch den Kopf ging, als ihr Mörder sie mit Klebeband fesselte und seine langsame Folter begann. Hat sie in diesem Moment an mich gedacht? Ist sie in dem Glauben gestorben, daß niemandem wirklich etwas an ihr lag? Wenn ich eine zweite Chance bekäme, Franny, dann würde ich sicherstellen, daß du wüßtest, wieviel mir an dir lag.

Parallelen. Überall sehe ich Parallelen. Wie konnte ich nur so blind sein? Als sie niemanden mehr hatte, glitt Franny nach innen; und ich, die ich nie jemandem vertraut habe, bin schon dort, seit ich erwachsen bin. Wir sind uns ähnlich, sehr ähnlich sogar. Und ich hätte sie retten können. Es stand in meiner Macht. Jetzt aber bleibt mir nur noch, sie zu rächen. Ich werde dafür sorgen, daß M.

für das bezahlt, was er getan hat. Ich werde meine Reise mit ihm beenden. Ich werde dem Weg folgen, den auch Franny genommen hat, und die Sache zu Ende bringen.

Joe Harris und ich sitzen wieder im *Paragon.* Das ist inzwischen eine Art Ritual geworden. Jeden Dienstagabend, wenn er Dienstschluß hat, treffen wir uns hier auf ein Bier, bevor er nach Hause fährt. Für mich ist dieses Ritual wichtiger als für ihn. Ich wende mich an Joe, weil ich ein Gegengewicht brauche. Mein Leben ist inzwischen sehr begrenzt, eine kleine Sphäre, die wie ein sterbender Stern in sich selbst zusammenfällt. Ich treffe mich nur mehr mit drei Menschen: Joe, Ian und M., meiner persönlichen Triade widerstreitender Moralvorstellungen. Joe und Ian repräsentieren alles, was ich an einem Mann bewundere; M. steht für alles, was ich verachte. Ich habe das Gefühl, mitten in einem Machtkampf zu stehen, dem uralten Kampf von Gut und Böse, in dem die Wettkämpfer

um meine Seele streiten. Wie ein Himmelskörper neige ich mich der Masse zu, die die größte Anziehung auf mich ausübt. Ich treibe auf M. zu – nicht, weil ich will, sondern weil seine Anziehungskrat am stärksten ist. Als ich jünger war – als Teenager, aber auch noch Anfang Zwanzig –, fühlte ich mich immer zu den bösen Jungs hingezogen. Ich hatte einen Hang zum Exzessiven, Extravaganten. Eigentlich war ich der Meinung, meiner Vorliebe für die bösen Jungs und ihre gefährlichen Spiele entwachsen zu sein, aber wie es aussieht, ist dem nicht so.

Joe macht den obersten Knopf an seinem Hemd auf und lehnt sich zurück. Der Stuhl ächzt unter seinem Gewicht. Er sieht müde aus, und der Kranz aus Fältchen rund um seine Augen wirkt heute tiefer. Er nimmt einen großen Schluck aus seinem Glas und läßt seinen Blick durch die Bar schweifen.

»Er bekommt allmählich Angst«, sage ich. »Kürzlich hat er mich nach den genauen Umständen von Frannys Tod gefragt. Er

wollte wissen, wieviel die Polizei weiß.«

Joe antwortet nicht.

»Ich habe ihm nur das gesagt, was sowieso in den Zeitungen stand.« Joes rundes Gesicht bleibt ausdruckslos.

»Und?« frage ich und warte auf einen Kommentar. »Was schließen Sie daraus?«

Achselzuckend greift er nach seinem Glas. Schließlich sagt er: »Sie konzentrieren sich so sehr auf ihn, daß Sie andere Möglichkeiten übersehen.«

»Was soll das heißen?« frage ich, plötzlich hellhörig.

»Er ist immer noch verdächtig, aber wir ermitteln inzwischen auch gegen jemand anderen.«

»Gegen wen? Sagen Sie es mir!«

Joe schüttelt den Kopf. »Nein. Dafür ist es noch zu früh. Außerdem habe ich Ihnen von Anfang an gesagt, daß Sie sich aus den Ermittlungen heraushalten sollen.«

»Ich habe ein Recht, es zu wissen.«

Wieder schüttelt er den Kopf. »Sie behindern

bloß unsere Arbeit, Nora. Und bringen sich in Schwierigkeiten.«

Abrupt greift Joe nach meiner Hand und hält sie fest. Ich frage mich, was das soll, aber dann schiebt er den Ärmel meiner Bluse hoch. Außen am Handgelenk ist noch deutlich zu sehen, wo M.s Handschelle meine Haut aufgeschürft hat. Joe schließt seufzend die Augen und läßt meine Hand los.

Ich schiebe den Blusenärmel wieder hinunter und will einen Schluck Bier trinken. Mitten in der Bewegung halte ich inne, stelle das Glas zurück auf den Tisch und starre auf den Boden, die Hand noch immer um das Glas gelegt. Ich schäme mich zu sehr, um ein Wort herauszubekommen.

»Hatten Sie nicht gesagt, Sie könnten auf sich aufpassen?« fragt er.

Ich bringe es nicht fertig, den Blick zu heben und ihn anzusehen. Es ist mir peinlich, daß er weiß, daß ich mich von M. fesseln lasse. In den letzten paar Wochen habe ich mich M. vollständig unterworfen. Er legt mich in Ketten,

bindet mich an sein Bett, an den Küchentisch – was ihm gerade einfällt. Er fesselt meine Arme und Beine. Ich spüre seine knallende Peitsche auf dem Hintern. Er brandmarkt mich, wie er Franny gebrandmarkt hat, aber bei mir entschuldigt er sich nicht. Hinterher küßt er mich sanft, bindet mich los, hält mich in seinen Armen und sagt mir, daß er mich liebt. Dann erklärt er mir, daß er es wieder tun wird.

Und ich gehe immer wieder zu ihm. Ich brauche die Informationen – und die Art von Sex –, die nur er mir geben kann.

Joe begleitet mich zu meinem Auto. Es ist ein typischer Juliabend: heiß und trocken, Trägheit liegt in der Luft. Als ich den Schlüssel ins Schloß schiebe, legt er mir die Hand auf die Schulter. Ich drehe mich zu ihm um. »Sie müssen jemanden aufsuchen«, sagt er.

Ich sehe ihn verständnislos an.

»Einen Therapeuten«, fügt er hinzu. »Jemanden, der Ihnen helfen kann.«

Ich setze zu einer Entgegnung an, will sagen,

daß ich keine Hilfe brauche, aber selbst für mich ist es derart offensichtlich, daß ich in Schwierigkeiten stecke, daß mir die Worte nicht über die Lippen wollen. Wieder legt mir Joe die Hände auf die Schultern, und ich neige den Kopf zur Seite, um seine Finger an der Wange zu spüren. Ich schließe die Augen. Als ich sie wieder aufschlage, sieht Joe mich traurig an. Ich trete einen Schritt nach vorn und klammere mich an ihn, vergrabe meinen Kopf an seiner breiten Brust. Er hält mich fest, unbeholfen zuerst, aber dann tätschelt er mir den Rücken und tröstet mich, als wäre ich ein kleines Mädchen. Ich löse mich von ihm und öffne die Wagentür. »Es geht mir gut«, sage ich. »Wirklich, es geht mir gut.« Mit diesen Worten steige ich ein und fahre los.

Auf dem Nachhauseweg halte ich bei Taco Bell und nehme mir als Abendessen einen Burrito Supreme mit. Inzwischen koche ich kaum mehr, werfe nicht einmal mehr etwas aus der Gefriertruhe in die Mikrowelle.

Entweder ich esse gar nichts, oder ich mache in einem Fast-food-Restaurant halt. Wie Franny werde ich zum Fast-food-Junkie. Die einzigen anständigen Mahlzeiten, die ich noch zu mir nehme, sind die, die M. für mich kocht.

Zu Hause angekommen, hole ich die Post aus dem Briefkasten, stelle die Mülltonne an den Straßenrand, weil morgen die Müllabfuhr kommt, und gehe ins Haus. Ich schalte den Fernseher ein und esse meinen Burrito auf der Wohnzimmercouch, während ich mir die Sechsuhrnachrichten ansehe. Der Burrito ist lauwarm, die Nachrichten sind uninteressant, eine langweilige Aufzählung der Ereignisse des Nachmittags. Als ich aufgegessen habe, höre ich meinen Anrufbeantworter ab. Es ist nur eine einzige Nachricht auf dem Band, von Ian. Er sagt mir, daß er zum Abendessen ausgeht und später bei mir vorbeischauen wird. Ich frage mich, was ich bis dahin anfangen soll. Ich hatte noch nie so viel Freizeit wie jetzt. Früher war ich immer so sehr damit beschäftigt zu arbeiten, mit

meinen Freundinnen auszugehen und mich mit verschiedenen Männern zu treffen, daß ich kaum einmal einen Abend allein verbrachte. Von nebenan dringen die Stimmen aus dem Fernseher zu mir herüber und geben mir das Gefühl, weniger allein zu sein. So muß es für Franny gewesen sein, denke ich, und zwar Abend für Abend. Kein Wunder, daß sie sich Mrs. Deever und M. zuwandte. Ich sehe die Post auf dem Tisch liegen und gehe sie durch. Mehrere Zeitschriften, eine Menge Werbung, die ich sofort in den Mülleimer werfe, die Telefonrechnung und die Abrechnung für meine MasterCard, ein Brief von einer Freundin aus Los Angeles und ein weiterer Brief ohne Absender, abgestempelt hier in Davis.

Ich öffne den letzten Umschlag und ziehe ein Foto heraus. Sonst ist nichts in dem Kuvert. Ich halte das Foto hoch und sehe, daß es von mir ist, vor ein paar Tagen aufgenommen. Ich stehe vor dem Nugget Market und schließe die Tür meines Honda auf, eine Einkaufstüte

im Arm, die Handtasche umgehängt. Ich sehe noch einmal in das Kuvert, aber es ist leer. Warum sollte jemand so ein Foto von mir machen? Und es mir anonym schicken?

Das Telefon klingelt, und ich springe erschrocken auf. Das Bild fällt auf den Boden. Ich nehme den Hörer ab.

»Hallo«, sage ich. Niemand antwortet. Ich höre schweres Atmen. In scharfem Ton sage ich: »Habt ihr Bengels denn nichts Besseres zu tun?« Aber niemand antwortet. Ich lausche. Die Atemzüge klingen tief und regelmäßig. Den Hörer ans Ohr geklemmt, bücke ich mich und hebe das Foto auf, um es mir noch einmal anzusehen. Was hat das zu bedeuten? Das Atmen ist immer noch zu hören. Auf dem Bild habe ich einen seltsamen Gesichtsausdruck. Woran denke ich in dem Moment? Ich habe keine Ahnung. Wahrscheinlich an M.

M. Das Atemgeräusch ist lauter geworden, klingt aber immer noch regelmäßig, fast rhythmisch. Könnte das M. sein? Eine weitere

Einschüchterungstaktik, genau wie das Foto? Das Foto, der Anruf. Irgend etwas nagt in meinem Hinterkopf, aber ich komme nicht dahinter, was es ist. Ich betrachte das Foto, ein Bild von mir, und die Person am anderen Ende der Leitung atmet dazu in mein Ohr. Plötzlich packt mich die kalte Angst. Ich knalle den Hörer auf die Gabel.

Zwei Stunden später höre ich Ian an der Haustür. Sein Schlüssel klirrt, als er ihn ins Schloß schiebt. Er tritt ins Haus und ruft meinen Namen. Ich habe ein ungutes Gefühl und gebe ihm keine Antwort. Ich muß an Cheryl Mansfield denken.

Er kommt ins Wohnzimmer und stellt seine Sachen ab, eine Sporttasche und einen Schläger. Jeden Dienstag spielt er im Fitneßclub Squash, er trägt noch schwarze Shorts und ein weißes T-Shirt. Er wirkt müde, und das blonde Haar hängt ihm in die Augen. Er sieht aus wie ein kleiner Junge, der den ganzen Tag gespielt hat und erschöpft nach

Hause kommt. Lächelnd denke ich, wie abwegig es war, auch nur in Betracht zu ziehen, daß er etwas Böses getan haben könnte. Er kommt zu mir herüber und küßt mich auf die Wange. Seine Lippen sind weich und warm.

»Hat er dich wieder geschlagen?« frage ich.

Ian läßt sich stöhnend auf die Couch fallen. »Ich weiß nicht, wie er es macht«, sagt er. »Der Kerl ist gut.«

Er spricht von M., den er als Philip Ellis kennt. Zu meinem Leidwesen kommen er und Ian sich immer näher. Sie spielen zusammen Squash. Immer dann, wenn ich mit Joe im *Paragon* bin. Ich glaube, M. tut das absichtlich, er will mich dafür bestrafen, daß ich mit Joe rede. Als ich ihm sagte, daß ich mich auch weiterhin mit Joe treffen würde, ob es ihm paßte oder nicht, rief er noch am selben Abend und in meiner Gegenwart Ian an und lud ihn ein, am Dienstag mit ihm Squash zu spielen. Seitdem treffen sie sich jede Woche.

»Heute hat er mich zum Abendessen zu sich nach Hause eingeladen. Deswegen bin ich so spät dran. Du hast doch meine Nachricht abgehört, oder?«

Plötzlich habe ich einen Kloß im Hals. Ich greife nach der Fernbedienung und schalte den Fernseher aus. »Du warst zum Abendessen bei ihm?« frage ich.

Ian lehnt sich mit geschlossenen Augen zurück. Müde sagt er: »Er wohnt bloß ein paar Blocks von dir entfernt. Die Montgomery hinunter und dann nach rechts, wo die älteren Häuser sind. Ein schönes Haus.«

»Ich finde, du solltest dich von ihm fernhalten. Der Typ ist irgendwie unheimlich.« Ich höre den bissigen Unterton in meiner Stimme.

Ian macht die Augen auf und sieht mich befremdet an. »Nein, ist er nicht. Außerdem weigerst du dich doch beharrlich, dich mal mit uns zu treffen. Woher willst du da wissen, wie er ist? Unheimlich oder sonstwie?«

Ich zucke die Achseln. »Mir kommt er eben seltsam vor. Vergiß nicht, ich habe damals,

als ich das Interview machte, viel Zeit mit ihm verbracht. Ein dubioser Typ. Dem Mann ist nicht zu trauen.«

Ian setzt sich gerade auf. »Das stimmt nicht, Nora. Ich weiß nicht, warum du ihn nicht magst, aber er ist mein Freund. Es ist schön, einen Mann zu haben, mit dem man reden kann.«

»Du hast doch viele Freunde.«

»Ja, und mit den meisten rede ich über die Arbeit, über Sport oder darüber, was in der Welt vor sich geht. Über alles mögliche, bloß nicht über unsere wahren Gefühle. Philip hat keine Angst, über heikle Themen zu reden. Es gefällt mir, einen Mann zu haben, mit dem ich reden kann. Wir haben vieles gemein.«

Das läßt mich hellhörig werden. Abgesehen von mir haben Ian und M. überhaupt nichts gemeinsam. »Worüber redet ihr denn?« frage ich.

Ian zögert. Er kratzt sich am Bein, um Zeit zu schinden. Schließlich sieht er mich an und sagt: »Alles. Natürlich auch über Sport und

die Arbeit. Aber auch über andere Dinge. Wir reden über unsere Probleme. Wir reden über Frauen. Wir reden über dich.«

»Mich?« frage ich. In meinem Kopf geht eine Alarmglocke los. »Ihr redet über mich?«

»Nora«, setzt Ian an, hält dann aber inne und schüttelt den Kopf. Nachdenklich starrt er auf die Bücherregale an der gegenüberliegenden Wand. Als er von neuem zu sprechen beginnt, klingt seine Stimme bekümmert. »Manchmal habe ich das Gefühl, verrückt zu werden, Nora. Du redest nicht mehr mit mir. Wir haben Probleme, aber wir sprechen nicht darüber. Ich muß mit jemandem darüber sprechen. Deswegen rede ich mit Philip.«

Ich sitze auf der vordersten Kante der Couch und schnappe nach Luft. Ich kann es einfach nicht glauben. Ich bin wütend. »Du erzählst ihm von mir? Du erzählst ihm von unseren Problemen?« Meine Worte klingen wie Vorwürfe, nicht wie Fragen. »Wie konntest du das tun? Du hast mich nicht einmal um Erlaubnis gefragt.«

Leise und sarkastisch sagt er: »Ich wußte nicht, daß ich deine Erlaubnis brauche.«

Meine Stimme wird lauter. »Du hast mein Vertrauen mißbraucht. Was zwischen uns passiert, geht nur uns etwas an.«

»Zwischen uns passiert doch sowieso nicht mehr viel. Das ist ein Teil unseres Problems.«

Ian spielt auf die Tatsache an, daß wir kaum mehr miteinander schlafen. Von der Leidenschaft, die ich einmal für ihn empfunden habe – und diese Leidenschaft war groß –, ist nichts übriggeblieben. Nach meinen Sitzungen mit M. habe ich Ian außer Schuldgefühlen nichts mehr zu geben. Dazu kommt das Problem, daß ich die Sache vor ihm geheimhalten muß. Es dauert jedesmal eine Weile, bis die Striemen auf meinem Po heilen. Solange sie rot und deutlich zu sehen sind, ziehe ich mich im Dunkeln aus. Dann lasse ich nicht zu, daß Ian mich nackt sieht oder mich anfaßt. Das verwirrt ihn, und meine Weigerung, darüber zu reden, verwirrt ihn noch mehr. Er muß denken, daß ich langsam

frigide werde, und wahrscheinlich hätte er damit sogar recht. Sexuell empfinde ich für ihn fast überhaupt nichts mehr.

Ian sagt: »Du hast fast nie mehr Lust, mit mir zu schlafen. Du reagierst überhaupt nicht mehr auf mich.«

»Und das hast du ihm erzählt?« Ich spüre, wie mir die Zornesröte ins Gesicht steigt. »Mein Gott! Das hast du ihm wirklich erzählt?«

Er seufzt. »Mit wem soll ich denn sonst darüber reden, Nora?«

»Mit niemandem!« antworte ich laut, fast schreiend. Ich stehe auf und gehe in die Küche hinüber. Ian folgt mir.

»Na wunderbar«, sagt er, jetzt seinerseits wütend. »Nur zu, lauf einfach davon. Das ist ja in letzter Zeit deine Antwort auf alle unsere Probleme.«

»Laß mich in Ruhe. Verschwinde und laß mich in Ruhe.«

Er steht vor mir, und ich merke an der starren Linie seines Kinns, wie sehr er sich ärgert.

»Nein.«

»Nein? *Nein?!* Falls du es vergessen hast, dies ist *mein* Haus. Und ich will dich nicht mehr hier haben.«

»Tu das nicht, Nora. Tu es nicht.« Seine Worte sind eine Warnung, es nicht zu weit zu treiben. Sein Gesicht ist vor Wut ganz rot.

Ich zögere. Wir starren uns an. Ian holt tief Luft. Nachdem er sich ein wenig beruhigt hat, kommt er zu mir und legt mir die Hände auf die Schultern. »Tu das nicht«, sagt er leise. »Du meinst das doch gar nicht so. Du bist bloß wütend.«

Er hat recht: Ich bin wütend. Und ich will nicht, daß er geht. Ich will nicht, daß es so endet. Ian ist nicht perfekt. Manchmal ist er sinnlos eifersüchtig, und es paßt mir nicht, daß er sich M. anvertraut, aber im Grunde meines Herzens weiß ich, daß er ein guter Mensch ist. Ich lehne den Kopf gegen seine Brust und spüre, wie die Wut aus meinem Körper strömt. Ich merke, daß ich ihn beinahe verloren hätte. Beinahe hätte ich etwas sehr

Zerbrechliches zerschlagen, etwas, das ich dringend brauche. Ich bin Ian dankbar für seine Reife, dankbar, daß er mir noch eine Chance gibt.

»Es tut mir leid«, sage ich. Er legt die Arme um mich, und wir halten einander schweigend fest.

Nach einer Weile sagt er: »Ich liebe dich, Nora. Wenn ich mit Philip rede, dann nur, weil ich jemanden brauche, dem ich mich anvertrauen kann. Ich kann nicht mehr lange so weitermachen. Es muß wieder besser werden zwischen uns. Wenn du mit mir reden würdest, wenn du mir sagen würdest, was los ist, dann bräuchte ich mein Herz nicht bei Philip auszuschütten. Irgendwann wirst du mit mir reden müssen. So kann es nicht weitergehen.«

Ich nicke. Auch mir ist klar, daß es so nicht weitergehen kann. Wir werden unser Problem bald lösen müssen, so oder so.

Später liegen Ian und ich nebeneinander im

Bett. Wir sind nur mit einem weißen Laken zugedeckt, und zwischen uns steht ein qualvolles Schweigen. »Ich hole mir ein Glas Wasser«, erklärt er schließlich. »Bist du auch durstig?«

Ich sage nein, und er steigt aus dem Bett. Er zieht seine Unterwäsche an und verläßt den Raum. Ich höre, wie er in der Küche das Licht anschaltet, den Küchenschrank aufmacht und das Wasser laufen läßt. Ich rolle mich auf die Seite und presse das Laken mit den Armen an meinen Körper. Wir haben versucht, miteinander zu schlafen, aber es klappte nicht besonders gut; bei mir klappte es überhaupt nicht. Wenn Ian mich küßt, fühle ich nichts. Nein, das stimmt nicht. Da sind die Gewissensbisse. Aber ich empfinde kein Verlangen mehr nach ihm. Als wir ins Bett gingen, glitt er neben mich und küßte mich langsam. Dann ließ er die Hand an meinem Körper hinuntergleiten, über die Rundung meines Busens, meinen flachen Bauch, das warme Fleisch an der Innenseite meiner

Oberschenkel. Ich lag da und ließ zu, daß er mich berührte. Dabei hatte ich das Gefühl, seine Zärtlichkeiten nur über mich ergehen zu lassen. Am liebsten hätte ich ihn gebeten aufzuhören, aber ich hatte ihn schon drei Wochen lang vertröstet und eine Ausrede nach der anderen vorgeschoben – ich hatte Kopfschmerzen, ich hatte meine Periode, ich hatte Krämpfe, ich war müde. Ich hatte ihn schon so lange nicht mehr an mich herangelassen, daß ich das Gefühl hatte, nicht nein sagen zu können. Es war keine angenehme Erfahrung. Ich versuchte, etwas Begeisterung aufzubringen, aber da war einfach nichts. Ich fühlte mich wie die sprichwörtliche Ehefrau, die gesagt bekommt, es gehöre zu ihren ehelichen Pflichten, hin und wieder den lustvollen Forderungen ihres Ehemannes nachzugeben. Ian wußte, daß ich keine Lust hatte, und gab sich die größte Mühe, mich zu erregen. Seine Aktivitäten hätten normalerweise ausgereicht, um jeden hormongesteuerten Impuls zu aktivieren, aber

diesmal rührte sich in meinem Körper überhaupt nichts. Reglos lag ich da, die Hände an den Seiten. Schließlich stellte er seine Bemühungen ein. Er stieg einfach auf mich und fickte mich wütend, bahnte sich seinen Weg mit Gewalt, auch wenn ich mich nicht wehrte. Ich wehrte mich überhaupt nicht. Ich lag einfach da und ließ ihn gewähren. Ich fragte mich, warum mich seine grobe Art nicht erregte, wie die von M. es tut. Ich hoffte nur, daß er bald fertig sein würde. Nicht einmal in seiner Wut besitzt Ian gebieterische Präsenz.

Ich stehe auf, streife mir ein langes blaues T-Shirt über und gehe in die Küche. Ian sitzt am Tisch und blickt auf, als ich hereinkomme.

»Es tut mir leid«, sagt er bloß.

Seufzend lasse ich mich ihm gegenüber nieder. »Wieso? Es war meine Schuld.«

Er senkt den Blick und schüttelt den Kopf. Nervös zupft er an seiner Unterlippe herum. Dann nimmt er meine Hand. Ohne etwas zu sagen, streichelt er meinen Handrücken. Es ist eine schwierige Situation für ihn. Er ist ein

so sanfter Mensch. Ich weiß, daß er das Gefühl hat, mich vergewaltigt zu haben, aber so war es nicht. Ich höre einen Wagen um die Ecke biegen und die Straße hinunterfahren.

Schließlich sagt er: »Es tut mir leid. Ich wußte, daß du nicht mit mir schlafen wolltest, aber ich habe es trotzdem getan, und das war nicht richtig von mir.« Die Worte kommen langsam und zögernd heraus, und ich höre seine Qual. »Ich weiß einfach nicht mehr, was ich noch tun soll, Nora. Das ist mit der Zeit so frustrierend. Du willst mir nicht sagen, was eigentlich los ist. Du läßt nicht zu, daß ich dir helfe.« Er schweigt einen Augenblick, dann fährt er fort: »Ich möchte nicht, daß so etwas noch einmal passiert. Ich kann mich selbst nicht ausstehen, wenn ich mich so aufführe.«Wieder schweigt er. »Vielleicht wäre es besser, wenn wir uns nicht mehr sehen würden.«

Ich höre Ian reden, spüre, wie er meine Hand berührt, aber es ist, als wäre er sehr weit weg. Seine Präsenz in meinem Leben nimmt

immer weiter ab. Nicht seine körperliche Präsenz, die ist noch da, aber ich fühle mich ihm nicht mehr verbunden. Meine Schuldgefühle drängen ihn von mir weg. Ich werde von meinem schlechten Gewissen aufgefressen: weil ich Franny vernachlässigt habe, weil ich sexuell auf M. anspreche und weil ich Ian betrüge. Mein Leben ist von Schuldgefühlen geprägt, sie beherrschen jede meiner Handlungen. Ich habe zwei Männer und zwei Leben. Beide sind grundverschieden, aber dennoch so untrennbar miteinander verbunden wie ein Spiegelbild mit dem Gegenstand, den es reflektiert. M. ist meine Traumwelt, Ian die Realität. Aber die Grenze verwischt zunehmend. Ich sehe vom Spiegel zum Gegenstand und habe Schwierigkeiten, beides auseinanderzuhalten. M. wird immer mehr zu meiner Realität. Ian ist noch da, aber in meinen Gedanken verblaßt er mehr und mehr. Ich will das nicht. Ich führe ein Doppelleben, und das Leben, das ich

behalten möchte, mein Leben mit Ian, ist in Auflösung begriffen. M. gewinnt zunehmend Macht über mich.

Ich knie mich neben Ian auf den Boden. Ich lege den Kopf auf seine Knie. »Verlaß mich nicht«, sage ich so leise, daß meine Worte kaum zu hören sind. Er beugt sich zu mir herunter, um mich besser zu verstehen.

»Ich brauche dich«, erkläre ich ihm. »Es wird nicht immer so sein wie jetzt. Gib mir Zeit.«

Insgeheim aber glaube ich selbst nicht, daß die Zeit unser Problem lösen wird. Ich gerate immer mehr in M.s Bann, seine Macht über mich wird mit der Zeit nicht schwächer, sondern stärker. Offenbar bin ich nicht in der Lage, mich von ihm zu lösen. Ich folge ihm, wie Franny es vor mir getan hat, und kann nur abwarten, wie die Sache ausgehen wird.

Wir gehen wieder ins Bett, und wir schlafen beide unruhig. Um drei Uhr morgens wache ich auf und spüre, daß etwas anders geworden ist. Ich lausche auf die Geräusche in der Dunkelheit. Es ist der Wind. Ich höre

das Stöhnen, mit dem er sich gegen die Fenster lehnt und wie ein Geist um Einlaß bittet. Äste streichen an der Hauswand entlang, und eine metallene Mülltonne fällt um und macht ein kratzendes Geräusch, während der Wind sie hin und her rollt. Ich kuschle mich dichter an Ians schlafenden Körper, schlinge die Arme um seine Brust und halte mich an ihm fest.

31

Die Tage werden länger, der Sommer heißer. Ich habe weitere Fotos geschickt bekommen. Eines zeigt mich, wie ich mit der Sporttasche in der Hand den Fitneßclub verlasse, ein anderes, wie ich die Praxis des Arztes betrete, von dem ich mich einmal im Jahr durchchecken lasse. Ich habe Joe die Fotos gezeigt. Er hat sie auf Fingerabdrücke untersuchen lassen, aber abgesehen von meinen eigenen waren keine drauf. Er sagt, es könnte sich einfach um einen Streich handeln, rät mir aber nach wie vor, mich von M. fernzuhalten. Es ist ein unheimliches Gefühl zu wissen, daß man von jemandem beobachtet und durch die ganze Stadt verfolgt wird. M. bestreitet, irgend etwas von den Fotos zu wissen. Ich halte ständig nach ihm und seiner Kamera Ausschau, aber bisher ohne Erfolg. Die Augusthitze beeinträchtigt meine Wachsamkeit, verlangsamt mein Reaktionsvermögen.

Der Sommer ist die Jahreszeit, die ich am

wenigsten mag. Für mich ist er etwas, das ertragen werden muß wie die schlechte Laune eines Freundes. Solange es unter dreißig Grad sind, macht mir die Wärme kaum etwas aus, und selbst Temperaturen über dreißig Grad kann ich ertragen, aber wenn es langsam auf die vierzig zugeht, beginne ich zu leiden. Die Klimaanlage läuft den ganzen Tag, und wenn ich nach draußen gehe, habe ich das Gefühl, von der Hitze erschlagen zu werden. Eigentlich sollte ich mich inzwischen an die Sommer in Sacramento und Davis gewöhnt haben, schließlich habe ich schon fünfunddreißig erlebt, aber dem ist nicht so. Wenn ich an den heißen Tagen eine einsame Straße entlangfahre, sehe ich flimmernde Hitzewellen über dem Asphalt schweben, und eine Art Fata Morgana, die erst im Näherkommen schmilzt, läßt den schwarzen Teer vor meinen Augen sieden und Wellen schlagen. Wenn ich aussteige, dringt die Hitze durch jede Pore meiner Haut.

Ich schlafe schlecht, und in meinen Träumen überkommt mich ein beklemmendes Gefühl, als würde ich ertrinken. Morgens liege ich dann halb ohnmächtig im Bett. Ein Teil von mir möchte der verlockenden Bewußtlosigkeit nachgeben: *Schlaf doch weiter,* drängt mich eine innere Stimme. *Steh nicht auf. Wozu denn?* Und ich spüre, wie ich auf den Boden eines Wasserbeckens sinke wie ein fallendes Blatt. Aber kurz bevor ich den Grund erreiche, beginnt etwas in mir zu nagen – ich muß aufstehen, es gibt Dinge, die ich erledigen muß, oder etwa nicht? –, und dann beginnt der Kampf. Ich muß mich bis zur Oberfläche hinaufarbeiten, muß gegen das warme, behagliche, nasse Gefühl ankämpfen, das mich drängt, mich zu entspannen und in mein Schicksal zu fügen. *Warum läßt du nicht einfach los?* Erschöpft von dem Kampf, wache ich auf. Manchmal schnappe ich nach Luft, wenn ich die Oberfläche erreiche, und meine Lungen schmerzen, als hätte ich unter Wasser zu lange die Luft angehalten. Nach

einem solchen Erwachen schlüpfe ich in meinen Bademantel und gehe in den Garten hinaus, wo ich tief durchatme, die kühle Morgenluft einsauge und barfuß durch das frisch gemähte Gras laufe, das vom Tau noch ganz feucht ist. Während ich so über den Rasen spaziere, weicht das panische, beklemmende Gefühl langsam von mir, weht einfach davon wie der Dampf aus einer Teekanne und wird immer dünner, bis es sich schließlich in nichts auflöst. Meistens ist die Sonne zu dem Zeitpunkt noch nicht aufgegangen, und alles – die Bäume, die Blumen, ja sogar das Gras – vermischt sich zu einem blassen, morgendlichen Grau, das eine beruhigende Wirkung auf mich hat. Oft setze ich mich dann auf die Hintertreppe und sehe mir den Sonnenaufgang an. Der Garten wird immer heller, und die Schatten weichen den Farben des Tages. Der Rasen hat eine exakte Kontur, und die Büsche sind frisch getrimmt. In diesem Garten herrscht Ordnung. Hier draußen gibt es nichts Beklemmendes.

M. ist früh aufgestanden und joggt. Ich stehe auf, ziehe mich an und fahre nach Hause. Frannys schwarzer Cadillac parkt immer noch am Randstein. Er ist von einer Staubschicht überzogen, und auf der Heckscheibe hat sich ein anonymer Schreiber mit den Worten *Wasch mich* verewigt. Ich hebe den *Bee* auf, der in der Einfahrt liegt, und gehe zum Briefkasten, um die Post von gestern rauszunehmen. Der Briefkasten steht um die Ecke, vor dem Nachbargarten, der zur anderen Hälfte des Doppelhauses gehört.

Schnell sehe ich die Post durch und erkenne sofort das einfache Kuvert ohne Absender, das wie immer den Poststempel von Davis trägt. Noch im Gehen reiße ich den Umschlag auf und überlege, wo mich der Fotograf wohl diesmal auf Film gebannt hat. Vor meinem Haus? In der Apotheke? Aber in dem Umschlag steckt kein Foto, sondern nur ein Blatt weißes Papier mit den aufgeklebten Worten: »Du hast noch zwei Wochen, um

deine Suche abzublasen – sonst bist du die nächste.« Ich bleibe stehen, starre auf das Blatt. Die Angst fährt wie ein Messer durch meine Brust. Die Buchstaben, offenbar aus einer Zeitschrift ausgeschnitten, sind sauber in die Mitte des Blattes geklebt. Außer dem Blatt Papier ist nichts in dem Umschlag. Ich gehe ins Haus.

Das Telefon klingelt, aber ich nehme nicht ab. Mein Anrufbeantworter – der immer aktiviert ist, seit ich diese seltsamen Anrufe bekomme – schaltet sich ein, und ich höre eine Frau vom Sacramento Blood Center fragen, ob ich gern Blut spenden würde. Sie nennt eine Telefonnummer und legt auf.

Sonst bist du die nächste. Was das heißen soll, ist klar. Ich rufe Joe Harris an und lese ihm die Nachricht vor.

»Was werden Sie jetzt unternehmen?« frage ich ihn.

»Wir werden das Blatt auf Fingerabdrücke untersuchen, aber ich bezweifle, daß wir welche finden. Dann kommt es in die Akte.«

Obwohl in meinem Fall noch kein konkretes Verbrechen vorliegt, hat Joe eine Akte angelegt, als ich das erste Foto bekam.

»Und das ist alles?« frage ich. »Sie wissen, daß es von ihm stammt.«

»Nein, das weiß ich nicht. Es könnte genausogut von jemand anderem sein.«

Bei unserem letzten Treffen im *Paragon* hat Joe mir erzählt, daß sie im Zusammenhang mit Frannys Ermordung gegen eine weitere Person ermitteln. Ich schweige eine Weile, dann frage ich: »Von wem?«

Joe seufzt. »Danach brauchen Sie mich gar nicht erst zu fragen. Eigentlich sollten Sie mit der ganzen Sache überhaupt nichts zu tun haben. Wenn Sie sich wegen des Zettels Sorgen machen, ergreifen Sie die üblichen Vorsichtsmaßnahmen. Ändern Sie Ihre Gewohnheiten, gehen Sie nach Einbruch der Dunkelheit nicht mehr spazieren, lassen Sie in Ihrem Haus eine Alarmanlage einbauen, kaufen Sie sich einen Hund.«

Ich lege auf.

32

Ich bin allein in M.s klimatisiertem Haus. Ich gehe von Raum zu Raum, und trotz meines gespaltenen Verhältnisses zu dem Mann spüre ich eine schwache Spannung durch meine Gliedmaßen fließen, eine Unterströmung verbotener Erregung. Sein Haus: Nie zuvor war ein unbelebtes Objekt für mich so erotisch aufgeladen. Ich denke an das, was wir hier getan haben und noch tun werden, und meine Vorfreude wächst. Ich werde schon feucht, wenn ich bloß daran denke. Sexuell begehre ich M., wie ich noch nie einen Mann begehrt habe.

Lust. Sie steigt in mir auf, und sie ist nie rein oder einfach, sondern aus Verzweiflung, Schmerz, Sorge und Schuld geboren – ja, da ist sie wieder, die Schuld –, und sie bringt mich dazu, die Hand nach M. auszustrecken und mich ihm freiwillig zu unterwerfen. In der sadomasochistischen Ekstase von Lust und Schmerz, im Schatten von M.s Herrschaft, empfinde ich meine Schuld weniger stark.

Und unter seinem Einfluß erwachen neue Gelüste in mir. Es ist, als würde man eines Tages die Augen öffnen und eine völlig neue Dimension des Sehens entdecken – man muß sich alles ansehen, man erfährt jeden optischen Sinneseindruck neu, die visuelle Wahrnehmung ist geschärft, der Hunger nach immer neuen Reizen unersättlich. Ich befinde mich mit meiner Lust auf einer Gratwanderung. Ich kenne die Gefahren, aber ich sehne mich nach nichts anderem. Ich bin bereit, für diese läuternde Leidenschaft alles aufs Spiel zu setzen – lan, meine Selbstachtung, mein Leben. Mir ist klar, daß diese Opferbereitschaft kein bewundernswerter Zug ist. Ich weiß um den Wahnsinn meines Handelns, aber ich kann nichts dagegen tun. Ich bin aus einer Welt in eine andere hinübergewechselt.

Ich gehe ins Arbeitszimmer, ziehe meine Schuhe aus und lege mich aufs Sofa. Ich schließe die Augen und denke an das, was wir hier getan haben, in diesem

Arbeitszimmer, auf diesem Sofa. Meine Erregung ist groß. Ich würde gern masturbieren und denke schon daran, es zu tun, aber M. wird bald nach Hause kommen, und ich möchte meinem Verlangen nicht die Spitze nehmen. Draußen höre ich ein paar Krähen kreischen und einen Nachbarjungen nach seinem Hund rufen. *Duke! Duke! Komm her, mein Junge!*

Ein paar Minuten später betritt M. das Haus. Mein Wagen steht draußen, er weiß also, daß ich da bin und auf ihn warte. Ich höre ihn durchs Haus gehen und schweigend nach mir suchen. Erst geht er in die Küche, dann ins Wohnzimmer. Schließlich kommt er ins Arbeitszimmer und entdeckt mich auf dem Sofa. Er legt ein paar Bücher und Papiere auf dem Schreibtisch ab. Dann wirft er einen Blick zum Flügel hinüber und runzelt die Stirn. Ich bin in sein Heiligtum eingedrungen, stehle ihm wertvolle Zeit mit dem Stutzflügel, seiner wahren Geliebten. Er hat mich gewarnt, das zu tun – und ich weiß, daß er mich später

wegen dieses Verstoßes auspeitschen wird. Er sagt nichts, aber an der Art, wie er seinen Blick über meinen Körper wandern läßt, weiß ich, daß ich diesmal gewonnen habe – ich sehe die Erregung in seinen Augen. Ich bin neugierig, was er tun wird, wie er mich heute ficken wird. Die Entscheidung liegt bei ihm; die Entscheidung liegt immer bei ihm. Vielleicht ist das der Grund, warum meine Leidenschaft für ihn nie nachläßt. Er überrascht mich immer wieder, und unsere Beziehung birgt stets ein Element der Gefahr. Dazu kommt das Wissen, daß ich mich seinen Wünschen und Vorlieben bedingungslos unterwerfen muß.

Er steht immer noch abwartend neben dem Schreibtisch. In seinem weißen Leinenanzug und dem anthrazitfarbenen Hemd wirkt er kühl und frisch. Meine Aufregung schlägt in Angst um, und ich weiß, daß M. genau das erreichen will. Erwartungsvoll setze ich mich auf, hüte mich aber, etwas zu sagen. Ich spekuliere, ob er mich schon heute für meinen

Verstoß auspeitschen oder sich die Bestrafung für ein andermal aufheben wird. Vielleicht wird er mich heute wieder fesseln.

Während er reglos an seinem Schreibtisch lehnt, wird mir zum ersten Mal wirklich bewußt, was seine Anziehungskraft ausmacht. Als ich ihn kennenlernte, fand ich ihn gutaussehend, war mit Frannys Urteil aber nicht einverstanden. Sie schrieb, daß er etwas Sinnliches an sich habe, das sie nicht verstehe, eine starke Anziehungskraft, die ihn zugleich unnahbar erscheinen lasse. Ich verwarf ihre Meinung als naiv, das unreife Geschreibsel einer leicht zu beeindruckenden jungen Frau. Aber im Lauf der Monate hat sich meine Art, auf M. zu reagieren, gewandelt, bei jedem unserer Treffen spreche ich intensiver auf ihn an. M.s Anziehungskraft hat etwas Hypnotisches, sie ist eher psychischer als physischer Natur und deshalb wesentlich mächtiger, fesselnder und gefährlicher. Franny hatte Angst vor seiner Sinnlichkeit, und mir geht es genauso, aber

gleichzeitig sehne ich mich danach. Bis ich M. kennenlernte, war mir nicht klar, wie attraktiv ein dominanter Mann sein kann. Ich hatte die andere Seite des Sex nicht gekannt – eine dunklere Seite, wo der Kampf der Geschlechter ebenso rauh wie süß ist.

»Zieh dich aus«, sagt er schließlich und verschränkt die Arme vor der Brust. »Ich will dich nackt sehen.«

Längst habe ich es aufgegeben, M. in Jeans und T-Shirt unter die Augen zu treten. Heute trage ich ein kurzes Sommerkleid aus einem eierschalenfarbenen Knitterstoff, der sich locker um meinen Körper schmiegt. Ich stehe auf und ziehe es aus. Darunter trage ich ein beigefarbenes Seidenhemd. Ich ziehe es mir über den Kopf, hake meinen BH auf und steige aus dem Slip. Nackt, die Hände an den Seiten, warte ich auf seine nächsten Anweisungen, auf die Berührung seiner Hand. Ich spüre den quälenden Schmerz des Verlangens.

»Setz dich auf die Sofakante, und lehn dich

zurück.«

Ich gehorche wortlos. An Widerstand denke ich längst nicht mehr.

»Rutsch ganz nach vorn, und zieh die Beine an die Brust. Leg die Hände auf die Knie, und spreize sie. Öffne sie für mich.«

Ich tue, was er verlangt, und erwarte ihn mit gespreizten Knien. Mein Atem geht schneller. Es erregt mich, so vollständig entblößt und unterwürfig vor ihm zu liegen.

Gemächlich kommt er zu mir herüber. »Ja«, sagt er. »So sehe ich dich gern.« Er kniet sich vor mir hin. Er legt seine Hände zwischen meine Beine, auf die frisch enthaarte Haut meiner Scham, die sich weich und seidig anfühlt, und beginnt mich sanft zu liebkosen, als würde er ein kleines Tier streicheln. Ich schlinge ihm die Arme um den Hals, um seinen Kopf zu mir herunterzuziehen und ihn zu küssen, aber er zieht meine Hände weg und legt sie zurück auf meine Knie. »Laß sie dort«, befiehlt er und streichelt mich weiter.

Ich gebe mir große Mühe, mich zu

beherrschen, aber ich spüre die Hitze in meiner Lendengegend und will mehr, als M. mir gibt. »Faß meine Brüste an«, sage ich, weil ich nach mehr Stimulation lechze. »Küß mich.«

M. packt mich bei den Haaren und reißt meinen Kopf zur Seite. Er zieht eine Augenbraue hoch und sagt kalt: »Dein Mund interessiert mich genauso wenig wie dein Arsch oder deine Titten. Und ich will auch nicht, daß du etwas sagst. Ich will nur deine Möse. Hast du mich verstanden?«

Ich versuche zu nicken, aber er hat mein Haar so fest im Griff, daß ich den Kopf nicht bewegen kann.

Als er sicher ist, daß ich gehorchen werde, läßt er meinen Kopf los. Er legt die Hände an die Innenseite meiner Schenkel und drückt meine Beine noch weiter auseinander. Dann beugt er den Kopf zu mir herunter und küßt meine Scham. Als seine Lippen meine Haut berühren, entfährt mir ein leises Stöhnen. Genau das brauche ich. Ich beobachte, wie er

an mir saugt und leckt, wie seine Zunge über meine Klitoris reibt. Dann schließe ich die Augen, um alle optischen Eindrücke auszublenden und ihn rein über den Tastsinn zu genießen. Ich komme schnell und stark, und gleich darauf zieht er den Reißverschluß seiner Hose auf, holt seinen bereits harten Penis heraus und rammt ihn in mich hinein. Während er mich grob fickt, spricht aus seinen Augen eine wilde Wut, die ich zunächst nicht verstehe. Dann aber fragt er mich: »Kann Ian dich auch so ficken? Kann er das? *Kann er das*?«

Er verlangt eine Antwort von mir, und wütend sage ich: »Ja, er ist gut im Bett. Er ist großartig – der Beste, den ich je hatte.«

Er hörte für einen Moment auf, mich zu ficken, und wirft lachend den Kopf zurück. »Du lügst«, sagt er und beginnt wieder in mich hineinzustoßen. »Besorgt er es dir auch so?« zischt er.

Ich höre die Eifersucht in seiner Stimme. Unter seiner brutalen Attacke ringe ich nach

Luft. »Nein«, antworte ich keuchend. »Er ist zärtlich.«

»Und langweilig.« Er packt meinen Po und zieht mich mit einem Ruck zu sich heran, als wollte er mich mit seinem Schwanz aufspießen. Ich spüre ihn ganz hinten in meiner Vagina. Er füllt mich völlig aus. Seine Stöße werden fester. »Genau so magst du es, stimmt's? Ich kenne dich, Nora. Du bist genau wie ich.«

»Ich bin nicht wie du!«

»Aber natürlich, mein liebes, süßes Kätzchen. Natürlich bist du das.« Mit einem letzten, brutalen Stoß kommt er in mir. Er bleibt ein paar Sekunden auf mir liegen, dann steht er auf und zieht seinen Reißverschluß zu. Er geht zu einem der Sessel hinüber, läßt sich nieder und schlägt die Beine übereinander.

Ich richte mich auf. Irgendwie fühle ich mich erschlagen und leer. Er weiß, daß ich es hasse, wenn er ihn so schnell aus mir herauszieht. Ich greife nach meinen Sachen.

»Noch nicht«, sagt er. »Bleib noch ein

bißchen so.«

Mit angezogenen Beinen kuschle ich mich in eine Ecke der Couch. M. mustert mich verächtlich. Dann sagt er: »Wie konntest du dich nur zu jemandem wie ihm hingezogen fühlen? Er ist ein Schwächling. Ständig heult er sich bei mir aus. Du solltest mal hören, was er so von sich gibt.«

»Du brauchst dich ja nicht weiter mit ihm zu treffen.«

Er lächelt hinterhältig. »Aber es bereitet mir doch so großes Vergnügen.«

Inzwischen haßt er Ian von ganzem Herzen. Er ist eifersüchtig, weil ich nicht bereit bin, ihn aufzugeben, sondern ihn nach wie vor um mich haben möchte. Ständig macht er sich über Ian lustig. Er erzählt mir, wie er ihm gegenüber den guten Freund spielt – sie treffen sich gelegentlich zum Essen, spielen einmal die Woche Squash, fahren hin und wieder sogar zum Lake Tahoe hinauf, um einen Tag in den Spielhallen zu verbringen –, und macht sich anschließend über ihn lustig.

Seine Verachtung für Ian ist groß. Ich glaube, das liegt daran, daß Ian ein so unschuldiger, herzensguter Mensch ist, der sich von M.s Verderbtheit nicht anstecken läßt. Ian sieht in M. inzwischen einen engen – wenn nicht sogar seinen besten – Freund, und das beunruhigt mich.

»Laß ihn in Ruhe«, sage ich, weiß aber, daß M. nicht auf mich hören wird. Das hat er noch nie getan.

»Warum? Ich werde ihm unser kleines Geheimnis nicht verraten. Außerdem macht es mir Spaß, mir anzuhören, was er so alles über dich erzählt.«

»Du bist doch bloß eifersüchtig.«

M. kommt zum Sofa herüber und setzt sich neben mich. Das Leinen seines weißen Anzugs streift meine Haut. In seiner Gegenwart fühle ich mich jedesmal überwältigt, klein und hilflos wie ein Kind. Er legt einen Arm um mich. Seine andere Hand spielt mit meiner rechten Brust. Sofort werden meine Brustwarzen hart, auch die linke, die er

gar nicht berührt. Er nimmt die Brustwarze zwischen die Finger und kneift sie sanft. Wieder spüre ich die Hitze zwischen meinen Beinen.

Er sagt: »Ian wird dich nie so kennen, wie ich dich kenne. Er wird dich nie so besitzen wie ich.«

Ich lehne mich an M. und halte ihm meinen Mund hin. Diesmal küßt er mich. Er zieht mich näher zu sich heran, zieht mein linkes Bein über seinen Schoß und fährt fort, mit meinen Brüsten zu spielen. Plötzlich hält er inne und sagt: »Ich möchte dir etwas erzählen.«

»Was denn?« frage ich geistesabwesend. Ich will nicht, daß er aufhört, mich zu küssen.

»Hör zu«, sagt er und drückt meinen Kopf an seine Brust. »Ich will dir etwas über Franny erzählen.« Während er spricht, spielt er weiter mit meinen Brustwarzen. Erst kneift er sie sanft und zärtlich, dann immer fester, bis ich einen süßen, gleichmäßigen Schmerz verspüre. Als er noch fester zudrückt, krallen sich meine Finger in seinen Arm. Aber ich

wehre mich nicht. Ich will, daß er noch einmal mit mir schläft. Er weiß das. Als er den Druck auf meine Brustwarze noch verstärkt, kann ich nicht anders, als vor Schmerz zu stöhnen … oder ist es vor Lust? Ich weiß es nicht.

»Kennst du dich mit Hunden aus?« fragt er. Er wartet meine Antwort nicht ab. »Wenn die Hündin noch nicht bereit ist, bestiegen zu werden, dann uriniert das Männchen um sie herum, um andere Hunde darauf hinzuweisen, daß das sein Territorium ist und das Weibchen seine Hündin. Ich habe Franny erklärt, daß ich dasselbe auch mit ihr machen wolle, daß ich sie als mein Territorium, meinen Besitz kennzeichnen wolle. Ich führte sie ins Bad und befahl ihr, sich auszuziehen und in die Badewanne zu legen.«

Ich hebe den Kopf, um etwas zu sagen, aber M. preßt mein Gesicht gegen seine Brust.

»Schhh«, sagt er. »Hör einfach zu.« Er legt seine Hand wieder auf meine Brust und reibt die Brustwarze zwischen Daumen und Zeigefinger. »Natürlich hat sie getan, was ich

von ihr verlangte. Sie hat immer getan, was ich wollte. Sie hat ihre Sachen ausgezogen und sich in die Wanne gelegt. Ich habe auf sie uriniert. Erst habe ich auf ihren Bauch gepißt, dann auf ihre Möse und ihre Brüste. Ich habe ihr befohlen, die Augen zu schließen, und ihr ins Gesicht gepinkelt. Dann habe ich mich auf ihre Brust gesetzt. Ich habe ihr gesagt, daß ich noch ein wenig Urin übrig hätte und daß sie den Mund öffnen solle. Ich habe ihr erklärt, daß sie es nicht schlucken müsse, sondern einfach wieder herauslaufen lassen könne, aber daß ich ihr jetzt in den Mund pissen würde.«

Ich schüttele den Kopf. »Ich weiß, daß du das alles nur erfindest. Es gibt ein paar Dinge, die sie nie getan hätte. Das gehört dazu.«

M. steht auf und geht zum Schreibtisch hinüber. Lässig lehnt er sich dagegen und spricht weiter. »Hinterher habe ich das Wasser aufgedreht und ihr erlaubt, sich den Mund auszuspülen. Ich habe die Wanne mit warmem Wasser vollaufen lassen und sie

gewaschen. Ich habe sie eingeseift und die ganze Zeit mit sanfter Stimme auf sie eingeredet. Ich habe mich für den Liebesbeweis bedankt. Ich habe mich immer bedankt, wenn sie mir einen Wunsch erfüllte. Ich wollte ihr das Gefühl geben, daß sie die Wahl hatte und alles aus freien Stücken tat. Ich mußte sie nie zu etwas zwingen. Meistens mußte ich nicht einmal die Stimme erheben. Während das Wasser ablief, erklärte ich ihr, daß ich nicht sehr häufig auf sie urinieren würde, aber doch gelegentlich das Bedürfnis haben würde. Dann trocknete ich sie ab und brachte sie ins Schlafzimmer. Ich erklärte ihr, daß sie es mir jetzt besorgen dürfe. Ich stützte die Hände auf die Schreibtischplatte, beugte mich vor und ließ sie meinen Anus lecken – auch etwas, das sie haßte. Dann mußte sie mich mit der Zunge ficken und gleichzeitig zwischen meinen Beinen durchfassen und meinen Schwanz streicheln. Als ich spürte, daß ich gleich kommen würde, drehte ich mich um und steckte ihn ihr in den Mund.«

Ich sitze auf dem Sofa und bringe ein gequältes Lächeln zustande. »Nette Geschichte«, sage ich. »Aber ich glaube sie nicht.«

Achselzuckend befiehlt er mir aufzustehen. Dann fordert er mich auf, ihm ins Bad zu folgen. Als ich keine Anstalten mache, seinem Befehl nachzukommen, erklärt er mir in ruhigem Ton, daß ich sein Eigentum sei, seine Hündin, und daß er mich auf eine Weise besitzen werde, wie Ian es nie könne. Er erklärt mir, er sei tatsächlich auf Ian eifersüchtig und ich würde meine Weigerung, Ian aufzugeben, bezahlen. Erneut verlangt er, daß ich mit ihm ins Bad gehe.

Ich rühre mich nicht von der Stelle. Ich bin verwirrt, und ich habe das Gefühl, alle meine Nerven lägen bloß. Allmählich dämmert mir, daß ich gar nicht weiß, worauf ich mich da eingelassen habe. Mir wird klar, daß ich in einem Sumpf, einem Morast stecke, aus dem ich nur schwer wieder herauskommen werde. Ich hatte es für eine einfache, klare Sache

gehalten, M. gegenüberzutreten. Er ist der Böse, ich bin die Gute, also werde ich gewinnen. Aber wie sich herausstellt, sind die Grenzen nicht so klar. Es kommt mir so vor, als würde er mich in seine Welt hineinziehen – nein, nicht ziehen, sondern saugen. Seine Macht über mich, die anfangs so gering schien, ist in Wirklichkeit enorm. Ich habe das Gefühl, im Treibsand zu stecken und mich nur in eine einzige Richtung bewegen zu könen … nach unten, immer weiter nach unten.

M. wartet. Er spürt meine Angst und sagt: »Betrachte es als weiteren Schritt, um deine Schwester besser zu verstehen.«

Ich bin unfähig, mich zu bewegen. Wieder höre ich den Nachbarjungen rufen. Seine beschwörende Stimme scheint aus weiter Ferne zu kommen. *Duke! Wo bist du, mein Junge? Hierher, Duke! Komm heeeeeer! Duuuuuuke!«* Mit den verzweifelten Rufen des Jungen kommt die Erkenntnis, daß ich nicht von dem Weg abweichen werde, den

Franny gegangen ist. Ich will weiter ihren Spuren folgen und jede von M.s Enthüllungen nutzen, um das nachzuvollziehen, was sie durchgemacht hat.

Schließlich sage ich: »Nicht aufs Gesicht. Oder in den Mund.«

Er kommt zu mir herüber und antwortet: »Einverstanden.« Dann küßt er mich auf die Stirn und fügt hinzu: »Für den Anfang.« Er nimmt mich an der Hand und führt mich ins Bad. Ich fühle mich wie ein angeleinter, blind gehorchender Hund. Ich hatte geglaubt, mich M. bereits restlos unterworfen zu haben, aber jetzt sehe ich, daß ich durchaus nicht am Ende des Weges bin, sondern noch viel tiefer sinken kann.

Als ich in die Badewanne steige, fühle ich mich, als hätte ich zuviel getrunken – irgendwie leicht desorientiert. Mir ekelt vor mir selbst, weil ich das alles zulasse. Aber trotz des Ekels spüre ich eine betäubende, berauschende Wärme, die alles richtig erscheinen läßt. Ich gleite in die Wanne und

frage mich, ob ich auch diese Erfahrung genießen werde.

Später am Nachmittag liegen wir nackt auf seinem Bett. »Ich habe gestern mit der Post einen Zettel bekommen«, erzähle ich ihm. »Eine Warnung davor, weiter nach Frannys Mörder zu suchen. Ich nehme an, du streitest ab, ihn geschickt zu haben, wie bei den Fotos.«

M. stützt sich auf einen Ellbogen und sieht mich stirnrunzelnd an. »Sag mir, was auf dem Zettel stand. Den genauen Wortlaut.«

Nachdem ich es ihm gesagt habe, meint er: »Ich finde, du solltest den Zettel deinem Detective zeigen. Es ist wahrscheinlich nichts, bloß irgendein dummer Streich, aber allmählich beunruhigt mich die Sache.«

Er weiß nicht, daß der Zettel und die Fotos bereits bei Joe Harris liegen. Er hat das Blatt untersuchen lassen, aber die Ergebnisse stehen noch aus.

M. runzelt noch immer die Stirn. Seine

Besorgtheit wirkt echt, aber er muß mir angesehen haben, daß ich sie ihm nicht abkaufe, denn er fügt hinzu: »Nora, ich habe diese Fotos nicht gemacht, und ich habe dir auch den Zettel nicht geschickt. Das schwöre ich.«

Ich sage: »Hast du geglaubt, sie würden mich einschüchtern? Dachtest du, ich würde zusammenbrechen und meine Suche nach Frannys Mörder einstellen?«

M. schüttelt den Kopf. »Ich will ja, daß du herausfindest, wer Franny umgebracht hat – allein schon, damit du endlich weißt, daß ich es nicht war. Aber du suchst an der falschen Stelle. Ich hatte mit ihrem Tod nichts zu tun.«

Er wird nie zugeben, daß er die Sachen geschickt hat, deswegen lasse ich das Thema fallen. Ich rolle mich auf die Seite, und M. kuschelt sich an mich.

Ganz nahe an meinem Ohr flüstert er: »Du weißt natürlich, daß ich dich bestrafen werde. Ich habe dir gesagt, daß du mich nicht vom Üben abhalten sollst.«

Ich weiß zwar, daß diese Bestrafung nicht heute erfolgen wird, aber der Gedanke daran läßt mich erbeben. »Ich liebe es, dir beim Spielen zuzuhören«, antworte ich. »Du bist sehr talentiert. Warum unterrichtest du überhaupt? Du könntest doch auch hauptberuflich spielen. Warum verdienst du dir deinen Lebensunterhalt nicht als …« Ich zögere, weil ich mir nicht sicher bin, wie die richtige Bezeichung lautet.

»Als Virtuose?« kommt er mir zu Hilfe. »Talent zahlt sich nicht immer aus.« Nach einer kurzen Pause fügt er hinzu: »Ich bin gut, aber nicht gut genug. Das war ich nie, und ich werde es auch nie sein. Ich kenne meine Grenzen, und ich habe gelernt, sie zu akzeptieren. Mein Wollen geht weit über mein Können hinaus. So einfach ist das.«

Er sagt das in nüchternem Ton, ohne Bitterkeit. Einen Moment lang schweigt er, dann beugt er sich über mich und küßt meine nackte Schulter. Es ist ein sehr zärtlicher Kuß. »Ich möchte, daß du deine Geschichte zu

Ende erzählst«, wechselt er mit sanfter Stimme das Thema. »Du hast gesagt, da sei noch mehr.«

Er meint die Abtreibung. Ich drehe mich auf den Rücken und starre an die Decke. Er legt seine Hand auf meinen Bauch und streicht mit den Fingern leicht über meine Haut. Geduldig wartet er, bis ich die richtigen Worte gefunden habe.

»Du wirst wahrscheinlich enttäuscht sein«, sage ich. »Da gibt es nicht mehr viel zu erzählen.« Wortlos streichelt er meinen Bauch. Seine Berührung ist nicht sexuell, sondern als Trost gedacht.

Als ich schweige, sagt er: »Es geht nicht darum, ob ich enttäuscht bin oder nicht. Mir liegt etwas an dir. Ich möchte mehr über dich wissen.«

Seufzend überlege ich, wieviel ich ihm erzählen und was ich verschweigen soll. »Nach der Abtreibung lebte ich fünf Jahre lang zölibatär – auch wenn das niemand wußte. Ich erzählte allen von meinen

Freunden, aber das waren Phantome, die ich erfunden hatte, um keine Fragen beantworten zu müssen. Mit dreiundzwanzig kam ich zu dem Schluß, daß meine Lebensweise nicht normal war. Deswegen schlief ich mit jemandem, einfach so, obwohl er mir überhaupt nichts bedeutete. Dann fing ich an, mit vielen Männern zu schlafen, von denen mir ebenfalls keiner etwas bedeutete. Es war Sex, sonst nichts. Das paßte zu meinem Lebensstil. Ich war neu beim *Bee* und hatte unglaublich viel zu tun. Für mehr als oberflächliche Affären blieb mir gar keine Zeit.«

Ich halte inne. Nach einer Weile sage ich: »Es ist schon komisch, wie ein einziger kleiner Vorfall alles verändern kann. Kaum zu glauben, daß so etwas so weit reichende Folgen haben kann. Eigentlich sollte man nicht zulassen, daß eine Entscheidung, die man als Teenager trifft, ein solches Gewicht bekommt. Man sollte sich von so etwas nicht das ganze Leben verpfuschen lassen.

Derartige Entscheidungen sollten wie die Fragen bei einer Prüfung nach Punkten bewertet werden. Du bist achtzehn und hast eine falsche Entscheidung getroffen? Okay, diese Entscheidung wird dir nur vier Jahre lang nachhängen. Aber mit achtundzwanzig? Nun, jetzt bist du zehn Jahre älter, du hättest es besser wissen müssen; dieselbe Entscheidung wird dich zehn Jahre deines Lebens kosten. Mit achtundvierzig? Jetzt hast du es vermasselt; du wirst den Rest deines Lebens darunter leiden.« Ich muß an Franny denken – daran, wie grundlegend sich ihr Leben an dem Tag änderte, als Billy starb. Wieder sehe ich die Parallelen in unserem Leben. Sie fühlte sich verantwortlich für einen Tod, den sie nicht hatte verhindern können, ich für einen, den ich selbst verursacht hatte. Beide waren wir hinterher eine völlig andere als zuvor.

Seufzend sage ich: »Die Abtreibung hat mein Problem gelöst. Ich dachte damals nicht viel darüber nach, jedenfalls nicht über die

Abtreibung selbst. Ich war viel zu verstört; ich gestattete mir nicht, darüber nachzudenken. Aber nachdem mehrere Jahre vergangen waren, konnte ich es nicht mehr verdrängen. Die Sache kam immer wieder hoch wie ein verdorbenes Essen, von dem ich wünschte, es nie zu mir genommen zu haben.«

Die Klimaanlage schaltet sich ein und erfüllt das Haus mit einem hohlen, säuselnden Murmeln. Es wird plötzlich kühl im Zimmer, und ich ziehe mir die Decke über den Körper. M. schiebt eine Hand unter die Decke, um mich weiter zu streicheln.

»Wir reden hier nicht von einem Embryo«, sage ich. »Ich war bereits im vierten Monat. Der Fötus hatte etwa die Größe meiner Hand. Er war etwa fünfzehn Zentimeter lang und hatte bereits Arme, Beine und Fingernägel, Augen, Nase, Mund; Geschlechtsorgane; ein Gehirn, ein Herz, ein Nervensystem. Es war ein Mensch, ein lebendes Wesen, ein Baby. Und ich habe ihm das Leben genommen, ohne viel darüber nachzudenken.«

Langsam und nachdenklich schüttele ich den Kopf. »Ich bin dafür, daß die Entscheidung der Frau überlassen bleibt«, sage ich. »Ich glaube, jede Frau sollte das Recht haben, über ihren Körper zu bestimmen. Abtreibung sollte legal sein. Eine Frau sollte zumindest die Wahl haben. Trotzdem… am Tod eines Menschen schuld zu sein … das hat mich für immer verändert. Ich habe mir dadurch selbst etwas genommen. Nicht sofort, nein. Es dauerte Jahre, bis die Folgen sich abzeichneten, aber irgendwann hat mich die Sache eingeholt. Eines Tages wurde mir klar, daß meine Handlung unwiderruflich war. Das hat Spuren auf meiner Seele hinterlassen.«

Ich bringe ein kleines, nervöses Lachen zustande. »Ich bin kein religiöser Mensch. Wenn ich es wäre, würde ich sagen, die Sache hat mich meinen Platz im Himmel gekostet. Eine Tat, ein einziger unachtsamer Moment, und schon stehe ich auf Gottes schwarzer Liste.«

M. lacht nicht über meinen armseligen

Versuch, leichthin zu klingen. Er rückt näher heran und drückt mich fester an sich. Ich möchte die Geschichte zu Ende erzählen – es fehlt nur noch ein Teil, möglicherweise der wichtigste –, aber ich kann nicht. Als spüre er meinen Widerwillen, sagt er: »Da fehlt noch was?«

»Ja.«

»Erzähl es mir.«

»Nein.« Er dringt nicht weiter in mich. Statt dessen küßt er mich leicht auf den Hals und legt seinen Kopf auf meine Brust.

Mit weicher Stimme sagt er: »Als wir uns kennenlernten, hast du mir gar nichts bedeutet, und dein felsenfester Glaube, ich hätte Franny umgebracht, amüsierte mich. Ich fand sogar Gefallen an der Rolle, die du mir zugedacht hattest – ist er nun der Mörder oder nicht? Für mich war das Ganze ein Spiel. Ich hatte Spaß daran, dich glauben zu machen, ich sei tatsächlich Frannys Mörder. Aber das hat sich geändert. Mittlerweile empfinde ich sehr viel für dich. Mir war

anfangs nicht klar, daß ich mich in dich verlieben würde.«

Schweigend höre ich mir seine Liebeserklärung an. Seine Worte und der unmißverständliche zärtliche Ton in seiner Stimme überraschen mich. Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Meine eigenen Gefühle sind nicht so eindeutig. Schweigend liegen wir mit ineinander verschlungenen Armen und Beinen auf dem Bett und pressen uns aneinander, als wären wir eins.

Nach einer Weile sagt M.: »Ich muß dir etwas Wichtiges sagen.«

Sein Tonfall läßt mich aufhorchen. Es muß sich um etwas Ernstes handeln. »Betrifft es Franny?« frage ich.

»Ja.«

»Was?« Ich spüre, wie mein Herz schneller schlägt.

M. löst sich von mir. Auf einen Ellbogen gestützt, blickt er auf mich herunter. Seine andere Hand steckt immer noch unter der Decke und streicht sanft über meinen Bauch.

»Ian hat Franny gekannt. Er war mit ihr im Bett.«

»Was?« sage ich und setze mich auf.

Er schweigt. Er weiß, daß ich jedes Wort verstanden habe.

»Du lügst.«

»Seine Schuldgefühle haben ihm so zugesetzt, daß er es seinem neuen Busenfreund beichten mußte – ›Philip Ellis‹.«

»Ich glaube dir kein Wort.«

»Das mußt du auch nicht. Es steht in ihrem Tagebuch. Du hast es selbst gelesen. Sie hat ihn auf einer eurer Zeitungspartys kennengelernt. Sein Name taucht in ihren Aufzeichnungen nicht auf – nur, daß er als Reporter für den *Bee* arbeitet und daß sie gleich am ersten Abend mit ihm ins Bett ging. Am nächsten Morgen tat es ihm leid. Er hat sie zum Frühstück ins *Food for Thought Café* eingeladen und ihr erklärt, daß das Ganze ein Fehler gewesen sei.«

»Du lügst«, sage ich. »Warum soll ich dir das glauben? Du hast ihr Tagebuch gelesen, und

du wußtest von dem Mann beim *Bee*. Es hätte jeder sein können – du versuchst bloß, Ian schlechtzumachen. Er war nicht derjenige, mit dem sie geschlafen hat.«

»Ich wäre selbst nicht darauf gekommen, wenn Ian mir nicht sein Herz ausgeschüttet hätte.«

»Ich glaube dir nicht. Das hätte er mir doch erzählt.«

M. schweigt einen Augenblick, dann sagt er: »Nicht, wenn er sie getötet hat. Denk mal darüber nach – du kennst ihn kaum, und kurz nach Frannys Tod taucht er plötzlich wie durch ein Wunder auf und drängt sich in dein Leben.«

Ich gehe ins Arbeitszimmer, um meine Sachen zu holen. Ich bin wütend. M.s Geschichte kann unmöglich stimmen.

M. folgt mir. Immer noch nackt, lehnt er im Türrahmen und sieht zu, wie ich mich anziehe. Ich schlüpfe in meine Unterwäsche, streife mir das Kleid über und knöpfe es zu. Als letztes ziehe ich meine Schuhe an.

»Mach endlich die Augen auf, Nora. Du bist so sehr davon überzeugt, daß ich Franny getötet habe, daß du gar nicht mehr in der Lage bist, die Wahrheit zu sehen. Vielleicht willst du sie auch gar nicht sehen. Frag Ian doch, wo er an dem Tag war, an dem Franny starb.«

»Das werde ich«, antworte ich und verlasse den Raum. Wütend stürme ich aus dem Haus und knalle die Tür hinter mir zu. Draußen picken ein paar Amseln im glänzenden Gras, das von M.s Rasensprenger noch ganz feucht ist. Es ist heiß, und der Himmel sieht aus wie frisch poliert. Die Chromteile eines geparkten Wagens reflektieren das gleißende Sonnenlicht. Blinzelnd wende ich mich ab und suche in meiner Tasche nach der Sonnenbrille.

Noch nie war ich so wütend. Ich hätte wissen müssen, daß M. versuchen würde, den Verdacht von sich abzulenken, aber zu behaupten, Ian und Franny seien miteinander

im Bett gewesen – das ist einfach grotesk. Sportliche Betätigung hat mir schon immer geholfen, übermäßigen Streß oder Ärger wegzubrennen, deshalb beschließe ich, in den Fitneßclub zu fahren. Ich mache zu Hause halt, um meine Sportsachen zu holen, und als ich wieder aus der Einfahrt rolle, werfe ich wie immer einen Blick auf Frannys Cadillac. Erneut fällt mir auf, daß der Wagen gewaschen werden muß. Ich überlege, wie ich fahren soll, und entscheide mich für den Mace-Covell Boulevard, eine lange Straße am Stadtrand, die die Innenstadt umgeht. Ein kräftiger Wind beugt das hohe Gras am Straßenrand.

Im Club angekommen, muß ich feststellen, daß der Pool überfüllt ist und ich mir eine Bahn mit jemandem teilen muß. Angetan mit einem schwarzen Speedo-Anzug und einer Badehaube und einer Schwimmbrille um den Hals, stelle ich mich ans flache Ende des Beckens und beobachte die Schwimmer ein paar Minuten lang, um herauszufinden, wer

der schnellste ist. Wenn ich schon keine Bahn für mich haben kann, will ich doch wenigstens sichergehen, daß ich sie mit jemandem teile, der in etwa mein Tempo hat. Zwei Frauen benutzen Schwimmbretter und spritzen Wasser in alle Richtungen, während sie gemütlich ihre Bahnen ziehen und sich dabei angeregt unterhalten. Drei andere Bahnen werden von viel zu langsamen Schwimmern blockiert, und ganz außen ist es ohnehin überfüllt.

Ich gehe zur zweiten Bahn auf der rechten Seite, wo ein junger Mann Anfang Zwanzig schwimmt. Er hat dunkles Haar und einen braungebrannten Rücken. Als er sich der gegenüberliegenden Seite nähert, setze ich meine Schwimmbrille auf. Als er wendet, tauche ich ins Wasser ein. Ich bin nur für ein paar Sekunden unter der Oberfläche, aber es ist, als tauchte ich in eine andere, ruhigere Welt, einen mit Flüssigkeit gefüllten, schoßähnlichen Innenraum, ohne Schwerkraft oder Lebenskrisen, die mich nach unten

ziehen könnten. Aber als ich die Oberfläche durchbreche, zerbricht auch die Stille. M. drängt sich wieder in meinen Kopf. Zug um Zug lassen meine Arme mich vorwärts schießen, und der andere Schwimmer und ich begegnen uns auf halber Höhe der Bahn. Ich erhöhe meine Geschwindigkeit, und als wir uns wieder treffen, habe ich eine Armlänge Vorsprung. Die nächste Bahn aber endet wieder unentschieden. Erneut treffen wir uns in der Mitte, und das bleibt auch während der nächsten zehn Bahnen so. Wenn ich schneller schwimme, wird er auch schneller. Ich stelle mir vor, daß er M. ist, meine Nemesis, und daß wir ein Rennen austragen, bei dem nur einer von uns beiden die Ziellinie als Überlebender überqueren wird. Dieser Gedanke treibt mich an, und ich bin mir sicher, schneller zu schwimmen als je zuvor, aber der junge Mann kann mithalten. Ich denke an M.s Worte – *Ian war mit Franny im Bett. Frag ihn doch, wo er an dem Tag war, als sie starb* –, und meine Wut kehrt zurück

und treibt mich an. Als ich meine fünfzehnte Bahn beginne, bin ich fest entschlossen, einen Vorsprung herauszuschwimmen, aber nach der sechzehnten geht mir auf, daß ich allein bin. Der junge Mann ist nicht mehr da. Ich halte einen Moment an, und im verschwommenen Gesichtsfeld meiner Brille sehe ich ihn auf das Gebäude zugehen und durch die Tür treten. Während ich weiter meine Bahnen ziehe, habe ich das Gefühl, um meinen Sieg betrogen worden zu sein. Ich werde langsamer und konzentriere mich mehr auf meinen Stil. Jeder meiner Züge ist kräftig, sicher und gleichmäßig. Ich habe das richtige Tempo gefunden, und mit der zwanzigsten Bahn verwandelt sich meine Wut in eine schwarze, nagende Frage: Was, wenn M. die Wahrheit sagt?

33

Als ich nach Hause komme, sehe ich Ians Holzschnitzerei auf der Küchentheke stehen: den Reiher aus Lindenholz, der die Flügel ausbreitet und trotz seiner Miniaturgröße – er ist knapp acht Zentimeter hoch – so detailliert und fein geschnitzt ist, daß man sofort weiß, daß es sich um das Werk eines geschickten Handwerkers handelt. Minutenlang stehe ich da und denke an das komplizierte Muster, das in Frannys Oberkörper geritzt war, ebenfalls das Werk eines Künstlers.

Ian. Ich habe einen Schlüssel zu seiner Eigentumswohnung und überlege, ob ich nach Sacramento fahren und sie durchsuchen soll. Ich weiß nicht, was ich dort zu finden hoffe – vielleicht Fotos von Franny oder etwas, das ihr gehört hat, Schmuck, Kleidung, eine Haarspange, irgend etwas, das beweisen würde, daß er sie gekannt hat. Aber in dem Moment höre ich die Haustür auf-und wieder zugehen. Ian ruft meinen Namen, und einen Moment später betritt er die Küche, fällt mit

dem ihm eigenen, ungestümen Gang in den Raum ein. Seine Schultern wirken leicht gebeugt, er hält den Kopf nachdenklich gesenkt, und er trägt noch die Sachen, die er bei der Arbeit anhatte – eine graue Hose und ein verknittertes weißes Hemd. Mit seiner Präsenz, seiner blonden Stämmigkeit, erfüllt er den ganzen Raum. Er blickt auf.

»Nora!« sagt er. Sein Gesicht hellt sich zu einem Lächeln auf. Die vollen Lippen öffnen sich und enthüllen zwei Reihen perfekt geformter weißer Zähne. »Ich habe nicht damit gerechnet, daß du zu Hause bist. Warum hast du nicht geantwortet?« In einer Hand trägt er einen Stapel Bücher, in der anderen eine Aktenmappe. Er legt alles auf den Tisch und kommt zu mir herüber, um mir einen Kuß zu geben. Für einen kurzen Moment berühren seine Lippen die meinen. Ich bin innerlich erstarrt, als hätte sich die ganze Wärme, die ich einmal für diesen Mann empfunden habe, zu etwas Hartem, Kaltem verfestigt. Ich muß mich zwingen, nicht den

Kopf wegzudrehen.

Er sieht mich erstaunt an. »Was ist los?« fragt er. Endlich kann ich mich von ihm lösen. Ich gehe auf die andere Seite des Tisches, um eine Art Sicherheitsabstand zwischen uns zu schaffen.

»Du hast Franny gekannt«, sage ich in anklagendem Ton. Ich beobachte seine Reaktion. Ein Ausdruck, den ich nicht beschreiben kann, huscht über sein Gesicht. Ist es Angst, Traurigkeit, Schuldbewußtsein? Ich weiß es nicht. Aber daran, daß er Franny tatsächlich gekannt hat, läßt seine Mimik keinen Zweifel. Ich warte darauf, daß er mich anlügt. Seufzend legt er beide Hände auf die Rückenlehne eines Stuhls, läßt den Kopf sinken und starrt vor sich hin. Schließlich blickt er auf und sieht mich an.

Ruhig sagt er: »Ich wollte es dir sagen. Ich hatte nicht vor, ein Geheimnis daraus zu machen. Als sie starb, warst du so durcheinander – es schien mir nicht der richtige Zeitpunkt für so ein Geständnis zu

sein. Und in den Wochen danach hast du so zerbrechlich gewirkt, als würde dir schon die kleinste Unannehmlichkeit schwer zusetzen. Ich konnte es dir damals einfach nicht sagen. Ich wollte dich erst wieder zu Kräften kommen lassen. Aber aus Wochen wurden Monate, und irgendwann war es zu spät. Ich weiß selbst nicht, wie das passieren konnte. Eine Woche wartete ich auf den richtigen Zeitpunkt. Eine Woche später hatte ich ihn verpaßt. Deswegen habe ich irgendwann angefangen, mein Schweigen vor mir selbst zu rechtfertigen: Niemand wußte von Franny und mir; es würde auch nichts mehr ändern, wenn ich es dir erzählte; es würde die Sache nur noch schlimmer machen. Außerdem kam mir meine Nacht mit Franny immer irrealer vor, als hätte ich nie wirklich mit ihr geschlafen. Aber ich wußte natürlich, daß ich es getan hatte. Und ich schämte mich dafür, wie ich sie behandelt hatte. Ich wußte einfach nicht, wie ich dir das sagen sollte.«

Ich stehe immer noch hinter dem Tisch,

unfähig, ein Wort zu sagen. Ian hat Franny gekannt. Ich habe seine Worte gehört und den Ausdruck auf seinem Gesicht gesehen, aber ich hatte trotzdem damit gerechnet, daß er es abstreiten würde. Ich hatte gehofft, daß er es abstreiten würde. Ich möchte nicht glauben, daß M. die Wahrheit gesagt hat. Aber es ist so. Er hat nicht gelogen.

»Wie hast du es herausgefunden?« fragt Ian.

Mein Lachen klingt rauh und bitter. Ian kennt M. nur als Philip Ellis, und er hat noch immer keine Ahnung, daß ich mit ihm ins Bett gehe.

»Das Tagebuch«, sage ich. »Es steht in ihrem Tagebuch. Sie hat erwähnt, daß sie bei einem der Feste, zu denen ich sie mitschleppte, jemanden kennengelernt hatte. Den Namen hat sie nicht aufgeschrieben, bloß, daß es ein Reporter vom *Bee* war. Ich weiß noch genau, daß ich, nachdem ich das Tagebuch zum ersten Mal gelesen hatte, dauernd überlegte, wer von der Zeitung wohl mit ihr geschlafen hatte. Der untersetzte Mann, der stundenweise in der

Sportredaktion arbeitet? Einer von den neuen Typen, die für den Politikteil schreiben? Vielleicht hatte er ihr bloß was vorgeflunkert und war überhaupt kein Reporter. Vielleicht arbeitete er in der Buchhandlung oder im Vertrieb. Auf dich wäre ich damals nicht gekommen. Niemals.« Ich zucke mit den Achseln. Kalt füge ich hinzu: »Ich habe bloß geraten. Wenn ich dir nicht so bedingungslos vertraut hätte, wäre ich vielleicht schon eher draufgekommen.«

Ian zuckt zusammen, aber er weicht meinem Blick nicht aus. »Es war nur ein einziges Mal, Nora. Das schwöre ich. Ich hatte was getrunken. Ich weiß, daß das keine Entschuldigung ist, aber es war einfach ein Irrtum. Es ist nur ein einziges Mal passiert. Das mußt du mir glauben.«

Ich sehe den Kummer in seinen Augen, die so schmerzlich blau sind, und ich möchte ihm so gern glauben, aber ich bin mir nicht sicher, ob ich das kann. »Erzähl«, sage ich.

Er starrt auf seine Hände. Wie ein nervöses

Kind hält er eine Hand in der anderen. Schließlich sagt er: »Sie hat mich fünf-oder sechsmal angerufen, nachdem ich im Anschluß an die Party mit ihr geschlafen hatte. Sie war … ziemlich hartnäckig. Ich glaube, sie war der Meinung, wenn wir uns öfter sehen würden, würde ich sie allmählich liebgewinnen. Ich hätte ihr von Anfang an die Wahrheit sagen müssen – daß ich an einer Liebesbeziehung mit ihr nicht interessiert war. Aber ich habe es nicht getan. Ich weiß, wie schwer es ihr gefallen sein muß, mich anzurufen. Ich weiß, daß sie es aus Verzweiflung getan hat. Ihr die Wahrheit zu sagen – daß ich einfach nicht interessiert war – erschien mir zu grausam. Also erfand ich jedesmal irgendeine Ausrede, warum ich mich nicht mit ihr treffen könne. Es war für uns beide ziemlich peinlich. Das Ganze endete damit, daß ich ihr mit der üblichen ›Vielleicht können wir Freunde bleiben‹-Tour kam. Da war Schluß mit den Anrufen. Ich war natürlich erleichtert, hatte aber auch Gewissensbisse.

Ich war mit der Situation von Anfang an nicht besonders gut umgegangen. Danach habe ich nie wieder etwas von ihr gehört – bis zu dem Tag, als ich in der Zeitung von ihrem Tod las. Mein schlechtes Gewissen verstärkte sich noch. Ich wußte, daß ich netter zu ihr hätte sein sollen. Irgendwie glaubte ich wohl, mein Verhalten wettmachen zu können, indem ich dir in der Zeit nach ihrem Tod beistand. Ich nehme an, ich sah darin eine Art Wiedergutmachung. Ich fühlte mich zu dir hingezogen, wollte dir zur Seite stehen und dir helfen, so gut ich konnte. Dann …« Er breitet mit einer ratlosen Geste die Arme aus. »Dann habe ich mich in dich verliebt.«

Ich schweige eine Weile. Franny hat Ian belästigt. Sie hat ihn mehrmals angerufen, weil sie seine Aufmerksamkeit wollte. In ihrem Tagebuch erwähnt sie – zweifellos aus Scham – lediglich einen Anruf. Ich kann mir nicht vorstellen, wie es gewesen sein muß, hinter einem Mann herzujagen und ihn wiederholt anzurufen, wenn doch klar war, daß

er kein Interesse hatte. Bei dem Gedanken zieht sich mir das Herz zusammen. Seine Zurückweisung muß sie sehr verletzt haben. Ich wünschte, ich wäre dagewesen, um sie zu trösten. Bitter sage ich: »Habe ich das jetzt richtig verstanden? Du hast mir nicht erzählt, daß du Franny gefickt hast, weil du den richtigen Moment verpaßt hast? Und dann hast du dich in mich verliebt, und da konntest du es mir natürlich nicht mehr sagen.«

»Ich habe mich geschämt, Nora. Ich war nicht gerade stolz auf die Tatsache, daß ich mit ihr geschlafen hatte, ohne ihre Zuneigung zu erwidern.«

Die Qual in Ians Gesicht läßt meine Wut etwas verrauchen. Nur zu gern würde ich glauben, was er mir gerade erzählt hat, aber ich bin mir nicht mehr sicher. Bei ihm nicht und bei M. auch nicht.

»Was hast du an dem Tag gemacht, als sie ermordet wurde?« frage ich ihn schließlich.

Ian legt den Kopf leicht schräg, sagt aber zunächst nichts. Dann, als ihm langsam

dämmert, was ich denke, scheint sein Gesicht in sich zusammenzuschrumpeln. »Wie kannst du mich das fragen?« antwortet er verletzt. »Du glaubst, daß ich etwas mit ihrem Tod zu tun hatte?«

Ich zucke mit den Achseln. Als er merkt, daß ich auf eine Antwort warte, sagt er: »Ich habe sie nur ein einziges Mal getroffen, sechs Monate vor ihrem Tod. Warum hätte ich sie töten sollen? Wie kannst du so etwas nur fragen?«

Wie konnte ich? Es klingt tatsächlich lächerlich. Er hatte kein Motiv, und er hatte sie schon sechs Monate nicht mehr gesehen. Ich fahre mir durchs Haar und versuche, wieder ein Gefühl für die Realität zu bekommen. Ian des Mordes zu verdächtigen ist so weit hergeholt, daß es fast schon an Wahnsinn grenzt. Das ist M.s Werk, denke ich. Er pflanzt mir solche Wahnideen ein, um mich noch mehr zu verwirren.

Ian macht einen Schritt auf mich zu und sagt: »Du kennst mich doch, Nora. Du *kennst* mich

doch. Ich wäre nie imstande gewesen, sie zu töten.«

Mir wird klar, daß er recht hat. In meinem Herzen weiß ich, daß Ian kein Mörder ist. Aber der Samen des Verdachts ist noch da, und ich habe meine Zweifel. Vielleicht ist es auch bloß Verwirrung. Ich weiß gar nicht mehr, was ich denken soll.

»Du hättest mir sagen sollen, daß du Franny gekannt hast«, erkläre ich. »Was soll ich denken, wenn du mir so etwas verheimlichst?«

Er nimmt meine Hand und hält sie fest. »Du sollst denken, daß ich auch nur ein Mensch bin, daß ich einen Fehler gemacht habe und daß ich kein Mörder bin.«

Damit scheint alles gesagt zu sein. Ich wünschte, ich könnte die Arme um ihn legen, ihn an mich drücken und wissen lassen, daß ich mich getäuscht habe, daß ich weiß, daß er eines Mordes gar nicht fähig ist. Aber mein Körper gehorcht mir nicht. Ich mache keine Anstalten, ihn zu umarmen. Ich sage nichts,

was ihm zeigen könnte, daß ich ihm vertraue. Meine Hand hängt schlaff in seiner, bis ich sie ihm schließlich entziehe.

»Ian, ich möchte heute abend lieber allein sein.«

Er setzt zu einer Entgegnung an, überlegt es sich aber anders. »Ruf mich an, wenn du mich wiedersehen möchtest«, sagt er resigniert. Er küßt mich leicht auf die Wange, drückt seine Lippen nur ganz sanft auf meine Haut. Dann geht er. Während ich mich zum Schlafengehen fertig mache, frage ich mich, wann ich ihn wohl wiedersehen werde.

34

Ann Marie, meine Nachbarin von gegenüber, ist wieder in ihrem Garten beschäftigt. Sie ist ein winziges Persönchen, und sie trägt einen Schlapphut aus Stroh, ein ausgebleichtes Sommerkleid und Gartenhandschuhe, die so riesig sind, daß Ann Marie im Vergleich noch winziger und zierlicher wirkt. Ich gehe zu ihr hinüber, und wir unterhalten uns ein paar Minuten. Es kommt mir so vor, als wäre sie ständig im Garten zugange, aber ich weiß, daß das nicht stimmt. Sie arbeitet in Sacramento als Mathematiklehrerin und ist den Großteil des Tages nicht da. Die Tatsache, daß ich sie immer im Garten sehe, sagt mehr über meine Isolation aus als über ihren Eifer bei der Gartenarbeit. Würde ich mehr Zeit im Freien verbringen, würde ich sie auch bei anderen Tätigkeiten sehen. Im Moment habe ich kaum Kontakt zu meinen Nachbarn. Obwohl ich nun schon ein Jahr in diesem Teil von Davis lebe, fühle ich mich hier nicht zu Hause. Ann Marie besucht wie

ich den hiesigen Fitneßclub, und wir kennen uns aus der Jazzgymnastik.

Im Moment kriecht sie auf allen vieren durch ihren Garten und stochert mit einem Pflanzenheber in der Erde herum.

»Was pflanzt du denn da?« frage ich.

»Gänseblümchen«, antwortet sie und hebt ein Polster Blumen aus der Erde. »Eigentlich pflanze ich sie gar nicht. Ich setze sie bloß auseinander, damit sie nächstes Jahr besser blühen – ich schaffe ihnen ein bißchen mehr Platz zum Wachsen.« Ihre braunen Beine ragen unter dem Kleid hervor. Ich sehe ihr zu, wie sie eine weitere Reihe Gänseblümchen ausdünnt. Als sie fertig ist, lehnt sie sich zurück und betrachtet ihr Werk. Mit dem Handrücken wischt sie sich ein paar Schweißperlen von der Stirn. Dann steht sie auf und dreht langsam eine Runde über den Rasen. Wonach sie dabei Ausschau hält, weiß ich nicht. Ich folge ihr.

»Was gibt es Neues?« frage ich. Sie weiß, daß ich unsere Nachbarn meine.

Sie schaltet den Rasensprenger ein. Man hört zunächst ein leises, gurgelndes Geräusch, dann sprudelt das Wasser hoch, und ein gleichmäßiger Sprühregen setzt ein. »Nun ja«, sagt sie, und während sie sich hinunterbeugt, um einen der Sprühköpfe zu verstellen, erzählt sie mir, was in der Nachbarschaft so los ist. Fast alles, was ich über meine Nachbarn weiß, habe ich von ihr.

»Ein paar Häuser weiter«, sagt sie, »graben die Besitzer ihren Garten um, sie wollen ihn neu anlegen.«

Ich blicke die Straße hinunter und entdecke einen großen Erdhaufen. Es überrascht mich, daß er mir vorher nicht aufgefallen ist. Ich beneide meine Nachbarn um ihr normales Leben. Niemand von ihnen muß sich wegen eines Mörders Gedanken machen und sich ständig nervös nach einem Verfolger umblicken. Niemand von ihnen muß sich den Kopf darüber zerbrechen, was wohl in zwei Wochen sein wird.

In dem Moment kommt mein Vermieter,

Victor Puzo, in beigen Shorts und einem Polohemd die Straße heraufgeradelt und hält vor meinem Haus. Er ist ein schlaksiger Mann Anfang Siebzig, mit dunkler Haut und weicher Stimme. Gelegentlich kommt er vorbei, um sich zu vergewissern, daß der Gärtner alle anfallenden Arbeiten erledigt. Ich überlasse Ann Marie ihrem Rasensprenger und überquere die Straße, um Victor zu begrüßen. Während ich auf ihn zusteuere, geht mir durch den Kopf, daß ich heute mit mehr Nachbarn rede als sonst in einem Monat. Allmählich komme ich mir vor wie eine dieser exzentrischen alten Damen, hinter deren Rücken ständig getuschelt wird – die Hexe aus der Nachbarschaft. Ich bin das Phantom mit der Kapuze. Die unsichtbare Frau.

Victor betrachtet einen der Bäume in meinem Vorgarten. Er hat die Hände in die Hüften gestemmt und den Kopf schief gelegt. Seine Miene wirkt nachdenklich.

»Hallo, Victor«, begrüße ich ihn. Er sieht zu mir herüber und lächelt mich freundlich an.

»Ich habe ein Schreiben von der Stadt bekommen«, sagt er. »Sie werden die beiden Bäume im Vorgarten austauschen.«

»Warum denn das?« frage ich. Er schirmt mit der Hand seine Augen ab und mustert mich mit einem seltsamen Blick.

»Weil sie sterben.«

Ich blicke zu den Bäumen hoch. Sie sehen tatsächlich nicht gerade gesund aus. Es ist jetzt Ende August, und sie verlieren schon die Blätter. Ich bin mir ziemlich sicher, daß sie das eigentlich erst im Herbst tun sollten. Ich erinnere mich an letztes Jahr, als ihr dichtes Laub einen schattenspendenden Baldachin über dem Vorgarten bildete. Dieses Jahr sind sie nur spärlich belaubt, und die Äste sehen dürr aus. Wann hat das angefangen, denke ich. Dann wird mir bewußt, daß es mir im Grunde völlig egal ist.

»Sie haben flache Wurzeln«, erklärt er. »Deswegen leben sie nicht lange.«

»Ist das normal?« frage ich, obwohl es mich eigentlich gar nicht interessiert.

»Für diese Sorte ja.« Und er erzählt mir, daß es sich um eine Baumart handelt, deren Lebensspanne in der Regel nur zehn bis fünfzehn Jahre beträgt. Dann deutet er auf die Bäume in den Nachbargärten, erklärt mir, welche langlebig sind und welche besonders viel Schatten spenden.

»Sehen Sie den da?« sagt er und deutet die Straße hinauf. »Dieser Baum ist ein guter Schattenspender.«

Bei dem Wort »Schattenspender«, muß ich an »Samenspender« denken und würde am liebsten losprusten. Nur mit Mühe unterdrücke ich ein Lachen, weil Victor mich schon wieder so seltsam anstarrt.

»Wie geht es Richard und Abby?« frage ich aus reiner Höflichkeit. Richard, sein Sohn, ist ebenfalls im Baugeschäft. Er und seine Frau wohnen ein paar Häuser weiter. Victor und er haben das Haus, in dem ich wohne, gemeinsam gebaut, und Richard hat selbst eine Weile darin gewohnt, bevor er das andere Haus baute.

»Gut«, antwortet er, den Blick immer noch auf den kahlen Baum gerichtet. »Es ist alles in Ordnung. Das Baby soll im Januar kommen.«

»Das Baby?« frage ich, und er klärt mich darüber auf, daß Abby schwanger ist.

»Das habe ich nicht gewußt«, sage ich. »Sie ist wirklich schwanger? Das ist ja unglaublich!« Aus irgendeinem Grund überrascht mich Abbys Schwangerschaft. Es kommt mir so vor, als hätte ich erst vor ein paar Wochen mit ihr gesprochen – und da war sie bestimmt noch nicht schwanger, ihr Bauch war flach wie ein Brett –, aber anscheinend sind seitdem fünf oder sechs Monate vergangen.

»Na so was«, sage ich, immer noch erstaunt. Dann spüre ich plötzlich wieder diesen Stich, diesen kleinen, traurigen Schmerz im Herzen, den ich immer spüre, wenn eine andere Frau ein Baby bekommt. »Das ist ja wunderbar. Wünschen sie sich einen Jungen oder ein Mädchen?«

»Einen Jungen. Es wird ein Junge. Sie hat einen Test machen lassen, und der Arzt sagt, es wird ein Junge.«

Ein Junge, denke ich. Das hat die Welt gerade noch gebraucht. Einen weiteren Jungen. Der Süden von Davis erlebt neuerdings eine Jungenschwemme. Das Paar, das in der anderen Hälfte meines Doppelhauses lebt, hat erst letzten Monat einen Jungen bekommen (den zweiten), und vor zwei Wochen hat die Frau, die in dem blauen Tudor-Haus gegenüber wohnt, ebenfalls einen Jungen geboren (ihren vierten). In beiden Fällen hatte ich nicht einmal gewußt, daß die Frauen überhaupt schwanger waren. Ann Marie hat mich über die Geburten informiert. Offenbar weiß sie nicht, daß Richard und Abby ein Baby bekommen. Einen Jungen. Was ist bloß aus den kleinen Mädchen geworden? denke ich. Und warum sollte sich irgend jemand vier Jungen wünschen? Aber ich kenne die Antwort auf diese Frage.

Ich fahre nur mehr nach Sacramento, wenn es sich absolut nicht vermeiden läßt. Die Wahrheit ist, daß die ständige Auseinandersetzung mit dem Tod und das Zweiwochenultimatum mich zitterig gemacht haben. Ich lebe in einer kleinen Welt innerhalb der Stadtgrenzen von Davis, und wenn ich über den Yolo Causeway fahre, habe ich das Gefühl, meinen Zufluchtsort zu verlassen und mich auf fremden Boden zu begeben. Meinen Zufluchtsort! Ich muß selbst lachen. Mein Leben in Davis, mein Leben mit M. ist alles andere als sicher. M. bietet mir keinen Schutz. Trotzdem ist mir Sacramento fremd geworden. Es steht für das Leben, das ich aufgegeben habe, und wenn ich über die Tower Bridge fahre, fühle ich mich jedesmal wie eine abtrünnige Tochter, die nach langer Abwesenheit heimkehrt und feststellen muß, daß sie sich im eigenen Land inzwischen wie eine Fremde fühlt, unbehaglich und ein bißchen ängstlich. Diese Stadt und mein

früherer Lebensstil gehören nicht mehr zu mir.

Ian hat eine Eigentumswohnung in der Innenstadt. Ich fahre den Capitol Mall Boulevard hinauf und biege am Regierungsgebäude mit der goldenen Kuppel rechts ab. Ian wohnt nur ein paar Blocks südlich in einer schattigen, von Ulmen gesäumten Straße. Ich parke am Randstein und gehe zu seinem Haus hinüber, einem braunen, stuckverzierten Gebäude mit efeuüberwucherten Mauern. Der Gehsteig ist schon so alt, daß er Sprünge hat, und aus igendeinem Grund fühle ich mich bei diesem Anblick weniger fremd.

Ich klingle an der Haustür und warte darauf, daß mir Ian aufmacht. Er hat mir einen Schlüssel gegeben, aber ich habe ihn noch nie benutzt. Er verstand das als symbolische Geste – wir haben uns selten in seinem Haus getroffen –, aber ich weiß, daß er hoffte, unsere Beziehung würde dadurch enger werden. Es hat nicht so funktioniert, wie er sich das vorgestellt hatte. Seit dem Tag, an

dem ich dahinterkam, daß Ian mit Franny im Bett war – sogar schon eher, seit dem Tag, an dem ich zum ersten Mal mit M. schlief, haben sich unsere Wege immer deutlicher getrennt. Es gab keinen großen Streit, keine dramatische Trennung, eher ein allmähliches Nachlassen. Aus drei Tagen, an denen wir uns nicht sahen, wurden vier, aus vier Tagen fünf und so weiter. Irgend etwas ist zerbrochen, und jetzt steht ein Gefühl des Unbehagens zwischen uns. Unsere Beziehung hat einen Riß bekommen, den wir nicht mehr kitten können. Der Schlüssel bleibt ein Symbol, aber inzwischen steht er mehr für Versagen als für Hoffnung. Es wäre fast schon anmaßend von mir, ihn in diesem Stadium unserer Beziehung zu benutzen.

Ich spähe durch die Glaseinsätze seitlich der Tür. Ich sehe Ian auf mich zukommen. Er blickt zu Boden und wirkt zerstreut. Er trägt seine Lesebrille, das blonde Haar hängt ihm wirr in die Stirn, und er hat ein Bündel loser Blätter unter den Arm geklemmt. Er öffnet die Tür.

Als er mich sieht, huscht ein Anflug von Überraschung und Unmut über sein Gesicht, den er sofort mit einem Lächeln kaschiert. Aber es ist zu spät. Ich habe gesehen, wie unangenehm es ihm ist, mich zu sehen.

»Nora«, sagt er und schlägt sich nervös mit der Mappe gegen das Bein.

»Hallo. Ich war gerade in der Gegend.«

»In der Gegend«, wiederholt er und lächelt ein bißchen, weil wir beide wissen, daß das gelogen ist.

Er hat mich noch immer nicht hereingebeten.

»Ich mußte dich unbedingt sehen«, sage ich.

Er weicht einen Schritt zurück. Ich gehe durch die Diele ins Wohnzimmer. Seine Wohnung ist hell und luftig, mit Deckenventilatoren und kalkweißen Wänden, die immer noch kahl sind. Nur an einer hängt ein Bild von einem Kuhschädel, ein Druck von Georgia O'Keeffe. Während ich mich auf der Couch niederlasse, kommt eine kräftige, grauhaarige Frau um die Fünfzig herein. Sie trägt einen grünen Plastikeimer mit Putzutensilien – einer

Flasche Ajax, mehreren Schwämmen, einer Toilettenbürste. Ich nehme an, daß es sich um Pat handelt, die Putzfrau, die er kürzlich mal erwähnt hat.

»Ich bin fertig, Ian«, erklärt sie laut und fröhlich. Als sie mich entdeckt, fügt sie hinzu: »Oh, tut mir leid. Ich wußte nicht, daß Sie Besuch haben.«

Ian stellt mich als seine Freundin vor. Wir tauschen ein paar höfliche Floskeln aus. Dann nimmt sie einen Scheck vom Tisch, packt ihre Putzsachen zusammen und sagt im Gehen, daß sie nächste Woche wiederkommen werde. Nachdem sie weg ist, herrscht peinliches Schweigen zwischen uns.

»Woran arbeitest du gerade?« frage ich endlich und deute auf die Papiere in seiner Hand.

»Du meinst das hier?« fragt er und hält die Blätter geistesabwesend hoch. »Ach, nicht der Rede wert. Ich arbeite heute zu Hause. Das sind bloß…« Ohne den Satz zu Ende zu sprechen, wirft er die Blätter auf den

Wohnzimmertisch – auf dem schon mehrere Messer und drei kleine Holzblöcke herumliegen – und läßt sich mir gegenüber nieder. In scharfem Ton fragt er: »Warum bist du hier?«

Ians Gesicht wirkt so bekümmert, daß ich am liebsten die Hand ausstrecken und seine Stirn glattstreichen würde. Aber ich tue es nicht. Die Risse in unserer angeschlagenen Beziehung lassen eine so vertrauliche Geste nicht zu: es wäre zu kühn.

Ich konzentriere mich auf seine Frage. Warum *bin* ich hier? »Das weiß ich selbst nicht«, antworte ich seufzend. »Jedenfalls nicht genau.« Ich halte inne, um meine Gedanken zu ordnen, und fange noch einmal von vorne an. »Wir sehen uns kaum noch. Fast gar nicht mehr. Ich weiß, daß das größtenteils meine Schuld ist. Ich kann es dir nicht verübeln, daß du mich nicht mehr sehen willst. Ich weiß, daß ich in letzter Zeit ein richtiges Biest war.« Ich atme tief durch und sage: »Aber ich liebe dich noch immer.«

Als Ian mir keine Antwort gibt, lasse ich den Kopf sinken und starre auf meinen Schoß. Leise sage ich: »Ich werde es schon irgendwie auf die Reihe kriegen. Aber ich brauche das Gefühl, daß du für mich da bist. Daß du auf mich wartest.« Ich höre das weinerliche Flehen in meiner Stimme. Ich sehe zu Ian hinüber. »Ich bringe dieses Chaos wieder in Ordnung. Ganz bestimmt.«

Er hat mir stumm zugehört, aber jetzt wirkt er noch bekümmerter als vorher. Ich beuge mich vor, nehme seine Hand und sage: »Ich werde es schaffen, Ian. Das verspreche ich dir. Ich brauche einfach noch Zeit. Ich kann dir nicht erklären, was los ist. Aber ich bringe es wieder in Ordnung. Ich werde einen Weg finden.«

Er entzieht mir seine Hand. Sanft sagt er: »Du kannst es nicht mehr in Ordnung bringen, Nora. Was auch immer zwischen uns war, es ist vorbei. Und das liegt nicht nur an dir. Ich bin genauso schuld.«

Ich kann nicht anders – ich strecke noch

einmal die Hand aus und berühre seine Wange. Sie ist so weich und glatt und rein. »Oh, Ian. Du trägst überhaupt keine Schuld. Du warst immer wundervoll zu mir. Es tut mir so leid, daß ich wegen Frannys Tod an dir gezweifelt habe. Du bist so …«

»Hör auf!« Er steht abrupt auf und beginnt, mit finsterer Miene auf und ab zu gehen. Er wirkt aufgewühlt und schuldbewußt. Ich habe ihn noch nie so gesehen. Er kommt zurück und setzt sich wieder hin. »In bin nicht der wundervolle Mensch, den du aus mir machst. Ich bin ein ganz normaler Mann, Nora, ich habe Schwächen und Fehler wie jeder andere auch. Und zur Zeit – jetzt und hier, Nora – komme ich mit deinen Problemen nicht klar. Ich bin dem einfach nicht gewachsen.«

Er geht zum Wohnzimmerfenster hinüber und sieht hinaus. Mit dem Rücken zu mir sagt er leise: »Ich liebe dich auch.« Dann noch leiser: »Mein Gott, Nora, ich liebe dich noch immer. Aber ich brauche etwas Raum zum Atmen. Ich brauche Zeit zum Nachdenken.«

Ich starre auf Ians Rücken. Er wirkt steif, angespannt. Ich kann die Spannung förmlich sehen, und es macht mich unglaublich traurig, daß ich an seinem Elend schuld bin. Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Ich weiß nicht einmal mit Bestimmtheit, warum ich hergekommen bin. Als ich ihn gebeten habe, mir noch eine Chance zu geben, hat ein Teil von mir bereits gewußt, daß er längst zu einem Relikt aus meiner Vergangenheit geworden ist. Ich liebe ihn, und er liebt mich – aber das bedeutet nicht viel. Es ist nicht genug, um uns zusammenzuhalten, und es ist ganz sicher nicht genug, um mich von M. fernzuhalten.

Ich verlasse seine Wohnung, während er noch aus dem Fenster starrt, um mich nicht ansehen zu müssen. Ich biege auf den Freeway ein und fahre zurück nach Davis. Er sagt, er braucht Zeit zum Nachdenken, aber ich weiß, was das heißt. Es heißt, daß sich eine Beziehung langsam auflöst. Es ist eine höfliche Art, sich zu verabschieden. Ich habe diesen Satz selbst schon zu einigen Männern

gesagt: Ich brauche Zeit zum Nachdenken. Übersetzt heißt das: Ich will dich nicht mehr sehen. Ian hat natürlich jeden Grund, das zu sagen. Ich habe ihm viele Gründe gegeben, sich von mir zurückzuziehen, Gründe, von denen er gar nichts weiß. Nun hat M. seinen Willen also durchgesetzt. Ian gehört nicht mehr zu meinem Leben.

Nach dieser Erkenntnis fühle ich mich fast erleichtert, als wäre eine Last von mir genommen. Ich brauche keine von Ians Fragen mehr zu beantworten. Ich muß auch nicht mehr versuchen, mein Verhalten zu erklären. Gleichzeitig aber habe ich das Gefühl, eine Chance verpaßt, einen schrecklichen Fehler gemacht zu haben. Jetzt stehe ich am Rand des Abgrunds, und es gibt niemanden mehr, der mich noch zurückhalten könnte.

M.s Haustür ist nicht abgesperrt, deswegen gehe ich ohne anzuklopfen hinein. Sobald ich den Türknauf gedreht habe, höre ich Musik. Er sitzt am Flügel, hört aber sofort zu spielen auf, als ich den Raum betrete. Ich gehe zum Sofa hinüber und setze mich.

»Jetzt hast du erreicht, was du wolltest«, sage ich.

Er dreht sich zu mir herum und verschränkt die Arme vor der Brust. Die Vorhänge sind zugezogen, das Licht im Raum ist dämmrig. Die Lampe über dem Flügel strahlt auf M. herunter und betont seine Wangenknochen und sein energisches Kinn. Seine Lippen haben einen sinnlichen Schwung. Mir geht durch den Kopf, daß er als junger Mann ziemlich gut ausgesehen haben muß. Er sagt: »Ich erreiche immer, was ich will.«

Ich bin wütend und nicht in der Stimmung für seine Spielchen. »Dir habe ich es zu verdanken, daß Ian mich nicht mehr sehen will.« Ich füge hinzu: »Wenn ich dich nicht

kennengelernt hätte, wären Ian und ich noch zusammen.«

M. fragt: »Möchtest du einen Drink?«

Ich starre ihn an.

Er kommt herüber und setzt sich neben mich. Mit einer besitzergreifenden Geste legt er seine Hand auf mein Knie.

Ich schiebe die Hand weg, verwehre ihm seinen Besitz. Ich möchte diesen Mann für das bestrafen, was er getan hat. Ich gebe ihm die Schuld daran, daß Ian mich zurückweist, obwohl ich genau weiß, daß ich mir das selbst zuzuschreiben habe.

M. – ganz Lehrer, strenger Erzieher, Nestor, algolagnischer Pygmalion – sieht mich eine Weile schweigend an. Es ist ein einstudierter, geduldiger Blick. Dann sagt er: »Du hast nie gute Beziehungen mit Männern gehabt, Nora. Ian war da keine Ausnahme. Selbst wenn wir uns nicht kennengelernt hätten, wärst du nicht lange bei ihm geblieben. Du hast ihn nach Frannys Tod gebraucht. Mehr war er nicht für dich – eine Krücke, jemand, auf den du dich

stützen konntest.«

»Er war jemand, den ich geliebt habe. Jemand, den ich immer noch liebe.«

»Du liebst ihn genausowenig, wie du die anderen Männer in deinem Leben geliebt hast. Und er könnte dich nie so befriedigen, wie ich es kann.«

»Das stimmt nicht.«

»Doch, es stimmt, und du weißt es. Dir gefällt vielleicht die Vorstellung, ihn zu lieben, aber in Wirklichkeit brauchst du jemanden wie mich.«

Verärgert über seine oberflächliche Analyse, schüttele ich den Kopf. »Du weißt doch gar nicht, wovon du redest. Ian war etwas Besonderes, und ich habe ihn geliebt.«

»Du hast die Vorstellung geliebt, Nora. Mit Ian war alles so sicher. Du hast dir vorgestellt, ihn zu heiraten, zwei Kinder von ihm zu bekommen und bis an dein Lebensende glücklich zu sein. Aber das hätte nicht funktioniert. Du hättest dich zu Tode gelangweilt. Du hättest ihn unglücklich gemacht und am Ende alles gehaßt, wofür er

stand.«

Er drapiert seinen Arm über die Rückenlehne des Sofas und schlägt die Beine übereinander. Er trägt ein leichtes Kurzarmhemd und eine braune Hose aus Gabardine. In ruhigem und, wie ich finde, herablassendem Ton spricht er weiter.

»Beziehungen sind etwas Schwieriges, Nora. Und was mich betrifft – ich mache dir schreckliche Angst.« Er wechselt seine Sitzposition. »Deine Schwester hatte auch Angst vor mir, aber sie ist nie vor mir zurückgewichen. Auf ihre eigene Art war sie ziemlich furchtlos. Sie haßte, was ich ihr antat, aber sie wollte mich, und sie hatte genug Mut, das Ganze bis zum Ende durchzuziehen. Du liebst, was ich dir antue, aber du kannst es nicht zugeben. Dich muß ich ständig beruhigen, um dir die Angst zu nehmen. Und was Ian und die anderen Männer betrifft, mit denen du zusammen warst – du hast sie dir ausgesucht, weil sie dir Sicherheit boten und dich kein bißchen forderten. Es wird Zeit, daß

du erwachsen wirst, Nora. Es wird Zeit, daß du anfängst, dich mit den Männern auseinanderzusetzen.«

»Und was ist mit dir?« frage ich hitzig. »Du bist doch auch nicht anders. Du hast eine Frau nach der anderen.«

»Bei mir ist das etwas ganz anderes«, sagt er ruhig. »Ich habe keine Angst vor Frauen, und habe keine Angst, mich auf eine Beziehung einzulassen. Wenn ich eine Frau nach der anderen ficke, dann deswegen, weil ich es so will – und nicht, weil ich Angst habe, etwas zu riskieren. Du lebst nicht in der Gegenwart, Nora. Ich habe, was du brauchst, aber du bist zu ängstlich, um es mit offenen Armen anzunehmen. Du glaubst, wenn du vor mir die Augen verschließt, wird ein Besserer des Weges kommen.« Er lehnt sich vor. »Wir passen perfekt zusammen, Nora, aber du lebst entweder in der Zukunft, weil du zu ängstlich bist, dich der Gegenwart zu stellen, oder reitest auf all deinen alten Dämonen herum, weil du Angst hast, dein Leben

weiterzuleben. Du hältst dich für weltgewandt und kultiviert, aber du bist viel ängstlicher als Franny. Du bist einfach eine ängstliche kleine Seele.«

Inzwischen koche ich vor Wut. Ich kann richtig spüren, wie mir die Zornesröte in die Wangen steigt. Gleich werde ich explodieren.

Aber ich explodiere nicht. M. hat schon wieder recht. Ich habe keine Ahnung, wer ich bin. Es ist, als würde er mir einen Spiegel vorhalten – und was ich sehe, gefällt mir nicht.

Verstört über diese Erkenntnis, wechsle ich das Thema.

»Hast du Franny getötet?« frage ich, unfähig, meine Verzweiflung zu verbergen. Ich habe es längst aufgegeben, so zu tun, als wäre ich M. gewachsen. Ich bin es nicht. Inzwischen will ich nur noch die Wahrheit wissen. »Ich muß es wissen. Ich *muß* es einfach wissen. Selbst wenn du es warst, kann ich dir nichts anhaben. Es existieren keinerlei Beweise. Dein Wort wird gegen meines stehen. Du wirst nie ein Gefängnis von innen sehen. Aber

ich muß wissen, ob du sie getötet hast und wie du es getan hast und warum. Sag mir einfach die Wahrheit. Bitte… sag es mir.«

M. beugt sich zu mir herüber und streichelt meine Hand. »Oh, Nora«, sagt er weich, fast traurig. »Wann wirst du endlich die Augen aufmachen? Ich kann es nicht beweisen, aber Ian kommt am ehesten als ihr Mörder in Frage.«

Ich schüttele den Kopf. »Er hatte sie sechs Monate nicht mehr gesehen, als sie starb. Und er hatte keinen Grund, sie zu töten.«

»Es muß nicht immer einen Grund geben. Außerdem hat er dich schon einmal angelogen. Er hätte das mit Franny nie erwähnt, wenn ich dir nicht gesagt hätte, daß die beiden sich kannten. Vielleicht hat er dich auch in anderen Punkten angelogen. Woher willst du wissen, daß er sie tatsächlich sechs Monate nicht mehr gesehen hatte?«

»Er hat es mir erzählt.«

»Und du hast ihm geglaubt?« Ich höre den Zynismus in seiner Stimme.

»Ja.«

»Ich verstehe«, sagt er. Dann fügt er hinzu: »Glaubst du, daß du überhaupt fähig bist, lan objektiv zu beurteilen? Du ignorierst sämtliche Fakten, die ihn verdächtig erscheinen lassen. Er war mit Franny im Bett, er hat dir verschwiegen, daß er sie kannte, kurz nach ihrem Tod hängt er sich wie eine Klette an dich, und jetzt, wo er gemerkt hat, daß du ihn verdächtigst – nachdem du ihn gefragt hast, wo er an dem Tag war, an dem Franny starb –, zieht er sich von dir zurück. Glaubst du nicht, daß Detective Harris das interessant finden würde? Erzähl es der Polizei. Sollen die doch überprüfen, ob er wirklich unschuldig ist.«

»Er hat Franny nicht getötet.« Ich stehe auf und gehe aufgeregt auf und ab. »Und wenn du dir so sicher bist, daß er der Mörder ist, warum hast du mir das nicht schon eher gesagt? Du behauptest, daß dir etwas an mir liegt, daß du dabei bist, dich in mich zu verlieben – hast du da keine Angst gehabt,

daß er auch mich töten würde?«

M. sieht zu, wie ich auf und ab gehe. Ruhig antwortet er: »Nein. Dein Leben war nie in Gefahr. Ian ist kein Mörder – zumindest nicht von seinem Naturell her. Er hat nicht das Zeug dazu. Ich glaube, es war ein Unfall, ein Versehen.«

»Sie war mit Klebeband gefesselt. Und du willst mir erzählen, daß es ein Unfall war? Ein Versehen?«

»Ich habe auch nicht alle Antworten parat, Nora. Vielleicht habe ich überhaupt keine Antworten zu bieten. Ich glaube, daß er einfach die Beherrschung verloren hat. Er ist kein kaltblütiger Mensch. Ich glaube nicht, daß er sie vorsätzlich getötet hat.«

Ich setze mich in die andere Sofaecke. Nach vorn gebeugt, stütze ich die Ellbogen auf die Knie und schlage die Hände vors Gesicht. Seine Worte hallen in meinem Kopf nach: *Er hat die Beherrschung verloren.* Ich muß an die Nacht denken, in der Ian mir gegenüber die Beherrschung verloren und mich aus Wut

brutal gefickt hat, ohne meine Zustimmung.

»Wenn du wirklich der Meinung bist, daß er sie getötet hat, warum hast du mir das nicht schon eher gesagt? Warum hast du es nicht schon erwähnt, als du von der Polizei verhört worden bist?«

»Ich bin erst vor kurzem darauf gekommen – als Ian seinem neuen Freund Philip Ellis gestand, daß er mit Franny geschlafen hatte. Nora, hättest du mir denn geglaubt, wenn ich es dir gesagt hätte? Du willst es doch noch immer nicht glauben. Und die Polizei? Warum sollten die meinen Anschuldigungen Glauben schenken? Die würden doch am liebsten mich als den Schuldigen sehen.«

Ich weiß nicht, was ich antworten soll. Was er sagt, ergibt einen Sinn, aber ich traue meinem Urteil längst nicht mehr.

Er verläßt den Raum und kommt ein paar Minuten später mit einer kleinen Pappschachtel zurück. »Das habe ich heute aus dem Büro mitgebracht«, erklärt er. Er lächelt mich entschuldigend an. »Ich habe die

Sachen in meinem Büro aufbewahrt, weil ich nicht wollte, daß du sie findest.« Er setzt sich neben mich und nimmt den Deckel von der Schachtel. »Ich dachte mir, daß du die Sachen vielleicht gern hättest – ein paar Dinge, die von Franny zurückgeblieben sind.« Er greift in die Schachtel und zieht einen blauen Seidenschal heraus. Ich weiß nicht, ob er ihr gehört hat oder nicht. Aber als nächstes drückt er mir ein Paar Jadeohrringe in die Hand. Ich habe Franny diese Ohrringe vor zwei Jahren zum Geburtstag geschenkt. Ich schließe die Hand um die Ohrringe, bis sie warm werden. Ich möchte Frannys Gegenwart darin spüren, eine psychische Verbindung zwischen ihrer und meiner Welt herstellen. *Sprich mit mir, Franny.* Aber es kommt nichts. Nur bedeutungsloses Schweigen. Mir steigen Tränen in die Augen. Ich kneife sie fest zusammen, weil ich nicht will, daß M. mich weinen sieht. Ich schelte mich, weil ich so sentimental bin. Was habe ich erwartet? Ein Zeichen aus dem Jenseits?

»Hier«, sagt M., und ich öffne die Augen. Er reicht mir eine Brille mit getönten Gläsern.

»Franny hat keine Brille getragen«, sage ich und will sie ihm zurückgeben.

»Das ist eine Lesebrille«, erklärt er. »Sie hat sie eine Woche vor unserer Trennung bekommen.« Dann reicht er mir ein Buch, einen Roman von Jean Auel, und zwei medizinische Zeitschriften. Als nächstes zieht er einen braunen Pulli aus der Schachtel und hält ihn mir ebenfalls hin. Zuletzt nimmt er eine winzige Holzschnitzerei heraus, eine Schlange, die gerade aus dem Ei schlüpft. Als ergriffe eine düstere Vorahnung Besitz von mir, bekomme ich beim Anblick der Schnitzerei eine Gänsehaut. Ich muß an die Schlange denken, die Ian vor sechs Monaten für mich geschnitzt hat. Die Miniatur steht noch auf meinem Wohnzimmertisch.

Ich bin völlig durcheinander und fühle mich nicht in der Lage, heute bei M. zu bleiben. Ich packe alles zurück in die Schachtel – den blauen Schal, die Jadeohrringe, die

Lesebrille, die Zeitschriften, den braunen Pulli, das Jean-Auel-Buch und die Holzschnitzerei. Dann stehe ich auf und verlasse wortlos das Haus. Ich weiß, später wird er mich dafür bestrafen, daß ich ihn einfach so habe sitzenlassen, aber das ist mir egal.

Ich gehe nach Hause und rufe einen Mann namens Peter Byatt an, der beim *Bee* für die Zusammenarbeit mit der Polizei zuständig ist. Ich kenne ihn zwar schon über zehn Jahre, aber wir hatten außerhalb der Arbeit nie miteinander zu tun. Er ist ein älterer, sehr kompetenter Mann, der mir in der Vergangenheit schon bei mehreren Artikeln geholfen hat. Ich warte, bis der Anruf an seinen Schreibtisch durchgestellt wird. Das Telefon läutet mehrmals, ehe sich eine ausdruckslose, gelangweilte Männerstimme mit »Byatt« meldet.

»Pete, hier ist Nora Tibbs.«

Er schweigt einen Moment. Dann fällt ihm

wieder ein, wer ich bin. »Nora! Wie geht es Ihnen? Wann können wir denn wieder mit Ihnen rechnen?«

»Bald«, antworte ich. »Pete, ich wollte Sie um einen Gefallen bitten.«

Nach kurzem Schweigen sagt er: »Was kann ich für Sie tun?«

»Erinnern Sie sich an den Mansfield-Mord?«

»Die Frau von Channel Three? McCarthys Freundin? Natürlich.«

»Erzählen Sie mir davon. Über den Typen, der sie umgebracht hat.«

Ich höre einen Stuhl ächzen und stelle mir vor, wie er sich zurücklehnt und eines der Ablagefächer als Fußstütze benutzt. Ich habe ihm viele Male dabei zugesehen. »Mark Kirn«, sagt er. »Ein richtiger Psychopath. Ein Exfreund von ihr, der nicht von ihr lassen konnte und sie ständig belästigte. Ein echter Spinner. Sie hat sich eine richterliche Verfügung besorgt, um ihn sich vom Leibe zu halten, aber das hat offenbar nicht geklappt. Als er sie weiter belästigte, zeigte sie ihn an.

Er bekam zwei Jahre auf Bewährung, glaube ich. Vielleicht waren es auch drei. Zusätzlich wurde ihm zur Auflage gemacht, sich einer psychiatrischen Behandlung zu unterziehen. Es hat nicht viel genützt – schließlich hat er sie auf dem Parkplatz des Senders erstochen. Mit acht oder neun Stichen, glaube ich.«

»Wie hat er sie belästigt?« frage ich.

»Das Ganze liegt schon ein paar Jahre zurück«, antwortet er zögernd. Er denkt eine Weile nach, dann sagt er: »Wenn ich mich richtig erinnere, hat er sie immer wieder angerufen und ihr seine unsterbliche Liebe und Ergebenheit verkündet. Schließlich mußte sie ihre Nummer ändern lassen. Und er ist ihr durch die ganze Stadt gefolgt. Wo auch immer sie für eine Story recherchierte, tauchte er auf. Meistens hat er sich dabei ziemlich zum Narren gemacht. Er fotografierte sie, machte Hunderte von Bildern und schickte sie ihr. Als sie ihn ignorierte, fing er an, ihr Drohbriefe zu schicken. Er brach sogar

ein paarmal in ihr Haus ein. Zumindest behauptete sie das. Er selbst streitet alles ab. Bis heute beteuert er, unschuldig zu sein. Er sagt, man habe ihm die Sache angehängt, ein anderer ihrer Freunde habe sie umgebracht. Er behauptet, es sei Ian gewesen. Die beiden haben sich mal geprügelt, als Kirn das Paar in ein Restaurant verfolgte. Die Polizei hat das überprüft, aber sie haben Ian nie ernsthaft verdächtigt. Die Beweise sprachen eindeutig gegen Kirn. Es hat zwar niemand gesehen, wie er sie umgebracht hat, aber das Messer war voll von seinen Fingerabdrücken. Und es gab einen Zeugen, der aussagte, ihn ein paar Minuten nach dem Mord auf dem Parkplatz gesehen zu haben.«

Während er spricht, beschleicht mich ein vages Gefühl des Unbehagens. Ian hat mir nie von den Unschuldsbeteuerungen des Mannes erzählt, ebensowenig wie von der Prügelei. »Danke«, sage ich und lege auf, bevor er mir irgendwelche Fragen stellen kann.

Mein Wagen steht in der Garage, aber ich beschließe trotz des heißen Wetters, zu Fuß in die Innenstadt zu gehen, um meinen Kopf wieder freizubekommen. Wenn ich zügig gehe, brauche ich etwa eine Stunde bis zur Second Street. Ich habe also gerade noch genug Zeit, um es bis halb sechs ins *Paragon* zu schaffen, wo ich mit Joe Harris verabredet bin.

Ian. Ich denke an Ian.

Ich gehe durch die Bahnunterführung und dann weiter in Richtung Zentrum.

Als ich im *Paragon* eintreffe, wartet Joe bereits auf mich. Ich bin von dem langen Marsch erhitzt und gehe geradewegs zur Toilette, um mir das Gesicht zu waschen. Nach der körperlichen Anstrengung fühle ich mich leicht überdreht. Wieder denke ich an Ian.

Ich setze mich, und plötzlich sprudelt alles aus mir heraus, was in den letzten Tagen passiert ist. Dabei spreche ich so schnell,

daß ich nach kurzer Zeit selbst das Gefühl habe, wirres Zeug zu reden.

»Langsam, Nora. Immer mit der Ruhe. Wovon sprechen Sie überhaupt?«

»Frannys Mörder«, sage ich schließlich. »Es könnte jeder gewesen sein. Jeder.« Und dann wird mir klar, wieso ich so aufgeregt bin. Ich bin im Begriff, Ian zu verraten.

»Das sage ich Ihnen doch schon die ganze Zeit«, erklärt Joe vorsichtig. Sein kurzärmeliges grünes Synthetikhemd spannt über der Brust. Er nimmt einen Schluck von seinem Bier und betrachtet mich über den Rand des Glases hinweg. Als er es wieder abstellt, sagt er: »Sie haben also endlich Ihre Meinung geändert? Sie glauben nicht mehr, daß er sie getötet hat?«

Es ist seltsam, daß wir beide seinen Namen nie laut aussprechen, als fürchteten wir, damit seine Existenz zu bestätigen, ihn menschlicher zu machen.

»Nein«, sage ich und fügte schnell hinzu: »Doch. Vielleicht.« Ich schweige einen

Moment, um meine Gedanken zu ordnen. »Ich weiß es nicht. Da ist noch jemand anders.«

Joe zieht seine buschigen Augenbrauen hoch, schweigt aber. Ich hole tief Luft und sage: »Sie haben erwähnt, daß Sie gegen einen zweiten Verdächtigen ermitteln. Es ist Ian, nicht wahr?«

Joe prustet laut los, verschluckt sich an seinem Bier und hustet ein paarmal. Er grinst, als hätte ich einen Witz erzählt. »Ihr Freund? Lieber Himmel, Nora! Das können Sie doch nicht ernst meinen!«

Jetzt ist es an mir, überrascht zu sein. Ich war mir sicher, daß es sich bei dem zweiten Verdächtigen um Ian handelt. »Ich weiß, es klingt ein bißchen verrückt, aber …«

»Mehr als ein bißchen.«

»Hören Sie mir erst mal zu.« Und ich erzähle ihm von Ians Nacht mit Franny und daß er mir die Sache verschwiegen hat. Ich berichte von dem plötzlichen Interesse für mich, das er nach ihrem Tod an den Tag legte, von seinem geschickten Umgang mit dem Messer und

von der Holzschnitzerei, die er ihr vor ihrem Tod geschenkt hat. Ich hole tief Luft. Dann frage ich Joe, ob er sich an den Mansfield-Mord erinnert. Als er antwortet: »Vage«, erzähle ich ihm, daß die Ermordete Ians Freundin war. »Was ist mit dem Brief und den Fotos, die ich bekommen habe?« frage ich. »Genau wie bei ihr. Sie könnten von Ian sein.«

Wortlos starrt Joe auf den Tisch. Während er geistesabwesend mit dem Bierglas spielt, wird sein Blick nachdenklich.

»Er hat sofort mit mir Schluß gemacht, als ich meinen Verdacht geäußert habe.«

Joe sagt noch immer nichts.

»Und auf die Frage, wo er an dem Tag war, an dem sie ermordet wurde, hat er mir keine Antwort gegeben.« Plötzlich höre ich mich selbst reden, höre, wie ich Ian beschuldige. Langsam schüttele ich den Kopf und verstumme. »Vielleicht bin ich verrückt. Ich weiß selbst nicht mehr, was ich denken soll.«

»Nein«, sagt Joe, als er endlich den Kopf

hebt. Der Blick seiner grauen Augen wirkt noch immer nachdenklich. »Sie sind nicht verrückt. Wir müssen das auf jeden Fall überprüfen.«

Ich kehre an diesem Abend nicht in M.s. Haus zurück. Ich bin völlig durcheinander und muß allein sein. War es richtig, Joe von meinem Verdacht gegen Ian zu erzählen? Ich habe ihm die schlüpfende Schlange gezeigt. Sie ist aus Stechpalmenholz geschnitzt, genau wie die, die ich seit letztem Februar auf meinem Wohnzimmertisch liegen hatte. Joe hat mich nach Hause gefahren und beide Schnitzarbeiten mitgenommen.

Nach allem, was heute passiert ist, falle ich erschöpft ins Bett und schlafe sofort ein. Meine Träume sind angsterfüllt, und irgendwann in der Nacht wache ich auf. Irgend etwas ist anders, aber ich weiß nicht, was. Ich setze mich auf und blicke mich verwirrt um. Meine Uhr, ein elektronischer Wecker mit roter Digitalanzeige, ist tot, die Anzeige

schwarz, und von den Straßenlaternen dringt kein Licht durch die Vorhänge. Offenbar ist im ganzen Viertel der Strom ausgefallen – und die Stille hat mich geweckt. Nichts ist zu hören, weder das Summen meines Kühlschranks noch die Klimaanlage meines Nachbarn, die normalerweise die ganze Nacht läuft. Der Mond ist auch verdeckt, so daß es im Raum stockfinster ist. Ein Wagen muß gegen einen Strommast geknallt sein, deshalb wohl der Stromausfall.

Ich lege mich wieder hin und dämmere bereits in jenen hypnagogischen Zustand zwischen Schläfrigkeit und Schlaf hinüber, als plötzlich das Telefon klingelt – mitten in der Nacht ein lautes, aufrüttelndes Geräusch, das die Schwärze wie ein Messer durchdringt. Ich schrecke hoch und will abnehmen, bevor es noch einmal klingeln kann, greife aber daneben. Hart und blechern schallt der Klingelton durch den Raum. Als ich erneut nach dem Telefon greife, stoße ich es aus Versehen um. Ich taste danach, bis ich

endlich den Hörer in der Hand habe. Nichts. Dann höre ich das Atmen. Ich hätte nicht rangehen sollen, aber als ich das schrille Klingeln hörte, habe ich nicht an den Anrufbeantworter gedacht. Ich presse den Hörer ans Ohr und lausche, ohne etwas zu sagen. Er sagt auch nichts. Nur das gleichmäßige Atmen verrät mir, daß er noch dran ist. Ist es Ian oder M.? Ich glaube, es ist Ian, aber wie kann ich mir da sicher sein? Ich setze mich auf und höre ihm weiter zu, unfähig, ein Wort herauszubringen. Ich sollte auflegen, aber ich kann nicht. Eine morbide Neugier – oder vielleicht ist es Angst, ja, das ist es, Angst vor dem Unbekannten – läßt mich am Telefon ausharren. Meine zwei Wochen sind fast abgelaufen. Während ich seinem rhythmischen Atmen lausche, bekomme ich vor Angst kaum mehr Luft. Im Zimmer ist es so dunkel. Ich meine, Geräusche zu hören, weiß aber, daß ich mir das nur einbilde. Im Haus kehrt wieder Stille ein; es war nur eine Katze, die übers Dach

lief. Weder Ian noch M. schleicht durch mein Haus. Aber einer von beiden ist hier am Telefon. Einer von beiden hat mir die Nachricht geschickt. Das Atmen hört nicht auf. Ich schließe fest die Augen und lausche. Mein eigener Atem klingt flach und angsterfüllt. Irgendwann lege ich auf, kann aber nicht mehr einschlafen.

Von da an nehme ich jeden Abend den Hörer ab, bevor ich ins Bett gehe.

36

Mit Ian treffe ich mich nicht mehr, deswegen verbringe ich die meisten meiner Abende in M.s Haus. Wir haben bereits bestimmte Gewohnheiten entwickelt. Er wacht vor mir auf, macht Kaffee und bringt mir eine Tasse ins Schlafzimmer. Wenn ich noch schlafe, stellt er sie auf den Nachttisch. Mein Leben ist ohne Ian viel einfacher geworden. Ich muß nicht mehr lügen, niemanden mehr betrügen. Ich muß keine Rechenschaft mehr darüber ablegen, wo ich mich wann aufhalte, das bedeutet eine große Erleichterung. Ich schlafe besser, und die dunklen Ringe unter meinen Augen sind verschwunden.

Ich will mich gerade aufsetzen, als M. ins Zimmer kommt. Er hat sich ein blaues Handtuch um die Hüfte gewickelt, und sein Haar ist noch feucht vom Duschen. Er tritt ans Bett und nimmt einen Schluck aus der Kaffeetasse, ehe er sie mir reicht

– er weiß, daß ich den Kaffee sonst nicht anrühre. Er schlüpft wieder unter die Decke.

»Es ist schön, dich in meinem Bett zu sehen, wenn ich morgens aufwache«, sagt er, und ich weiß, daß er es wirklich so meint. Er kuschelt sich an mich. Sein Körper ist noch ganz warm von der heißen Dusche. »Und am Abend habe ich dich auch gern hier«, fügt er hinzu. Er drückt mich an sich, und ich lehne mich gegen ihn. Ich halte die Kaffeetasse in der Hand und warte darauf, daß die Wirkung des Koffeins einsetzt und ich endlich richtig wach werde. Ich werfe einen Blick auf den Wecker, der auf dem Nachttisch steht, und stelle fest, daß es noch nicht einmal sechs ist. Durch das Erkerfenster sehen wir im schwachen Licht des frühen Morgens ein paar Amseln vom Zaun auf den Rasen flattern. Rameau liegt friedlich im Hof und ignoriert sie.

M. massiert sanft meinen Kopf. »Meinst du nicht, daß es an der Zeit ist, mir den Rest deiner Geschichte zu erzählen? Ich würde ihn gern hören.«

Ich seufze, weil ich nicht sicher bin, ob mir

nach Reden zumute ist. Ich stehe auf, ziehe einen von M.s Bademänteln an und gehe zum Erkerfenster hinüber. Ich zupfe an den Vorhängen herum, deren locker gewebter Gitterstoff sich rauh anfühlt. Der Himmel wird zusehends heller.

Den Blick immer noch nach draußen gerichtet, sage ich: »Mit einundzwanzig habe ich mich durch Abbinden der Eileiter sterilisieren lassen. Ich mußte nach San Francisco fahren, um den Eingriff vornehmen zu lassen. Weder in Davis noch in Sacramento habe ich einen Arzt gefunden, der dazu bereit war. Sie sagten, ich sei zu jung. Sicher würde ich meine Meinung ändern und irgendwann Kinder wollen. Schließlich fand ich in San Francisco einen Arzt. Er hat es gut gemeint, aber die anderen hatten recht: Mit einundzwanzig ist man zu jung, um eine Entscheidung zu treffen, deren Auswirkungen das ganze weitere Leben beeinflussen. Ich habe ein paar Freunden davon erzählt und dabei große Reden

geschwungen. ›Ich brauche keine Kinder, um ein erfülltes Leben zu führen.‹ – ›Kinder sind bloß ein Egotrip; Eltern versuchen, kleine Abbilder ihrer selbst zu schaffen.‹ – ›Ich bin eine Frau, eine Feministin, keine Babyproduzentin.‹ Als ob sich beides nicht miteinander vereinen ließe. In Wirklichkeit hatte ich bloß tödliche Angst, noch einmal schwanger zu werden.«

Ich lache nervös und zupfe weiter an den Vorhängen herum. »Die Sterilisation war völlig unnötig. Ich hatte ja nicht einmal Sex – das war während meiner fünfjährigen Keuschheitsphase – und nahm außerdem die Pille. Ich war eine junge Dame, die auf Nummer Sicher ging: kein Sex, die Pille und obendrein die Sterilisation.«

Abrupt lasse ich den Stoff los, gehe vom Fenster weg, lasse mich in den blauen Sessel sinken, der in einer Ecke des Raumes steht, und schlage die Beine übereinander. »Mit einundzwanzig erschien es mir logisch«, fahre ich fort. »Ich durfte nicht wieder schwanger

werden, ein zweites Mal hätte ich das nicht durchgestanden – auf keinen Fall. Also ließ ich mich sterilisieren, ohne eigentlich genau zu wissen, warum. Ich wollte einfach alles vergessen – die Abtreibung, das Baby, alles, was passiert war.« Nervös spiele ich an der Lehne des Sessels herum, fahre mit der rechten Hand immer wieder darüber. »Aber die Vergangenheit schafft es immer irgendwie, einen einzuholen. Man kann versuchen, sie zu leugnen und so zu tun, als hätte es sie nicht gegeben, aber sie ist da und wartet nur darauf, wieder hochzukommen. Jahre später fragte ich mich: Warum habe ich mich sterilisieren lassen, obwohl doch gar keine Möglichkeit bestand, schwanger zu werden? Ich nahm die Pille, ich war enthaltsam, es gab also absolut keinen Grund für eine Sterilisation. Dann begann mir die Antwort langsam zu dämmern: Ich hatte ein Leben zerstört, deswegen nahm ich mir die Fähigkeit, neues Leben zu erschaffen. Ich würde niemals ein Baby zur Welt bringen. Es

war eine Form von Strafe.«

Inzwischen ist mir klar, daß ich nur darauf gewartet habe, M. diese Geschichte zu Ende zu erzählen. Ich hatte fast zwanzig Jahre lang geschwiegen. Das alles einem anderen Menschen gegenüber auszusprechen war zwar schwierig, hatte aber eine reinigende Wirkung. Ich hatte das Bedürfnis, über diese Sache zu reden. Ich hätte es schon vor Jahren tun sollen. Erst jetzt ist mir klargeworden, daß man der Vergangenheit nicht entfliehen kann. Sie gärt in einem, macht sich auf die seltsamste und schmerzhafteste Weise bemerkbar, bis man ihre Existenz schließlich anerkennt. Warum habe ich so lange gebraucht, um das zu lernen?

Schweigen senkt sich wie ein samtenes Sargtuch über den Raum. Ich denke an die Kinder, die ich nie haben werde, an die Enkel, die mir nie das Alter versüßen werden. Niemand wird je den Fortbestand der Familie Tibbs sichern. Ist diese Strafe gerechtfertigt? Schließlich – und zum ersten Mal in meinem

Leben – kann ich diese Frage mit Nein beantworten. Ein langer Seufzer kommt über meine Lippen. Erleichterung. Ich empfinde Erleichterung, auch wenn ich nicht weiß, warum. Abgesehen von meiner Sicht auf die Dinge, hat sich nichts geändert. Aber vielleicht reicht das schon.

Ich gehe zurück zum Bett und schlüpfe wieder unter die Decke. M. legt wortlos den Arm um mich. Er beschränkt sich darauf, zärtlich meinen Rücken und meine Schultern zu massieren. Eine Weile schweigen wir beide. Ich werde schon wieder schläfrig und greife nach der Kaffeetasse.

Schließlich meint M.: »Du könntest eigentlich bei mir einziehen.«

Plötzlich bin ich so wach, als hätte ich gerade meinen sechsten Kaffee getrunken. »Einziehen?« wiederhole ich, während sich meine Finger um die Tasse krallen.

Er steht auf und beginnt sich anzuziehen. »Laß es dir durch den Kopf gehen«, sagt er. »Du weißt, was ich für dich empfinde, und du

bist sowieso die meiste Zeit hier.« Fertig angezogen, beugt er sich zu mir herunter, um mich zu küssen. »Und wenn ich nicht ganz falsch liege, fängst du allmählich auch an, etwas für mich zu empfinden.« Bevor ich die Chance habe, etwas zu erwidern, sagt er: »Ich bin vor meiner ersten Stunde zum Frühstück verabredet, wenn ich nicht sofort aufbreche, komme ich zu spät. Wir reden später darüber.« Mit diesen Worten eilt er aus dem Raum und läßt mich völlig verwirrt zurück.

Ich bleibe noch eine Weile liegen und denke über die Absurdität seines Vorschlags nach. Es stimmt, meine Gefühle für ihn wandeln sich. Sie entwickeln sich, beginnen zu wachsen. Ich habe M. Dinge anvertraut, die ich noch keinem anderen Menschen erzählt habe, und unsere sexuellen Spiele – seine Dominanz, meine Unterwerfung – faszinieren mich. Er ist aufregend, intelligent und ein klein wenig gefährlich – eine Kombination, nach der ich mich verzehre. Trotzdem … vom Mordverdächtigen zum Lebenspartner? Ich

glaube nicht.

Dann schiebe ich all diese Gedanken beiseite. Ich habe heute morgen Wichtigeres zu tun: Ich bin mit dem Mann verabredet, der Cheryl Mansfield umgebracht haben soll.

Mark Kirn ist Insasse des Todestrakts von San Quentin. Als ich die Erlaubnis bekam, ihn zu besuchen, schickten mir die Gefängnisbehörden ein Handbuch, in dem steht, wie ich mich zu kleiden habe. Ich darf nichts Dunkelgrünes tragen, keinen Jeansstoff, keine Jogginghose, nichts Bauchfreies, keinen kurzen Rock, kein Dekolleté, kein trägerloses, rückenfreies oder weit ausgeschnittenes Kleid. Deswegen trage ich, als ich zur Bay Area fahre, ganz konservativ, einen einfachen weißen, knielangen Rock und eine pfirsichfarbene Kurzarmbluse.

Ich fahre über die gebührenpflichtige Brücke nach San Rafael und biege dann in die Straße ein, die zum Gefängnis führt. Sie zieht

sich an der San Pablo Bay entlang, und bald kommen mir Zweifel, ob ich mich womöglich verfahren habe. Malerische viktorianische Häuser säumen beide Seiten der Straße. Sie sind sehr alt und klein und wirken zum Teil ziemlich heruntergekommen. Zwischen den Häusern wachsen vereinzelte Büsche, ein paar mickrige Blumen, hie und da ist ein Fleckchen Garten zu sehen. Das Land fällt zu einer felsigen Küste hin ab, und jenseits der Bucht erkenne ich die Skyline von San Francisco. Der Blick ist malerisch wie auf einer Postkarte – kein Ort, wo man ein Gefängnis vermuten würde.

Nach einer Kurve taucht ein großes Gebäude auf, wahrscheinlich Granit, denke ich. Das Gemäuer ist alt, hat einen blassen Gelbstich und ist von einer hohen Betonmauer umgeben: San Quentin.

Entsprechend den Anweisungen, die man mir geschickt hat, wandere ich einen Hügel zu einem langen, schmalen Gebäude hinauf, in dem die Besucher abgefertigt werden.

Drinnen überfällt mich Babygeschrei. Der triste Raum hat einen Betonboden, und entlang der ungestrichenen Wände stehen Holzbänke. Es ist voll hier – ein paar Männer, aber hauptsächlich Frauen und Kinder. Ich stelle mich am Ende der Schlange an und warte. Vor mir hat eine untersetzte Blondine ein krankes Kind über der Schulter hängen, als wäre es ein schwerer Mehlsack. Der heulende Junge zappelt herum, und seine Nase läuft ununterbrochen. Er wischt sie mit der Hand ab und schiebt sich dann einen runden Daumen in den Mund, während er mich aus großen braunen Augen anstarrt.

Die Schlange bewegt sich stückchenweise voran. Am anderen Ende des Raumes ist in unregelmäßigen Abständen ein Summton zu hören. Dann geht eine Tür auf, und je eine Person darf passieren. Die meisten Frauen haben durchsichtige Taschen bei sich – billige Kosmetiktaschen –, mit den Dingen, die sie mit ins Gefängnis bringen dürfen: drei Schlüssel, einen Ausweis, Taschentücher

oder Kleenex, Kamm oder Bürste, zwanzig Dollar in Scheinen bis zu maximal fünf Dollar. Nichts zu essen, kein Papier, keine Stifte, keinen Kassettenrecorder.

Nach etwa einer Stunde bin ich schließlich an der Reihe. Ich trete durch die Tür und sehe einen Wachmann hinter einem Tresen sitzen. Es ist ein älterer Mann, über fünfzig, mit weißem Haar und stumpfen Augen. Er trägt eine forstgrüne Uniform mit Flicken auf den Ärmeln. Sein Name, E. Cullen, ist mit schwarzem Faden auf die rechte Brusttasche gestickt. Ich lege meinen Ausweis, den Wagenschlüssel und zwanzig Dollar auf den Tresen. E. Cullen sagt nichts. Er wirkt gelangweilt und starrt mich mit gleichgültiger Miene an. Er wirft einen Blick auf meine Kleidung, vergleicht meinen Ausweis mit der Liste zugelassener Besucher und reicht mir einen gelben Passierschein. Ich nehme meine Habseligkeiten und gehe durch einen Metalldetektor. Ich nehme an, daß das das Ende der Prozedur ist, aber in Wirklichkeit

beginnt sie erst.

Ich betrete das Gefängnisgelände. Ein sehr langer Fußweg führt zu dem wuchtigen Gebäude, das so alt ist, daß es ausgebleicht und leicht vergilbt wirkt. San Quentin wurde 1852 erbaut und sieht aus wie eine alte Burg, eine Festung mit Türmchen, Zinnen auf den Dächern und Spitzbogenfenstern in den Mauern. Neben dem Gefängnis steht ein obeliskenförmiger, mit bewaffneten Beamten besetzter Wachturm. Dahinter sehe ich die Bucht, die an diesem klaren Nachmittag in einem schönen Blauton leuchtet.

Der Weg scheint sich endlos hinzuziehen, was ich aber irgendwie passend finde; schließlich wechsle ich von einer Welt in eine andere, aus dem Land der freien Menschen in die Unterwelt der Verdammten. Ein paar blaugekleidete Gefängnisinsassen, die einer weniger hohen Sicherheitsstufe unterliegen, sind an einem grasigen Hang mit Unkrautjäten beschäftigt.

Schließlich entdecke ich ein weiteres Tor mit

einem Wachhäuschen daneben. Die Prozedur geht weiter: Ich muß ein paar Formulare unterschreiben, durch einen zweiten Metalldetektor gehen und eine weitere Wache in grüner Uniform hinter mich bringen. Ich zeige dem Beamten meinen Besucherpaß, und er drückt mir einen Stempel auf den Handrücken. Die Schrift ist verwischt und unleserlich, ein schillernder gelbgrüner Stempel ähnlich denen, die ich früher bekam, wenn ich in einen Club tanzen ging. Ich biege nach links ab und gehe an der Gefängnismauer entlang. Auf dem Innenhof macht gerade eine Gruppe von Gefangenen Gymnastik, und ihr synchrones Stöhnen klingt, als wären sie bei der Armee. Vor mir erstreckt sich eine Reihe unbeschrifteter, knaufloser Türen. Ich stelle mich vor die dritte. Sie wird elektronisch überwacht und hat einen großen Glaseinsatz – vielleicht ist es auch Plexiglas –, der so dick und verkratzt ist, daß ich kaum hindurchsehen kann. Als die Wache mich entdeckt, schwingt die Tür auf. Ich gehe

in ein kleines Vorzimmer, zeige dem Mann Ausweis und Besucherschein und trete anschließend in eine Art Metallkäfig. Die Glastür gleitet hinter mir zu. Der Käfig hat die Größe eines Aufzugs und besteht aus schwarzen Roheisenstangen. Einen Moment lang fühle ich mich, als wäre ich die Gefangene. Mit einem klickenden Geräusch wird das Schloß elektronisch entriegelt. Ich schiebe die Tür auf und bin endlich im Besuchsraum.

Er sieht ganz anders aus, als ich es mir vorgestellt habe, eher wie der Versammlungssaal eines gemischtrassigen Colleges. Es gibt alle möglichen Automaten – Süßigkeiten, Burger, Huhn, Pommes, Kaffee, Cola – und eine Mikrowelle. In der Mitte des Raumes sind Reihen von Tischen und Stühlen aufgestellt. An die siebzig bis achtzig Leute, Besucher und Insassen, bevölkern den Raum und machen einen Höllenkrach – Babys schreien, Kleinkinder heulen, und die Männer und Frauen sprechen laut, um den Lärm zu

übertönen.

Die gläserne Wachkabine zu meiner Rechten nimmt fast eine ganze Seite des Raumes ein. Sie ist sehr hoch, so daß ich den Arm heben muß, um meinen Ausweis und den Besucherschein durch den Schlitz zu schieben. Der Beamte, ein Mann mit scharfen Zügen und kurzem, borstigem Haar, der ebenfalls eine forstgrüne Uniform trägt, fordert mich auf, mich zu setzen. Die Stühle, blauer Kunststoff mit Metallrand, sind miteinander verbunden, so daß sie eine gerade Reihe bilden. Ich finde zwei freie Plätze in der Ecke und warte.

Ich schaue mich um. Alle Insassen tragen hellblaue Arbeitshemden und Bluejeans. Mein Blick fällt auf die Wände, die mit farbenfrohen Bildern bemalt sind. Meine Nachbarin, eine rundliche junge Hispano-Amerikanerin, stupst mich an.

»Die haben die Insassen selber gemacht. Ziemlich gut, was?« Das Mädchen hat eine junge, rauchige Stimme und spricht ohne die

Spur eines Akzents.

Eine der Wandmalereien zeigt eine Landschaftsszene, wahrscheinlich Yosemite, mit einer riesigen Granitkuppel und einem Wasserfall. Das zweite Bild hat eher mythische Qualität. Es zeigt eine dralle, mit einer Toga bekleidete Dame, die vor einem geflügelten Pferd sitzt, Pegasus, dem Symbol der dichterischen Inspiration. Ich frage mich, ob der Insasse, der das gemalt hat, auch wußte, daß Pegasus später von Zeus gefangen und als Tragesel für seine Blitze mißbraucht wurde. Wahrscheinlich nicht. Ich nehme an, es ging ihm mehr um die dralle Dame. Yosemite und Pegasus. Natur und Mythologie – in dieser Umgebung wirken die beiden Wandgemälde irgendwie fehl am Platz.

»Ja«, antworte ich. »Sie sind sehr schön.« Ich werfe einen Blick auf die Uhr und rutsche auf meinem harten Stuhl herum. Ein Paar spaziert händchenhaltend durch den Raum, zwei strahlende Kleinkinder im Schlepptau.

Ein weiteres Pärchen, das an einem Tisch in der Nähe des Süßigkeitenautomaten sitzt, küßt und befummelt sich, als seien sie zu einem einsamen, romantischen Picknick im Park. Blaugekleidete Männer lassen Babys auf ihrem Schoß auf und ab hüpfen und lachen mit ihren Frauen oder Freundinnen. Sie wirken wie ganz normale Männer. Ich muß mir erst ins Gedächtnis rufen, daß jeder der Männer in diesem Raum einen oder mehrere Menschen ermordet hat. Wir sind hier im Besucherraum des Todestrakts, alle diese blaugekleideten Männer sind Mörder. Zwei Tische weiter sitzt eine Schwarze mit Zopffrisur; sie holt ihrem Freund gerade einen herunter. Ihre Faust steckt tief in seiner Hose und pumpt rhythmisch auf und ab. Ich beuge mich vor und lese das Schild über ihrem Kopf: DIE HÄNDE MÜSSEN IMMER ZU SEHEN SEIN.

Ich lehne mich wieder zurück. Eine rothaarige Frau in einer schwarzen Hose geht vorbei. Unter einem pink und blau gemusterten

Hawaiihemd trägt sie einen Priesterkragen. Sie hat mindestens ein Dutzend Löcher im Ohr, in denen silberne Stecker, Ringe und funkelnde Gehänge befestigt sind.

»Das ist Reverend Betsy«, erklärt das Mädchen neben mir. »Sie kümmert sich um die Männer, die nicht regelmäßig Besuch bekommen. Sie ist nett, anders als die anderen.« Sie deutet auf einen Tisch, an dem ein Insasse einem Mann zuhört, der ihm aus der Bibel vorliest. Ich blicke mich um und stelle fest, daß im Raum eine Menge solcher Bibellesungen stattfinden.

»Ständig kommen sie angerannt und wollen gute Werke tun«, sagt sie. »Die Männer mögen sie, weil sie ihnen Cheeseburger kaufen, aber hinterher müssen sie sich das Geschwätz über Jesus und die Bibel anhören.« Sie zuckt die Achseln. »Aber das ist wohl okay so. Immerhin kriegen sie Cheeseburger.«

Inzwischen sind fünfzehn oder zwanzig Minuten vergangen. Ich beobachte, wie die

Insassen einer nach dem anderen durch eine Metalltür in den Raum gelassen werden. Hinter jedem fällt die Tür mit einem lauten, klirrenden Geräusch ins Schloß. Die Männer nennen dem Beamten im Glaskasten ihren Namen und sehen sich dann nach ihren Besuchern um.

»Da ist mein Mann«, sagt meine junge Nachbarin und steht auf. Sie geht zu einem Jungen mit unschuldig wirkendem Gesicht hinüber, der dem Aussehen nach kaum älter ist als sie. Nachdem sie sich umarmt haben, steuern die beiden sofort auf die Automaten zu. Dabei halten sie Händchen und sehen aus wie zwei Teenager, die durch ein Einkaufszentrum schlendern – bloß, daß dieser Junge kein Teenager ist und, trotz seines Aussehens, alles andere als unschuldig.

Wieder fällt die Metalltür zu. Ich sehe zu, wie der Insasse dem Beamten hinter der Glasscheibe seinen Namen nennt und ihn etwas fragt. Der Beamte deutet mit dem

Finger auf mich. Der Gefangene dreht sich um und sieht in die Richtung, in die der Beamte gedeutet hat. Steif kommt er auf mich zu. Er wirkt nervös, als gehöre er nicht hierher. Er ist groß und mager, seine Augen sind schmale Schlitze, seine dünnen Lippen fest aufeinandergepreßt. Das muß Mark Kirn sein. Er ist ein Mann mittleren Alters und hat bereits einen Glatzenansatz. Würde er Anzug und Krawatte tragen, sähe er aus wie ein Geschäftsmann, nicht wie ein Gefängnisinsasse.

Er setzt sich neben mich und fragt: »Sind Sie Nora Tibbs?« Als ich nicke, sagt er: »Sie haben in Ihrem Brief geschrieben, Sie könnten mir vielleicht helfen. Können Sie?« Seine Augen sind azurblau, sie haben dieselbe Farbe wie sein Gefängnishemd und strahlen kein bißchen Wärme aus.

»Ich bin mir nicht sicher«, antworte ich. Wenn ich doch bloß ein Blatt Papier oder einen Kassettenrecorder hätte mitbringen können. »Ich muß ein paar Dinge wissen.«

Er wirft einen schnellen Blick nach links. Dann wendet er seine kalten Augen wieder mir zu. »Worüber?« fragt er und trommelt nervös mit den Fingern auf sein Knie.

»Über die Briefe, die Sie Cheryl Mansfield geschrieben haben. Die Anrufe.«

Er sieht mich an und fragt: »Würden Sie mir einen Cheeseburger kaufen? Da drüben ist ein Cheeseburger-Automat.«

»Okay«, antworte ich und sortiere das Geld in meiner Hand. Ich halte ihm einen Fünfer hin, aber Kirn nimmt ihn nicht.

»Sie müssen mitkommen«, sagt er. »Wir dürfen hier drin kein Geld anrühren.«

Wir gehen zu den Automaten hinüber. Eine Frau mit Bibel verkündet einem Mann, der über einen Tisch gebeugt sitzt und eine Mikrowellenpizza ißt: »Jesus ist für unsere Sünden gestorben.« Ich schiebe einen Fünfdollarschein in einen Geldwechselautomaten. Anschließend erstehe ich einen Cheeseburger für einen Dollar fünfundsiebzig und reiche ihn Kirn.

»Eine Tasse Kaffee hätte ich auch gern«, sagt er, während er auf die Mikrowelle zusteuert und seinen Cheeseburger hineinlegt, »und diese Enchilada dort. Wir bekommen hier drin nichts scharf Gewürztes.«

Ich wechsle einen weiteren Fünfer und hole, was er bestellt hat. Allmählich komme ich mir vor wie eine Bedienung. Nachdem Kirn auch noch die Enchilada in der Mikrowelle aufgewärmt hat, setzt er sich an einen leeren Tisch. Ich nehme ihm gegenüber Platz und beobachte ihn. Er verschlingt den Cheeseburger in drei Bissen.

»Ich habe sie nicht umgebracht«, sagt er. »Niemand will mir das glauben.« Er blickt auf. »Außer Ihnen vielleicht. Glauben Sie mir?«

Ich weiß es nicht. Ich habe alle Zeitungsausschnitte über den Mansfield-Mord gelesen und mit den Beamten gesprochen, die damals für den Fall zuständig waren. Mark Kirn ist der Mörder, da sind sie sich alle sicher – genauso sicher wie die

Geschworenen, die ihn verurteilt haben. Ich zucke mit den Achseln. »Die Beweise sprechen gegen Sie«, antworte ich. »Man hat Sie wenige Minuten nach dem Mord auf dem Parkplatz gesehen. Und das Messer war voll von Ihren Fingerabdrücken.«

»Man hat mir die Sache angehängt«, sagt er. »Wenn ich sie wirklich getötet hätte, wäre ich doch nicht so dumm gewesen, das Messer zurückzulassen.« Er wirft einen Blick zur Seite, sieht sich nervös um. »Außerdem habe ich Cheryl geliebt. Ich hätte ihr nie weh tun können.«

»Sie hatte eine richterliche Verfügung gegen Sie erwirkt«, entgegne ich. »Sie waren auf Bewährung.«

»Ich weiß, daß ich nicht zum Sender hätte fahren dürfen. Aber ich wollte sie sehen. Das ist alles. Ich habe sie nicht umgebracht.«

»Erzählen Sie mir, wie Sie sie belästigt haben. Soviel ich weiß, haben Sie sie angerufen und ihr Fotos geschickt, die Sie von ihr gemacht hatten. Und Sie sind in ihr

Haus eingebrochen.«

»Das konnte die Polizei nie beweisen«, widerspricht er. »Ich bin nicht bei ihr eingebrochen. Ihr Wort stand gegen meines. Es gab keine Fingerabdrücke.«

»Was ist mit den Anrufen und den Fotos?«

Er stürzt den Rest seines Kaffees hinunter. »Ja, das war ich. Aber das bedeutet nicht, daß ich sie getötet habe.« Er zögert einen Augenblick, ehe er hinzufügt: »Wir waren zwei Jahre zusammen. Wir wollten heiraten. Als sie mit mir Schluß machte, war ich schrecklich wütend. Ich habe ein paar Dinge getan, die ich nicht hätte tun sollen. Das gebe ich ja zu. Aber ich habe sie nicht getötet.«

Er setzt sich gerade auf und sieht mich mit ernsthafter Miene an. »Hören Sie, Sie müssen mir helfen. Sie sind die einzige, die dazu in der Lage ist.« Er beugt sich vor und legt seine Hand auf meine. Obwohl er mich um Hilfe bittet und einen aufrichtigen Eindruck macht, hat er etwas Kaltes, Unnahbares an sich, als könnte ihn nichts – zumindest nichts

auf dieser Welt – wirklich berühren. Ich ziehe meine Hand zurück.

»Erzählen Sie mir von den Briefen«, sage ich.

Kirn verschränkt die Arme vor der Brust. »Okay«, sagt er. »Ich habe ihr Briefe geschrieben. Was wollen Sie sonst noch wissen?«

»Was haben Sie ihr geschrieben?«

»Ich habe ihr erklärt, wie sehr ich sie liebe.«

»Sie haben gedroht, sie zu töten.«

Kirn läßt die Arme sinken. Er rutscht auf seinem Stuhl herum. »Damit wollte ich bloß ihre Aufmerksamkeit erregen. Sie hat mich einfach ignoriert. Ich habe das nicht böse gemeint.« Er lehnt sich wieder vor.

»Ich war wütend«, fährt er fort. »Die Briefe, die Anrufe – das hatte doch gar nichts zu bedeuten. Aber sie mußte zur Polizei rennen und mich anzeigen. Ich wurde verurteilt und bekam Bewährung. Ich mußte sogar einen Psychiater aufsuchen. Danach habe ich mich von ihr ferngehalten. Keine Anrufe mehr,

keine Briefe, nichts. Eines Abends beschloß ich dann, zum Sender zu fahren und mich bei ihr zu entschuldigen. Aber als ich dort war, überlegte ich es mir anders. Ich hatte Angst, daß sie mich melden würde. Also fuhr ich nach Hause. Kurz darauf taucht plötzlich die Polizei bei mir auf und behauptet, ich hätte sie getötet. Aber ich war es nicht. Es war ein anderer. Jemand, der wußte, daß ich sie belästigt hatte. Es gibt da einen Mann namens Ian McCarthy. An den müssen Sie sich wenden, wenn Sie ihren Mörder finden wollen. Ich bin mir ziemlich sicher, daß er es war. Er ist gewalttätig. Ein eifersüchtiger Mann. Er hat mich einmal vor *Scott's Seafood* verprügelt, nur weil Cheryl und ich uns unterhalten haben.« Er lehnt sich zurück und fügt hinzu: »Er wußte, daß er sie töten und es dann mir in die Schuhe schieben konnte.«

Ich erinnere mich an den Abend, als Ian mir erzählte, daß Cheryl sich hinter seinem Rücken mit anderen Männern getroffen und wie wahnsinnig ihn das gemacht habe.

Wahnsinnig genug, um sie umzubringen? Ich mustere Kirn, frage mich, wieviel ich ihm glauben kann. Ich weiß selbst nicht genau, was ich mir von diesem Besuch erhofft habe – einen Hinweis auf seine Schuld oder Unschuld, nehme ich an. Die Bestätigung, daß es richtig war, Ian an die Polizei auszuliefern. Ich lehne mich in meinem Stuhl zurück und betrachte ihn, einen Mann, der in San Quentin fehl am Platz wirkt. Es hätte genausogut Ian sein können .

Ein Beamter mit einer Sofortbildkamera betritt den Raum. Ein paar Leute stehen auf und gehen zu dem Yosemite-Wandbild hinüber.

»Was geht da vor?« frage ich.

Kirn antwortet: »Die Besuchszeit ist fast vorüber. Der Beamte macht ein Foto von Ihnen, wenn Sie wollen. Ich habe einen Dukaten für das Bild.«

Ich sehe ihn verständnislos an. Ist ein Dukaten nicht eine Goldmünze?

»Es ist eine Art Ticket«, erklärt er. »Man

bekommt das Foto nicht umsonst. Man muß vorher so ein Ding kaufen.«

Ich sehe zu, wie der Beamte mehrere Insassen mit ihren Freundinnen, Ehefrauen, Eltern und Kindern vor dem Hintergrund von Yosemite ablichtet. Was für ein seltsamer Ort, denke ich. Schließlich handelt es sich hier um lauter Mörder aus dem Todestrakt. Kirn zieht ein Ticket aus der Tasche.

»Kommen Sie, lassen wir auch ein Foto machen«, sagt er. »Ich hätte gern ein Foto von uns beiden.«

Ich werfe einen Blick in seine kalten blauen Augen und bekomme ein ungutes Gefühl in der Magengegend.

37

Am Morgen wache ich nur langsam auf. Ich bin erst nach drei Uhr eingeschlafen. Es war eine dieser unruhigen, schlaflosen Nächte, in denen ich nicht abschalten kann und jede halbe Stunde auf die Uhr sehe. Als ich schließlich doch einschlief, zogen wirre Bilder durch meinen Geist – gletscherbedeckte Felsen, Wasserfälle, weiße, geflügelte Pferde, Yosemite Valley. El Capitans Kuppel verwandelt sich in das Gesicht von Mark Kirn. Seine Augen sind himmelblau und kalt wie ein Gletscher. Dann erhebt sich Pegasus und stampft mit seinem Huf auf den Helikon, die Heimat der Musen, und ich bewundere die Bergquelle, die durch seinen Hufschlag zu fließen beginnt, doch dann sehe ich, daß nicht Wasser, sondern Blut aus der Quelle strömt. Plötzlich liege ich selbst unter dem Huf von Pegasus, und er trampelt auf mir und meinem in eine Toga gehüllten Körper herum. Anstrengende Träume.

Als ich aufwache, bin ich erschöpft, als hätte

ich die Nacht durchgearbeitet. Gähnend strecke ich mich und rolle mich auf die andere Seite. Obwohl ich mich am liebsten noch tiefer unter die Decke kuscheln würde, stehe ich auf und ziehe einen Bademantel an. In der Küche sehe ich einen weißen Umschlag auf der Theke stehen. Ich runzle die Stirn, weil ich mich nicht erinnern kann, vor dem Zubettgehen dort etwas liegengelassen zu haben. Ich habe gestern nacht weder Rechnungen bezahlt noch Briefe geschrieben. Mit zitternden Händen reiße ich den Umschlag auf. Er sieht aus wie der, den ich mit der Post bekommen habe, die Nachricht, die aus ausgeschnittenen Buchstaben zusammengesetzt war.

»Ich habe dich gewarnt – deine Zeit ist abgelaufen.«

Meine Hände zittern. Der Brief ist von Ian; es kann nur Ian sein. Er ist der einzige, der einen Schlüssel zu meinem Haus hat. Er muß letzte Nacht hier gewesen sein, während ich im Bett lag und schlief. Ich kreuze die Arme vor der

Brust und umklammere mit den Händen meine Schultern. Es ist eine schützende Geste, als wollte ich mich selbst umarmen. Er hätte mich umbringen können, wenn er gewollt hätte.

Plötzlich erstarre ich. Ich habe ein Geräusch gehört. Ein scharfes Schnappen oder eine Art Klicken. Meine Fingernägel krallen sich in meine Arme. War das irgendein normales Geräusch, oder war es etwas anderes? Ist Ian noch hier? Ich halte die Luft an und lausche angestrengt. Es ist nichts zu hören.

Auf einem Tisch neben der Eingangstür habe ich eine Dose Tränengas stehen. Ich bewaffne mich damit und werfe einen Blick ins Wohnzimmer. Ich sehe hinter sämtlichen Möbeln nach, um mich zu vergewissern, daß Ian tatsächlich nicht da ist. Die Vorstellung, daß sich in diesem Moment ein Eindringling hier aufhalten und die Sicherheit meines Hauses verletzen könnte, erfüllt mich zutiefst mit Angst und Panik. Ich zögere, unschlüssig, was ich als nächstes tun soll. Schließlich

schleiche ich auf Zehenspitzen den Gang hinunter. Ich sehe im Büro nach. Langsam schiebe ich die Schranktür auf. Keiner da. Dann spähe ich ins Bad. Dort ist auch keiner. Immer noch mit dem Tränengas bewaffnet, gehe ich ins Schlafzimmer. Mit klopfendem Herzen sehe ich unter dem Bett und in den Schränken nach. Es ist niemand da. Ian ist nicht in meinem Haus. Ich beginne mich etwas zu entspannen. Als nächstes sehe ich nach, ob die Haustür abgesperrt ist. Dann stelle ich sicher, daß auch das Garagentor und der Hintereingang abgeschlossen und sämtliche Fenster zu sind. Ich werde die Schlösser an den Türen austauschen lassen müssen. Das hätte ich längst tun sollen, gleich nachdem ich herausgefunden hatte, daß Ian mit Franny im Bett war.

Ich gehe zurück in die Küche und lese ein zweites Mal die Nachricht. *Deine Zeit ist abgelaufen.* Ich muß diese Nachricht unbedingt Joe Harris zeigen.

38

»Können Sie denn gar nichts tun?« frage ich Joe Harris. Ich bin auf dem Polizeirevier und sitze an seinem Schreibtisch. »Genau das gleiche ist Cheryl Mansfield passiert«, sage ich. »In ihr Haus ist er auch eingebrochen. Warum unternehmen Sie nichts dagegen?«

Er trinkt einen Schluck aus der Coladose, die auf seinem Schreibtisch steht. Trotz der Klimaanlage ist es warm in seinem Büro, die Luft scheint kaum zu zirkulieren. Joes Gesicht ist rot, er hat die Ärmel seines Hemds bis zu den Ellbogen hochgerollt. Als er die Coladose wieder abstellt, sagt er: »Geben Sie mir den Zettel.«

Ich ziehe ihn aus meiner Tasche. »Finden Sie es nicht seltsam, daß ich genauso belästigt werde wie sie und daß wir denselben Freund hatten? Finden Sie es nicht auffällig, daß Ian sowohl Franny als auch Cheryl gekannt hat und daß beide eines gewaltsamen Todes gestorben sind?«

Sein Telefon klingelt, und er nimmt ab.

Während er spricht, lasse ich meinen Blick durch den Raum schweifen. Heute scheint es ungewöhnlich ruhig zu sein, aber das liegt wahrscheinlich am Wetter. Die Sommerhitze in Davis ist gemein – heute sind es über zweiundvierzig Grad – und macht selbst den robustesten Menschen zu schaffen. Eine Frau in Uniform kommt vorbei und wirft eine braune Aktenmappe auf Joes Schreibtisch. Er beendet sein Gespräch und steht auf. »Ich muß weg«, sagt er, und schon ist er zur Tür hinaus und eilt den Gang hinunter. Ich folge ihm, verärgert, weil er mich so schnell abgefertigt hat. »Sie können also gar nichts tun?« frage ich noch einmal.

Die Hitze schlägt uns entgegen, als hätten wir eine Ofentür aufgemacht. Joe steigt in seinen Wagen und läßt den Motor an. »Es wäre gut, wenn Sie eine Weile bei einer Freundin bleiben könnten«, sagt er. »Bloß, bis wir herausgefunden haben, wer Sie belästigt. Würden Sie das für mich tun?«

Ich nicke. »Was ist mit Ian?« frage ich. »Was

werden Sie seinetwegen unternehmen?«

Während er den Rückwärtsgang einlegt, sagt er: »Halten Sie sich da raus, Nora.« Dann braust er die F Street hinunter.

Ich gehe über die Straße zu meinem Wagen. Der Himmel ist wolkenlos blau, die Sonne sengend heiß – man würde nie meinen, daß schon September ist. Eine Straßenhändlerin in Karoshorts und Pullunder sitzt unter einem weißen Schirm auf einem umgedrehten Eimer und verkauft Blumen. Sie trinkt Wasser aus einer Plastikflasche, ihr Haar hängt schlaff herunter, ihre Schultern sind gebeugt. Ich steige in meinen Wagen. Während ich durch die Stadt fahre, überlege ich, bei wem ich wohnen könnte. Wahrscheinlich bei Maisie.

Als ich nach Hause komme, sehe ich in den Briefkasten: ein weiterer Umschlag ohne Absender. Ich schließe die Augen. Ich habe ein beengtes Gefühl in der Brust. Ich weiß, was in dem Umschlag ist. Ein heißer Windstoß peitscht mir mein schwarzes Haar in die Augen. Ich nehme den Brief mit ins

Haus und öffne ihn. »Jetzt bist du dran«, steht da auf weißem Papier. Genau wie bei den anderen beiden Briefen ist die Nachricht aus Buchstaben zusammengesetzt, die aus einer Zeitschrift ausgeschnitten wurden. Ich ertappe mich dabei, daß ich auf meinem Daumennagel herumkaue. Dann fällt mir auf, wie beunruhigend still es im Haus ist. Ich sehe nach, ob die Haustür verschlossen ist. Dann überprüfe ich die anderen Türen und sämtliche Fenster. Ich gehe in die Küche zurück, nehme den Brief vom Tisch und lese ihn noch einmal, dann ein drittes Mal. *Jetzt bist du dran.*

Die Klimaanlage schaltet sich mit einem leisen Klicken an, aber für meine empfindlichen Ohren klingt das Geräusch bedrohlich. Ich gehe ins Schlafzimmer und nehme einen Koffer aus dem Schrank. Ich werfe ein paar Kleider hinein, ein paar Shorts und Tops, etwas Unterwäsche. Dann hole ich meine Zahnbürste und Zahnpasta und suche nach der neuen Packung Zahnseide, die ich

erst kürzlich gekauft habe. Während ich packe, steigt Wut in mir hoch. Warum werde ich aus meinem Haus vertrieben? Ian sollte Unannehmlichkeiten bekommen, nicht ich. Zornig schleudere ich ein Nachthemd in den Koffer. Es ärgert mich, daß jemand so viel negative Macht über einen anderen Menschen haben kann. *Jetzt bist du dran.* Wie kann er es wagen, mich so einzuschüchtern! Ich möchte so gern etwas tun, selbst etwas dagegen unternehmen, auf jede mir mögliche Art dagegen ankämpfen. Ich will nicht einfach aufgeben und mich bei Maisie verkriechen.

Ich gehe in die Küche. Meine Wagenschlüssel liegen noch da, wo ich sie hingeworfen habe. An der Schlüsselkette hängen meine Minidose Tränengas, mein Wagenschlüssel, die Hausschlüssel und der Schlüssel zu Ians Wohnung. Ich habe ihm den Schlüssel noch immer nicht zurückgegeben. Plötzlich kommt mir eine Idee – etwas, das ich längst hätte tun sollen.

Unter dem Vorwand, ein bißchen plaudern zu wollen, rufe ich Maisie beim *Bee* an. Sie hält mich für verrückt – weil ich Ian des Mordes verdächtige –, aber sie ist froh, von mir zu hören, und geht dazu über, mir den neuesten Klatsch zu erzählen. Ich tue so, als würden mich ihre Geschichten interessieren. Ganz nebenbei erkundige ich mich nach Ian, und sie erzählt mir, daß er heute einen Termin in San Francisco hat. Ich lege auf, fahre zum Longs Drug Store, um mir eine Packung Einmalhandschuhe aus Latex zu kaufen. Dann mache ich mich auf den Weg nach Sacramento.

Jetzt bist du dran. Die Worte hallen in meinem Kopf nach wie das klagende Echo in einem Cañon. Ich parke ein Stück von Ians Wohnung entfernt im Schatten einer Platane. In der Ferne höre ich eine Autohupe, die Sirene eines Krankenwagens, das leise Flüstern eines vorbeifahrenden Zuges. *Jetzt bist du dran.*

Ich öffne die Packung mit den

Einmalhandschuhen. Zweifellos sind die Fingerabdrücke von meinem letzten Besuch noch in Ians Wohnung, aber falls ich irgendwelche Hinweise darauf finden sollte, daß er Franny getötet hat, möchte ich, daß auf den Beweisstücken nur seine eigenen Fingerabdrücke sind. Ich stopfe zwei von den Handschuhen in meine Tasche und steige aus.

Beim Überqueren der Straße bemerke ich einen Handwerker auf einer Leiter, der an der Ostseite des Gebäudes die Dachrinnen reinigt. Eine graue Limousine biegt in den Parkbereich der Wohnanlage ein. Ein per Fernbedienung aktiviertes Garagentor gleitet auf, die Limousine verschwindet in der Garage, das Tor schließt sich hinter ihr. Als ich den Schlüssel in Ians Türschloß stecke, rechne ich halb damit, daß er nicht mehr paßt. Aber er gleitet ohne Widerstand hinein, und die Tür läßt sich problemlos öffnen. Ich schiebe sie auf und warte, leicht vorgebeugt, ob ich irgendwelche Geräusche höre. Ich will

sicher sein, daß Ian nicht zu Hause ist. Leise ziehe ich den Schlüssel aus dem Schloß. Ich fühle mich wie eine Einbrecherin, und mein Herz pocht heftig. Ich versuche mich zu beruhigen. Genaugenommen habe ich gar nicht eingebrochen. Schließlich bin ich im Besitz eines Schlüssels. Wie kann ich da eine Einbrecherin sein?

»Haben Sie ein Problem?«

Mit einem Ruck richte ich mich auf und lasse vor Schreck meinen Schlüsselbund fallen. Als ich mich umdrehe, sehe ich den Handwerker, der sich seine Leiter horizontal unter den Arm geklemmt hat. Er ist ein grobknochiger Mann mit einem bleichen, hageren Gesicht.

»Irgend etwas nicht in Ordnung?« fragt er. Er hat einen dichten schwarzen Schnurrbart, der an den Mundwinkeln klagend nach unten hängt und seine Lippen vollständig verbirgt. Seine Worte scheinen aus dem Nichts zu kommen.

Mit einem nervösen Lachen bücke ich mich, um meine Schlüssel aufzuheben. »Nein«,

antworte ich. »Ich trödle bloß ein bißchen herum. Es ist ein so schöner Tag, da mag ich gar nicht hineingehen.«

»Ich weiß, was Sie meinen«, sagt er. Sein Schnurrbart bewegt sich im Rhythmus seiner Worte auf und ab, »aber für meinen Geschmack ist es ein bißchen zu heiß. An einem solchen Tag hätte ich nichts dagegen, drinnen zu arbeiten.«

»Ja«, sage ich. »Also …« Der Mann steht da, ohne sich von der Stelle zu rühren, und ich überlege, ob ich ihm wohl verdächtig vorkomme. »Ich muß auch noch ein bißchen was tun«, sage ich. »Ich habe mir gedacht, ich arbeite heute zu Hause. Da ist es ruhiger als im Büro.«

Er klemmt sich die Leiter unter den anderen Arm.

»Zu Hause schaffe ich einfach mehr«, füge ich hinzu, ehe ich in die Wohnung schlüpfe. Durch die Glaseinsätze neben der Tür beobachte ich, wie er den Gehsteig hinuntergeht und seine Leiter an der Seite

des Gebäudes aufstellt. Ich drehe mich um, lehne mich gegen die Tür und seufze erleichtert. Ich werfe einen Blick auf die Uhr – es ist Viertel nach zwei – und beschließe, mich ans Werk zu machen.

Während ich den Gang hinuntergehe, fällt mir auf, wie kühl es in der Wohnung ist. Das Wohnzimmer würde mit seinen kalkweißen Wänden fast schon steril wirken, wäre da nicht das Durcheinander aus Holzblöcken, Messern und Miniaturschnitzereien auf dem Tisch. Ich gehe schnurstracks ins Wohnzimmer, ziehe meine Handschuhe an und beginne, die Schubfächer von Ians Kommode gründlich zu durchsuchen. Ich rechne eigentlich nicht damit, in einem so naheliegenden Versteck etwas zu finden, sehe aber trotzdem nach. Wie sich herausstellt, habe ich recht – ich finde bloß Socken, Unterwäsche, gefaltete TShirts, Pullis und Jeans. Während ich die letzte Schublade durchstöbere, muß ich daran denken, wie ich vor nur fünf Monaten M.s

Haus durchsucht habe, weil ich ihn für den Mörder und Ian für meinen Retter hielt. Die Ironie des Ganzen ist mir durchaus bewußt.

Ich durchsuche den Schrank, schiebe seine Sachen beiseite, spähe in die oberen Fächer, werfe einen Blick in jede Ecke. Wieder nichts. Im Bad öffne ich die Türen sämtlicher Schränkchen und sehe auch unter dem Waschbecken nach. Nichts. Ich gehe zurück ins Schlafzimmer. Eigentlich hatte ich hier am ehesten damit gerechnet, fündig zu werden – nicht in der Küche oder im Wohnzimmer. Enttäuscht lasse ich meinen Blick durch den Raum schweifen. Ich habe in allen Schubladen nachgesehen, in beiden Nachttischen, im Schrank. Mein Blick fällt auf das Bett. Nein, denke ich, da würde er bestimmt nichts verstecken; das wäre viel zu offensichtlich. Trotzdem gehe ich hinüber, lasse mich auf alle viere nieder, ziehe die Überdecke hoch und spähe unters Bett.

Plötzlich spüre ich ein nervöses Flattern im Bauch. Dort, in der hintersten Ecke, wo man

mit der Hand nicht hinkommt, steht ein Schuhkarton. Ich lege mich auf den Bauch und krieche näher, bis ich den Karton zu fassen bekomme. Ich ziehe ihn hervor und nehme den Deckel ab. Das erste, was ich sehe, sind eine halb aufgebrauchte Rolle Klebeband und Billys alter Krankenhausarmreif. Ich starre auf das Band und den Armreif, unfähig, mich zu rühren. Erleichterung, Angst, Qual – in meinem Herzen jagt eins das andere. Ich nehme das Armband und drehe es um. Auf der Rückseite ist das Wort DIALYSEPATIENT eingraviert. Franny hatte diesen Reif immer bei sich. Sie hätte ihn nie hergegeben, schon gar nicht jemandem, mit dem sie angeblich nur eine Affäre für eine Nacht hatte.

Ich lege ihn auf den Teppich und wende mich wieder dem Karton zu. Ich finde ein kleines Messer mit gerader Klinge und einem Holzgriff. Das Messer, mit dem das Muster in Frannys Oberkörper geritzt wurde? Heftiges Unbehagen beschleicht mich und konzentriert

sich in der Handfläche, in der ich das Messer halte. Hastig lege ich es weg. Ich nehme das Klebeband aus dem Karton. Darunter finde ich einen Stapel Fotos, sechs an der Zahl. Vier sind von Franny – obszöne Fotos, Nahaufnahmen von ihrem nackten Körper in verschiedenen peinlichen Stellungen. Ob er diese Bilder an dem Abend gemacht hat, an dem er sie umbrachte? Auf drei der Fotos ist ihr Gesicht nicht zu sehen, und ich könnte nicht mit Sicherheit sagen, daß es sich um Franny handelt, wenn da nicht die Hand mit dem Fingerstumpf wäre. Auf dem vierten Bild sieht man ihr tränenüberströmtes Gesicht. Sie verzieht vor Schmerz den Mund.

Die letzten beiden Fotos sind von mir – das eine zeigt mich, wie ich morgens in Bademantel und Hausschuhen in der Auffahrt stehe und die Zeitung aufhebe, das andere, wie ich in meinem Honda die Pole Line Road hinunterfahre. Ich sehe mir die Bilder von Franny noch einmal an, und mit bangem Herzen verliere ich mich in ihrem

grenzenlosen Schmerz.

Klick. Klick.

Plötzlich ertönt in meinem Kopf ein Warnsignal, und ich erstarre mitten in der Bewegung. Ich habe nebenan ein Geräusch gehört, ein Klicken, als würde die Wohnungstür aufgesperrt. Reglos bleibe ich stehen und bete, daß ich mir das nur eingebildet habe. Aber nein – wieder höre ich ein Geräusch. Der Türknauf dreht sich, die Tür schwingt auf und fällt mit einem Knall wieder zu.

Schnell lege ich die Fotos, das Klebeband, das Messer und Billys Krankenhausarmreif zurück. Als ich die Schachtel unter das Bett schiebe, höre ich in der Diele Schritte. Ich stehe auf, ziehe hastig die Handschuhe aus und stopfe sie in die Hosentasche. Jetzt kommen die Geräusche aus dem Wohnzimmer – schlurfende Schritte, ein dumpfer Knall. Jedes Geräusch klingt bedrohlicher als das vorherige. Der einzige Ort, wo ich mich verstecken kann, ist der

Schrank. Oder sollte ich Ian lieber erzählen, ich sei bloß gekommen, um ihm seinen Schlüssel zu bringen? Das Radio geht an, laute Musik tönt herüber. Ich öffne die Schranktür, langsam, damit er es nicht hört, und bin schon halb im Schrank, als ein erschrockener Schrei mich herumfahren läßt. Vor mir steht Pat, die Putzfrau.

»Lieber Himmel!« sagt sie. »Sie haben mich fast zu Tode erschreckt!« Sie stellt einen grünen Eimer neben sich auf den Boden. »Ich habe nicht gedacht, daß jemand da ist. Nora, nicht wahr?«

»Ja«, sage ich, dankbar, daß ihre Nervosität die meine kaschiert. Sie wirkt größer und stämmiger, als ich sie in Erinnerung hatte. Ihre Arme sind dick und bleich. »Tut mir leid. Ich wollte Sie nicht erschrecken. Ich hätte rufen sollen, als ich Sie hereinkommen hörte.«

Sie nimmt ein Staubtuch aus dem Eimer und wischt die Kommode ab. »Ian hat mir gar nicht gesagt, daß Sie heute hier sein

würden«, sagt sie.

Langsam schließe ich die Schranktür, um Zeit zu gewinnen, mir eine Ausrede einfallen zu lassen. »Er hat nicht gewußt, daß ich komme«, sage ich und hoffe, daß er ihr gegenüber nicht erwähnt hat, daß wir uns getrennt haben. »Ich habe seine Wäsche vorbeigebracht.«

Als Pat mit der Kommode fertig ist, wendet sie sich dem Nachttisch zu. Offenbar findet sie meine Erklärung plausibel. »Ich schätze, ich fahre jetzt besser wieder. Ich muß zurück zur Arbeit.«

Sie wirft mir ein kurzes, gedankenverlorenes Lächeln zu. Zweifellos ist sie erleichtert darüber, daß ich ihr nicht im Weg sein werde, während sie Ians Wohnung putzt. »Auf Wiedersehen«, sagt sie, und ich eile aus dem Zimmer.

Den ganzen Nachmittag versuche ich Joe zu erreichen, aber er ist nicht auf dem Revier. Abends rufe ich bei ihm zu Hause an, aber

weder er noch seine Frau geht ans Telefon. Ich soll heute abend zu M. kommen, aber ich möchte vorher mit Joe sprechen und ihm sagen, was ich in Ians Wohnung gefunden habe. Vielleicht wird Frannys Mörder nun doch noch gefaßt.

Als Joe gegen neun noch immer nicht zu Hause ist, gebe ich auf. Ich werde bis morgen warten müssen. Ich nehme meine Schlüssel und beschließe, das kleine Stück bis zu M.s Haus zu Fuß zu gehen. Nach der Hitze des Tages ist die kühle Nachtluft angenehm erfrischend, und ich bin froh, daß ich nicht gefahren bin. Über mir glitzern die Sterne, und der Himmel sieht wundervoll aus, schwarz und glänzend wie ein Obsidian. Während ich die Montgomery in Richtung Westen gehe, denke ich an Franny und die Fotos in Ians Wohnung. Ich bin ungeheuer erleichtert, daß das Ganze endlich vorbei ist, daß ihr Mörder nicht länger frei herumlaufen wird.

Ein Zweig knackt. Ich drehe mich um, sehe aber niemanden. Sofort denke ich an Ian,

frage mich, ob Pat ihm erzählt hat, daß ich heute in seinem Schlafzimmer war. Ich ziehe meine Schlüssel aus der Tasche und nehme den Sicherheitsverschluß von meiner Tränengasdose. Ich gehe schneller und sehe mich immer wieder um. Es ist niemand da. Ein unheimliches Gefühl beschleicht mich, die Dunkelheit erscheint mir plötzlich bedrohlich, und ich beschließe zu laufen, die Dose Tränengas fest in der Hand. Ich bilde mir ein, schlurfende Schritte hinter mir zu hören, dann das Geräusch loser Steinchen auf Asphalt; ich laufe, so schnell ich kann. *Jetzt bist du dran.* Als ich den älteren Teil von Willowbank erreiche, biege ich in den Meadowbrook Drive ein. Hier gibt es keine Straßenlaternen, und ich lege noch einmal an Tempo zu, obwohl meine Lungen bereits schmerzen. Schließlich biege ich in die Almond ein. Als ich keuchend M.s Haus erreiche, bin ich schweißnaß, und feuchte Haarsträhnen kleben mir an den Schläfen und im Nacken. Vornübergebeugt ringe ich nach Luft, ohne

jedoch die Straße aus den Augen zu lassen. M. sieht mich durchs Fenster und kommt heraus.

»Was ist denn los?« fragt er.

Immer noch keuchend, deute ich zur Straße. »Jemand ist mir gefolgt«, stoße ich atemlos hervor.

Er blickt die Straße hinauf, kann aber niemanden entdecken. »Bist du sicher?« fragt er.

Ich nicke schwer atmend, während ich den Sicherheitsverschluß wieder auf die Tränengasdose schraube. M. schlingt die Arme um mich und hält mich fest. Ein paar Minuten später schlendert ein Junge vorbei. Er ist vielleicht siebzehn oder achtzehn, trägt Kopfhörer und lauscht der Musik aus seinem Walkman.

»Da hast du deinen Verfolger«, sagt M. lachend. »Siehst du? Bloß ein Teenager. Deine Phantasie ist mir dir durchgegangen. Es ist bloß ein Junge.«

Ich schüttele den Kopf. »Nein«, sage ich.

»Da war noch jemand. Ich bin mir ganz sicher. Es war Ian. Ich weiß, daß er es war.« Ich erzähle M., was heute passiert ist und was ich unter Ians Bett gefunden habe.

M. läßt mich los und tritt stirnrunzelnd einen Schritt zurück. Er steht mit dem Rücken zu der Lampe über der Eingangstür, und sein Gesicht liegt im Schatten. »Mein Gott, Nora! Das war aber gefährlich! Warum hast du mich nicht angerufen? Ich wäre doch mit dir hingefahren. Noch besser wäre es gewesen, du hättest die Sache der Polizei überlassen.« Ich höre den Ärger in seiner Stimme, sehe ihn in seinem Gesicht.

»Ich mußte es einfach wissen«, sage ich. »Ich wollte endlich sicher sein.« Abrupt dreht er sich um und geht ins Haus. Offenbar ist er immer noch wütend. Ich folge ihm. »Du klingst schon wie Joe«, werfe ich ihm vor. »Der sagt auch immer, ich soll mich aus der Sache raushalten.«

»Vielleicht solltest du auf ihn hören.« Er schweigt eine Minute, schüttelt dann den Kopf

und berührt leicht meine Hand. »Nora, manchmal bist du wirklich unmöglich. Was, wenn Ian dich überrascht hätte?«

»Hat er aber nicht.«

»Nein, aber es hätte passieren können. Er hätte dir etwas antun können.« Er nimmt mich in die Arme und drückt mich an sich. »Weißt du denn nicht, wieviel du mir bedeutest?«

Sein warmer Körper preßt sich an meinen. Ich spüre, wie er schaudert, es ist nur ein ganz leichtes Zittern, aber ich habe sofort ein schlechtes Gewissen. Die Tiefe seiner Gefühle rührt mich. Mir war nicht bewußt, daß ich ihm soviel bedeute. Noch vor einem Monat hätte ich nicht geglaubt, daß er zu solch intensiven Regungen fähig ist.

»Tut mir leid«, sage ich. »Ich schätze, es war dumm von mir, allein hinzufahren. Aber nachdem ich einen weiteren Brief bekommen hatte, wollte ich einfach etwas unternehmen, ich wollte mich nicht so als Opfer fühlen.«

M. führt mich ins Wohnzimmer, und wir setzen uns auf die Couch. Ein paar Minuten lang hält

er mich einfach fest, umarmt mich zärtlich. Ich spüre seinen warmen Atem wie eine Feder über meinen Hals streichen. Schließlich sagt er ganz leise: »Du hast etwas in mir angerührt, Nora, wie noch niemand vor dir. Ich weiß nicht einmal genau, warum. Ich weiß nur, daß es so ist. Ich liebe dich, und ich möchte dir alles über mich und mein Leben erzählen. Ich möchte alles mit dir teilen. Das ist ein völlig neues Gefühl für mich.«

Er spricht die Worte gegen meinen Hals, unsere Körper sind noch immer fest aneinandergepreßt. Ich kann sein Gesicht nicht sehen, aber ich höre den sanften Herzschlag in seiner Brust, spüre, wie er sich mir zuwendet. Er faßt an mein Kinn, hebt meinen Kopf und sagt: »Du veränderst mich, Nora.« Er lächelt zärtlich – ein Ausdruck, den ich bei ihm erst wenige Male gesehen habe – und fügt hinzu: »Ich glaube, es ist eine Veränderung zum Guten.«

Ich lege den Kopf an seine Brust und kuschle mich noch näher an ihn. Wir atmen synchron,

meine Brust hebt und senkt sich im Einklang mit seiner. Nach einer Weile flüstert er traurig: »Nie sagst du meinen Namen. Nie.« Ich schweige ein paar Minuten, weil ich völlig verwirrt bin und nachdenken muß. Was hat das alles zu bedeuten? Er bittet mich, sein Leben mit ihm zu teilen, was noch vor ein paar Monaten undenkbar gewesen wäre. Aber jetzt spüre ich, wie etwas in mir weich wird, wie sich ein warmes Gefühl in meinem Herzen ausbreitet. Ich habe immer geglaubt, daß Ian der Mann ist, für den ich bestimmt bin. Ist es möglich, daß es die ganze Zeit M. war? Kann es sein, daß ich mehr für ihn empfinde als sexuelle Anziehung? Möglich ist es, denke ich und sage ganz weich: »Michael.«

»Das klingt schön«, sagt er, und ich lächle. Die Vorstellung, mit ihm zusammenzuleben, läßt plötzlich eine Welle der Erregung durch meinen Körper fluten. Was mich erregt, ist nicht die Aussicht auf seine Liebe, sondern auf den Sex – die Vorstellung, auf Dauer von ihm beherrscht und unterworfen zu werden. Ich

knie vor ihm nieder. Es ist das erste Mal, daß ich das ohne seinen Befehl tue, und ich sage: »Ich möchte …« Aber dann zögere ich. Ohne den Gedanken zu Ende zu denken, senke ich den Kopf.

»Sag es«, fordert er mich auf, nimmt meinen Kopf zwischen seine Hände und zwingt mich, ihm in die Augen zu sehen. »Sag mir, was du willst. Sag es.«

Ich weiß, was ich will, was ich brauche, aber es fällt mir schwer, es auszusprechen. Ich versuche den Blick abzuwenden, aber er hält meinen Kopf fest. »Ich will, daß du mir den Hintern versohlst«, sage ich so leise, daß meine Stimme kaum zu hören ist.

Er läßt mich los, streichelt mir über die Wange.

»Ich möchte, daß du mich auspeitschst«, sage ich, und diesmal klingt meine Stimme lauter, drängender. »Bitte«, füge ich hinzu, und ich ziehe meine Sachen aus und lege mich bereitwillig über seinen Schoß. Ungeduldig warte ich auf das süße, tröstliche

Gefühl, das die Unterwerfung mit sich bringt, auf den erotischen Lohn, die Lust, die mit dem Schmerz einhergeht.

39

Die Polizei hat Ian noch nicht festgenommen, aber seine Verhaftung steht kurz bevor. Sie haben seine Wohnung durchsucht und den Schuhkarton unter seinem Bett gefunden. Alles war voll von seinen Fingerabdrücken – das Klebeband, die Fotos, Billys Armreif, das Messer, die Schachtel selbst. Ian gibt zu, daß ihm das Messer gehört – es handelt sich um eines seiner Schnitzmesser, das er angeblich schon seit Wochen vermißt hat –, aber er schwört, alles andere noch nie gesehen zu haben. Die Ermittlungen beginnen von neuem, diesmal mit Ian als Hauptverdächtigem.

Er hat viele Anrufe auf meinem Band hinterlassen. Jedesmal drängt er mich, ihn zurückzurufen, und bittet mich um Hilfe. Aber ich rufe ihn nicht zurück. Ich habe Ian nichts zu sagen, und ich werde ganz bestimmt nichts unternehmen, um ihm zu helfen. Sein Verrat hat mich schwer getroffen. Ich komme mir wie eine Närrin vor, weil ich ihm so lange vertraut

habe. Wie die meisten Leute war ich immer stolz auf meine Menschenkenntnis. Ich war mir sicher, daß ich, wenn man mir zwei Männer gegenüberstellen würde, problemlos sagen könnte, wer von beiden der Mörder ist. Von wegen. Inzwischen habe ich jedes Vertrauen in meine Urteilskraft verloren. Ich bin Ian total auf den Leim gegangen. Selbst jetzt, wo alle Beweise gegen ihn sprechen, habe ich Schwierigkeiten mir vorzustellen, wie er sich mit einem Messer in der Hand über Frannys gefesselten Körper beugt. Soviel zu meinem Instinkt.

Ich fahre gerade meinen Honda rückwärts aus der Garage und werfe einen Blick in den Rückspiegel, als plötzlich Ians blauer Bronco um die Kurve geschossen kommt. Ich steige auf die Bremse und schaffe es gerade noch, eine Karambolage zu verhindern. Dann nehme ich den Gang heraus, lasse aber den Motor laufen. Im Spiegel sehe ich Ian aus seinem Wagen springen und zielstrebig auf

mich zueilen. Er wirkt stämmig und würde in seinem grauen Nadelstreifenanzug wie ein Gangster aussehen, wären da nicht sein jungenhaftes Gesicht und das flachsblonde Haar. Sein sonst so glattes, freundliches Gesicht ist heute zu einer finsteren, häßlichen Grimasse verzogen. Kurz bevor er meinen Wagen erreicht, betätige ich die Zentralverriegelung.

»Verdammt noch mal, Nora!« sagt er, als er das Klicken hört. Er zerrt am Türgriff, aber die Wagentür läßt sich nicht öffnen.

»Warum tust du das?« Er beugt sich zu mir herunter. Sein wütendes Gesicht und die breiten Schultern füllen das ganze Fenster aus. Seine Nasenspitze berührt die Scheibe. Er drückt sie platt, bis sie den Durchmesser eines Zehncentstücks hat. »Warum?« schreit er, und ich zucke zurück, will mich vom Fenster wegbewegen, aber der Sicherheitsgurt und der Schalensitz halten mich fest. Er schlägt mit der flachen Hand auf das Dach meines Wagens. Sein Schlag

macht ein lautes, blechernes Geräusch. Dann geht er ein paar Schritte weg und schüttelt den Kopf. Er bleibt stehen und dreht sich um, die Hände fest in die Hüften gestemmt. Seine Brust hebt und senkt sich heftig; er ist offensichtlich bemüht, seine Wut zu zähmen.

Ein Nachbarhund bellt einen vorbeifahrenden Wagen an, und ein kleiner, vielleicht vier-oder fünfjähriger Junge in Jeans schlurft an Frannys Cadillac vorbei. Er zieht einen Stock hinter sich her und scheint mit sich selbst zu reden. Eine Frauenstimme ruft etwas, und er erstarrt mitten in der Bewegung, mit hochgerissenem Kopf, wie eine Zeichentrickfigur, deren Filmrolle hängengeblieben ist. Dann setzt er sich genauso abrupt wieder in Bewegung und geht im Zickzack den Gehsteig entlang, der Stimme entgegen.

Ian scheint sich etwas beruhigt zu haben. Er kommt zurück und blickt auf mich herunter. »Hast du Angst vor mir, Nora?« fragt er. »Mußt du dich wirklich im Wagen verstecken?«

Ich starre auf das Lenkrad, unfähig, seinen Blick zu erwidern oder seine Fragen zu beantworten.

»Ich verstehe das nicht«, sagt er. »Warum tust du mir das an?« In seiner Stimme schwingt eine Spur Verzweiflung mit, nur ganz schwach, aber trotzdem nicht zu überhören. Mit gesenktem Kopf umklammere ich das Lenkrad.

»Die Polizei hat mich heute verhört – zum zweiten Mal. Sie sind während der Arbeit ins Büro gekommen.« Er preßt beide Handflächen gegen die Scheibe, als wollte er wie ein kleiner Junge Fingerabdrücke auf dem Glas hinterlassen. »Sie haben mich gefragt, ob ich bereit bin, ihnen eine Strähne von meinem Haar und Teppichfasern aus meinem Haus zu überlassen. Ich mußte mir einen Anwalt nehmen, Nora. Einen Anwalt.« Er läßt den Kopf sinken. »Wie konntest du ihnen bloß erzählen, ich hätte Franny getötet? Wie konntest du so etwas auch nur denken?«

Seufzend dreht er sich um, lehnt sich mit dem

Rücken gegen den Wagen und verschränkt die Arme vor der Brust. Ein leichter Wind fährt durch sein Haar.

Dem Wind zugewandt, fragt er: »Warum tust du das, Nora? Ich habe dich geliebt – ich liebe dich immer noch. Als ich gesagt habe, daß ich Zeit brauche und eine Weile allein sein will, habe ich damit wirklich nur gemeint, daß ich ein bißchen Zeit zum Nachdenken brauche. Bloß ein bißchen Zeit. Ich wollte nicht mit dir Schluß machen. Wenn es so gewesen wäre, hätte ich es gesagt. Ich denke jeden Tag an dich, grübele, ob es richtig war, mich von dir zurückzuziehen, obwohl ich in meinem Herzen genau weiß, daß es falsch war. Ich hatte beschlossen, dich anzurufen und dir zu erzählen, was wirklich passiert war und warum ich eine Weile allein sein mußte, aber dann kam plötzlich die Polizei und stellte mir Fragen über Franny.« Er zögert, starrt auf den Boden. Dann sagt er leise: »Ich kann ja verstehen, daß du wütend warst, weil du geglaubt hast, ich hätte mit dir Schluß

gemacht – aber deswegen gleich zur Polizei zu rennen und ihnen zu erzählen, ich hätte dich mit Drohbriefen und anonymen Anrufen belästigt und deine Schwester getötet? Das geht weit über normale Rachegelüste hinaus. Ich habe nichts damit zu tun, Nora. Weder mit dem einen noch mit dem anderen. Ich schwöre es.«

Er verstummt, und ich höre das leise Vibrieren des Motors. Das Flehen in seiner Stimme war nicht zu überhören. *Ich liebe dich immer noch.* Bildet er sich ein, daß er mich mit einer Liebeserklärung umstimmen kann? Seine Zuneigung – ob nun aufrichtig oder nicht – ändert nichts an der Tatsache, daß seine Fingerabdrücke auf sämtlichen Gegenständen in dem Schuhkarton waren. Innerlich schaudere ich. Genau das tun solche Männer – sie töten mit ihrer Liebe.

»Ich weiß nicht, was mich am meisten aufregt«, sagt er. »Die Tatsache, daß die Polizei mich in der Redaktion überfallen hat, die Tatsache, daß sie dieses ganze Zeug

unter meinem Bett gefunden haben, oder das Wissen, daß du glaubst, ich hätte dich belästigt und deine Schwester getötet.« Wieder schweigt er. »Ich war es nicht, Nora. Du kennst mich doch.« Er dreht den Kopf, damit er mich sehen kann, und senkt die Stimme. »Du mußt es doch besser wissen.« Ich kann seine Worte kaum verstehen.

Die Sonne scheint durch die Windschutzscheibe herein und läßt das Glas glitzernde Funken sprühen. Der Himmel leuchtet in einem kräftigen, fröhlichen Blauton. Ich wünschte, Ian würde gehen. Ich möchte nicht mit seinen Problemen belastet werden – ebensowenig wie mit denen irgendeines anderen Menschen. Er wird bald verhaftet werden, und eine Jury von Geschworenen wird über seine Schuld oder Unschuld entscheiden, nicht ich. Alles, was ich will, ist meine Ruhe.

»An dem Tag, an dem sie getötet wurde, war ich wandern«, fährt er fort. Er spricht immer noch in den Wind, den Rücken gegen den

Wagen gepreßt. »Mit einem Freund. In Desolation Wilderness. Das einzige Problem ist, daß sich mein Freund nicht genau erinnern kann, an welchem Tag wir dort waren. Es ist zu lange her. Er kann sich einfach nicht mehr an das genaue Datum erinnern.«

Wie praktisch, denke ich. Schon wieder ein Verdächtiger ohne Alibi. Das Röhren eines Motors zerreißt die Stille. Im Garten nebenan fällt ein Gärtner einen Baum. Er ist mager, trägt einen gelben Helm, Stahlkappenstiefel und eine Schutzbrille. Seine Hände vibrieren. Sägemehl fliegt durch die Luft. Das Geräusch der Säge ist so durchdringend, daß es alle anderen Laute erstickt: das Pfeifen der Vögel, das Bellen der Nachbarhunde, das Brummen vorbeifahrender Autos. Der Garten scheint unter diesem ohrenbetäubenden, übermächtigen Lärm zu schrumpfen; es bleibt kein Raum für irgend etwas anderes.

Ian seufzt. Minuten vergehen, bevor er weiterspricht. Als der Gärtner die Kettensäge

ausschaltet, sagt er: »Ich war es nicht, Nora. Das solltest du eigentlich wissen. Hör auf dein Herz.«

Ohne mich eines weiteren Blickes zu würdigen, geht er langsam zu seinem Bronco zurück. Das Sonnenlicht strömt zwischen den Ästen der Bäume hindurch und wirft einen silbrigen Schimmer auf die Motorhaube meines Wagens. Selbst durch die geschlossenen Fenster höre ich die Baumwipfel leise rascheln und murmeln, wenn der Wind durch ihre Blätter streicht. Im Rückspiegel beobachte ich, wie Ian wegfährt. Schließlich sehe ich nur noch eines in meinem Spiegel: den schwarzen Cadillac mit seinen Heckflossen, ein Mahnmal, das mich ständig daran erinnert, wie wenig Verständnis ich meiner Schwester entgegengebracht habe.

Einmal, als ich durch Sacramento fuhr, um irgendeine Besorgung zu machen, entdeckte ich auf der Gegenfahrbahn Franny, die gerade auf dem Weg zur Dialyseklinik war.

Ich schrie und winkte, um sie auf mich aufmerksam zu machen; gerade wollte ich auf die Hupe drücken, als mich irgend etwas innehalten ließ. Sie wirkte so heiter, das Lächeln auf ihren Lippen so zufrieden, daß ich sie nicht stören wollte. Sie schien weder mich noch irgend jemanden sonst wahrzunehmen. Fasziniert beobachtete ich, wie sie vorbeisegelte. Nach ihrem Gesichtsausdruck zu urteilen, gab es nichts auf der Welt, was sie lieber tat, als in ihrem glänzend schwarzen Cadillac herumzufahren. Ich fühlte mich wie ein Eindringling, der einen anderen Menschen in einem intimen Moment stört. Am liebsten hätte ich den Kopf weggedreht und in eine andere Richtung gesehen, aber ich konnte nicht. Ich wendete und folgte ihr verstohlen. Ihr Cadillac war wie ein Wal, er schien mehr zu schweben, als zu fahren. Schwerfällig, gewichtig und aufgebläht, nahm er die ganze Breite der Fahrbahn ein. Ich hatte den Wagen nicht so groß in Erinnerung gehabt. Fast schien es, als wäre er im Lauf der Jahre

gewachsen wie ein lebendiges Wesen, das mit der Zeit in die Breite geht. Obwohl zwei Wagen zwischen uns waren, konnte ich hören, wie der Cadillac sein Nahen mit einem tiefen, gleichmäßigen Brummen ankündigte. Die entgegenkommenden Wagen machten Franny Platz. Sie fuhren ganz an den Straßenrand und wichen dem Wagen aus, als wäre er ein großer Raubfisch, und als Franny schließlich in den Klinikparkplatz einbog, parkte sie ganz hinten, auf der weißen Linie, wo ihr Wagen zwei Parkplätze in Anspruch nahm. Mit einem Zittern und einem tiefen Stöhnen kam der Cadillac zum Stehen. Franny stieg aus wie ein politischer Würdenträger aus einer Limousine: Erst streckte sie den Kopf heraus, warf einen Blick in die Runde und lächelte, ohne sich damit an jemand Bestimmten zu wenden. Erst dann folgte ihr Körper. Sie richtete sich auf, hängte sich ihre Tasche über die Schulter, stützte die Hände in die Hüften und nickte dem Wagen wohlwollend zu. Aus ihrem Gesicht strahlte

die reine Freude. Ich beobachtete sie von der anderen Straßenseite aus und fragte mich, was sie wohl in diesem Wagen sah, das ihr so viel Freude bereitete. Sie sah aus, als hätte sie etwas Unbezahlbares entdeckt, etwas nicht Greifbares, eine Art Geheimrezept zum Glücklichsein. Was genau war das? Ich wollte es wissen. Worin bestand das Geheimnis?

Aber dann fuhr ich weiter, und bald hatte ich das Ganze vergessen, weil ich mit meinen eigenen Dingen beschäftigt war. Als mir der Vorfall später wieder einfiel, mußte ich schmunzeln – über mich selbst, weil ich sie verfolgt hatte, und über Franny, weil sie zuließ, daß ein Auto ihre Existenz definierte und bestätigte. Ich konnte diese Art von Denken überhaupt nicht verstehen. Irgendwann fragte ich sie dann, wieso sie so verliebt in den Cadillac sei, aber sie lächelte nur geheimnisvoll und sagte: »Er läßt mir Raum zum Wachsen.«

40

An einem eisigen, windigen Tag zieht der Herbst in die Stadt. Ian ist festgenommen und des Mordes an meiner Schwester angeklagt worden. Es stimmten zwar weder seine Haarsträhnen noch seine Fingerabdrücke, noch die Teppichfasern mit denen überein, die in Frannys Wohnung gefunden worden waren, doch er konnte anhand des Klebebands überführt werden. Die chemische Untersuchung ergab eindeutig, daß die Schnittstellen genau zu dem Band paßten, mit dem Franny der Mund zugeklebt worden war. Ian beteuert immer noch seine Unschuld und will nicht sagen, wie er sie ermordet hat. Die genaue Ursache ihres Todes ist nach wie vor unklar. Vielleicht werde ich nie erfahren, wie oder warum er Franny umgebracht hat, und ich frage mich, ob ihre Geschichte auf diese Weise enden wird. Vielleicht gab es gar keinen Grund. Manche Leute morden grundlos, weil sie kein Gewissen haben – die Zeitungen berichten jeden Tag darüber. Mark

Kirn sitzt immer noch wegen des Mordes an Cheryl Mansfield in San Quentin, aber ich bezweifle, daß er es wirklich war. Vielleicht hat Ian sie ebenfalls umgebracht. Ich kenne die Antworten nicht, und dabei wird es wahrscheinlich auch bleiben. Inzwischen kann ich das akzeptieren … glaube ich zumindest.

Seit dem Tag, an dem Ian verhaftet wurde, haben die Anrufe aufgehört, und ich habe auch keine Fotos oder Drohbriefe mehr bekommen. Ein Mantel träger Gelassenheit hat sich über mein Leben gelegt, und M. und ich kommen ziemlich gut miteinander aus. Wir haben ein einzigartiges Arrangement: Er befiehlt, und ich gehorche. Das hat er wohl gemeint, als er damals sagte, ich müßte lernen, mich mit den Männern auseinanderzusetzen. Es ist eine für beide Seiten befriedigende Allianz. Inzwischen habe ich auch das letzte bißchen Kontrolle, das ich mir noch vorbehalten hatte, an ihn abgegeben, und meine einzige Pflicht besteht darin zu tun, was er sagt. Mir ist es recht so.

Meine langwierige Suche nach Frannys Mörder hat mich ausgezehrt. Ich fühle mich emotional angeschlagen, verraten von dem einzigen Mann, dem ich je wirklich vertraut habe. Wie konnte ich mich in Ian bloß so täuschen? Jetzt habe ich nur noch den Wunsch, mich in den Kokon von M.s Autorität zurückzuziehen. Ich bin damit zufrieden, auf Autopilot zu schalten, wenn er als Steuermann meinen Kurs bestimmt. Meine Unterwerfung beschränkt sich weitgehend auf die sexuelle Arena, wobei die Grenzen dieser Arena gelegentlich verschwimmen und sich auf andere Bereiche unseres Lebens ausdehnen. Manchmal fühle ich mich wie ein Mensch ohne eigene Persönlichkeit, jemand mit wenig Gewicht oder Substanz – wie ein kleines Mädchen oder eine Sklavin, deren einzige Pflicht darin besteht, ihrem Vater oder Meister zu gehorchen und Freude zu bereiten. Mit der Zeit fällt es mir immer leichter, dieser Rolle zu akzeptieren. Soll doch zur Abwechslung mal ein anderer die

Verantwortung für mich tragen. Zwar verdanke ich meinen Seelenfrieden – den ich zum ersten Mal seit Frannys Tod wieder genießen kann – einem Verlust an persönlicher Macht, aber das ist ein Verlust, mit dem ich leben kann.

Allerdings bin ich nicht der einzige Mensch, der seine Macht abgibt. In seiner Liebe zu mir hat auch M. auf einen Teil seiner Macht verzichtet. Anfangs hielt ich es für einen Trick, einen weiteren Versuch, mich zu täuschen. Er ist auf eine so verabscheuungswürdige Art mit Franny umgegangen, daß ich ihn nicht für fähig hielt, sich zu ändern, geschweige denn, einen anderen Menschen zu lieben. Aber sein Verhalten sagt mir etwas anderes. Wir unterhalten uns oft bis tief in die Nacht hinein, und bei diesen Gesprächen, die nie bei Tageslicht stattfinden, öffnet er sich mir, teilt seine Gefühle mit mir, erzählt mir von seinen Schwächen, seinen wunden Punkten – von allem, was ihn menschlich macht – und entblößt vor mir seine Seele. Ich bin die

Hüterin dieses Wissens. Er vertraut darauf, daß ich sorgsam damit umgehe, und vielleicht macht ihn das verletzlicher als mich. Zumindest sind wir einander ebenbürtig.

Ein häßlicher anthrazitfarbener Himmel hängt über der Stadt. Die Wolken ziehen schnell dahin, und ein steifer Wind peitscht den Regen schräg nach unten und läßt ihn die Rinnsteine der Innenstadt überfluten. Papierfetzen, Kaugummipapier, Zigarettenkippen und abgebrochene Zweige werden in dem dreckigen Wasser hin und her geworfen wie Spielzeugboote auf rauher See. Das Wasser und der Müll rauschen den Randstein entlang bis zum Gully, wo sich ein Strudel bildet, bevor der Kanal alles nach unten saugt. Es wird eine nasse Halloweennacht werden.

M. kocht heute abend für mich. Er kocht gern – und außerdem viel besser als ich. Er drückt mir ein Glas Rotwein in die Hand, und ich setze mich auf einen Barhocker und

beobachte ihn. Er trägt ein Hemd, das dieselbe Burgunderfarbe hat wie der Wein. Er hat den obersten Knopf aufgemacht, und in der Küche ist es so warm, daß seine Stirn glänzt. Mit seinen schnellen, aber präzisen Bewegungen, dem über die Schulter geworfenen Handtuch und den hochgerollten Ärmeln erinnert er mich an einen dieser Gourmet-Köche aus dem Fernsehen. Auf der Herdplatte kühlt bereits eine Glasform mit Lasagne ab. Die goldbraune Käsekruste brodelt noch. Er ist dabei, den Salat fertigzumachen, und ich rieche die Knoblauchbutter auf dem Sauerteigbrot, das unter dem Grill liegt. Er wirbelt in der Küche herum, mischt das italienische Dressing unter den Salat, rettet das Brot, ehe es verbrennt, und arrangiert es auf einem Teller. Seine schwarze Hose hat eine exakte Bügelfalte und ist kein bißchen verknittert. Ich spielte mit dem Gedanken, bei M. einzuziehen. Die Vorstellung erscheint mir nicht mehr so absurd wie noch vor kurzem.

»Fertig!« sagt er und wirft das Handtuch auf die Küchentheke. Er verschwindet kurz, um die Außenbeleuchtung auszuschalten, damit wir nicht ständig von den Kindern belästigt werden, die an Halloween von Haus zu Haus ziehen. Anschließend nimmt er einen Topflappen und trägt die heiße Lasagneform und das Knoblauchbrot ins Eßzimmer hinüber. Ich folge ihm mit dem Salat und der Weinflasche. Ich habe bereits den Tisch gedeckt, und wir lassen uns zum Essen nieder. Er sitzt an der Kopfseite des Tisches, ich neben ihm, zu seiner Rechten. Während er die Lasagne austeilt, erzählt er mir von einem seiner Studenten, einem Pianisten.

»Er hat einen unglaublichen Drang zu spielen«, sagt M. Er kostet von der Lasagne und hält mir dann den Teller mit dem Knoblauchbrot hin. »Er ist ungeheuer eifrig, aber sein Spiel ist bestenfalls mittelmäßig. Er wird nie ein großer Musiker werden.«

»Wie alt ist er, Michael?« frage ich. Michael. Es kommt mir immer noch komisch vor, ihn

bei seinem Vornamen zu nennen. Das Wort klebt in meinem Mund wie ein weiches Karamelbonbon, das einem an den Zähnen hängenbleibt.

»Einundzwanzig.«

»Laß ihm Zeit. Wenn er den nötigen Antrieb hat, wird er schon noch besser.« Ich schiebe mir eine Gabel voll Lasagne in den Mund. »Großartig«, sage ich und meine die Lasagne.

»Danke«, antwortet er. Dann erscheint eine kleine Falte zwischen seinen dunklen Augenbrauen. »Seine Technik wird mit der Zeit besser werden, aber er wird nie ein großer Pianist sein. Ihm fehlt die Kreativität, die die Guten von den Großen trennt. Er versteht die Musik verstandesgemäß, aber er *fühlt* sie nicht.«

Lächelnd sage ich: »Immerhin hat er einen guten Lehrer.«

M. tut meine Bemerkung mit einer ungeduldigen Handbewegung ab. »Das ist nichts, was man lernen kann«, sagt er.

»Entweder man hat es, oder man hat es nicht. Alle Technik der Welt und sämtliche Lehrer werden ihm da nichts nützen. Er wird sich bis zu einem gewissen Grad verbessern, vielleicht sogar sehr verbessern, wenn man bedenkt, wieviel Energie er hat, aber er wird nie ein großer Musiker werden. Harte Arbeit ist einfach nicht genug.«

»Thomas Edison würde dir da nicht zustimmen. Er war der Meinung, daß Genie mehr mit harter Arbeit als mit Kreativität zu tun hat. ›Ein Prozent Inspiration, neunundneunzig Prozent Transpiration.‹ Wenn dein Schüler nur lange genug und vor allem hart genug an seiner Musik arbeitet, wird er es wahrscheinlich schaffen.«

»Komm mir nicht mit solchen Aphorismen, Nora. Sie sind ausgesprochen banal und tendieren dazu, die Dinge zu sehr zu vereinfachen – was bedeutet, daß sie auf konkrete Situationen nur in den seltensten Fällen anwendbar sind. Meinem Schüler fehlt es an wahrem Genie, und dieses Defizit wird

sich niemals durch Transpiration ausgleichen lassen. Er täte gut daran, seine Grenzen zu erkennen. Bestimmt wäre er als erstklassiger Anwalt oder Buchhalter glücklicher, statt als zweitklassiger Musiker immer mit dem Wissen leben zu müssen, daß er nie gut genug sein wird. Und er wird es immer schwerer ertragen können: Er wird nicht nur wissen, daß ihm das, was er sich so sehnlich wünscht, auf ewig verwehrt bleiben wird, sondern er wird gleichzeitig mit ansehen müssen, daß andere mit dem Talent, dem Genie gesegnet sind, das ihm fehlt, und dieses Talent auch noch für selbstverständlich erachten, obwohl sie es viel weniger verdient haben als er, weil sie längst nicht so fleißig sind. Ihm steht ein Leben voller Enttäuschungen bevor.«

Ich höre eine Spur Sympathie in seiner Stimme und frage mich, ob er auch von sich selbst spricht. Schon ein paarmal bin ich mitten in der Nacht aufgewacht und habe ihn Klavier spielen hören. Einmal habe ich mich

ins Arbeitszimmer hinübergeschlichen und ihn, über die Tastatur gebeugt, vorgefunden, einen gequälten Ausdruck im Gesicht, während er eine schöne, traurige Komposition spielte. Es war ein Klagelied, glaube ich. Strähnen seines dichten dunklen Haars fielen ihm in die Stirn, seine langen, eleganten Finger bewegten sich behende über die Tasten – und mir ging durch den Kopf, daß dieser Anblick schöner war als alles, was ich je zuvor gesehen hatte. Es war ein so persönlicher, intimer, leidenschaftlicher Moment, daß ich mich schnell wieder zurückzog, weil ich mich so sehr als Eindringling fühlte. Danach blieb ich immer liegen, wenn ich seine nächtlichen Melodien hörte. M. ist sehr bekannt, aber selbst ich – die ich wenig von der Musikwelt verstehe –, weiß, daß er nicht zu den großen zeitgenössischen Musikern gehört. Ich dachte immer, daß er mit seiner Rolle als Professor zufrieden ist, aber jetzt, als ich ihn vom mangelnden Genie seines Schülers reden

höre, bin ich mir plötzlich nicht mehr so sicher. Außerdem denke ich in letzter Zeit darüber nach, wo die psychologische Ursache für seinen Sadomasochismus liegt, ob vielleicht zwischen seinem Wunsch, andere zu beherrschen, und seiner Unfähigkeit, als Musiker wirklich Hervorragendes zu leisten, ein direkter Zusammenhang besteht. Er hat mir einmal erzählt, er akzeptiere seine Grenzen als Pianist, und vielleicht ist sein Sadomasochismus Teil eines komplizierten Jungschen Balanceakts – möglicherweise zwingt ihn sein Mangel an Genie, sein Mangel an Kontrolle über das ihm angeborene Maß an Talent, die absolute Kontrolle über mich zu fordern. Ich selbst bin von dieser Analyse natürlich nicht ausgenommen. Mein Balanceakt bewegt sich in die entgegengesetzte Richtung. Ich habe immer große Kontrolle ausgeübt – ich hatte in meinen persönlichen Beziehungen das Sagen, hatte beruflich große Erfolge zu verzeichnen –, vielleicht kann ich mir

deswegen jetzt gestatten, mich M. freiwillig zu unterwerfen und mich dem Genuß zu überlassen, endlich einmal die Kontrolle aus der Hand zu geben.

»Wirst du es deinem Schüler sagen?« frage ich. »Daß ihm das nötige Genie fehlt?«

Ein trauriges Lächeln breitet sich auf M.s Gesicht aus, und seine Stimme klingt plötzlich weicher. »Nein«, antwortet er. »Träume zu zerstören ist nicht mein Job. Meine Aufgabe besteht darin, ihm alles beizubringen, was ich kann. Er wird schon von selbst zu dieser Erkenntnis gelangen müssen.« Nach einer kurzen Pause fügt er hinzu: »Wenn er auf mich zukommen und mich direkt danach fragen würde, würde ich ihm wahrscheinlich die Wahrheit sagen. Aber er wird mich nicht danach fragen – das tut keiner.«

Ich gehe in die Küche, um den Parmesan zu holen. Es klingelt an der Tür, und ohne nachzudenken mache ich auf. Zwei kleine Jungs mit dünnen, blaugefrorenen Lippen und gelben Regenmänteln über ihren Kostümen

sagen müde ihr Sprüchlein auf und halten mir zwei feuchte Kissenbezüge hin, die sie als Taschen benutzen. M. hat keine Süßigkeiten im Haus, deswegen suche ich in meiner Börse nach ein paar Münzen. Schließlich lasse ich je ein Vierteldollarstück in die Taschen der Jungs fallen. Sie trotten in ihren Gummistiefeln den Weg hinunter und hinterlassen schlammige Fußspuren vor dem Hauseingang. Draußen vor der Auffahrt stehen ihre Eltern unter einem Schirm. Der Anblick erinnert mich an die Halloweenabende, als ich selbst noch ein kleines Kind war – damals war Franny noch gar nicht auf der Welt – und von Tür zu Tür zog, um Süßigkeiten einzusammeln; mein Vater begleitete mich, ging vor jedem Haus am Randstein in die Hocke und paßte von dort aus auf mich auf. Die Leute, bei denen ich klingelte, sahen meist nur eine formlose, dunkle Masse, aus der der rotglühende Punkt einer Zigarette herausleuchtete.

Ich kehre ins Eßzimmer zurück und widme

mich wieder meiner Lasagne. M. und seine nächtlichen Rendezvous mit dem Klavier gehen mir nicht aus dem Kopf. Er sieht lächelnd zu mir herüber. Diesmal ist es ein verschmitztes Lächeln.

»Zieh deine Bluse und deinen BH aus«, befiehlt er. »Ich möchte dich sehen, während ich esse.«

Kaum hat er die Worte ausgesprochen, beginnt mein Magen auch schon zu flattern, und ich spüre ein Ziehen in der Lendengegend. Diese wenigen Worte – »Zieh deine Bluse aus« – reichen bereits aus, um mich zu erregen. Ich halte mitten in der Bewegung inne. Auf manche Leute hat der Gedanke an Sex eine elektrisierende Wirkung, er läßt sie aktiv werden. Bei mir ist das Gegenteil der Fall. Ich erstarre vor Vorfreude; eine Art Lähmung setzt ein, die allerdings nur ein paar Sekunden dauert. Und in der Stille dieser Sekunden schlägt mein Herz schneller, und mein Atem geht tief und heftig.

M. fixiert mich, und bereitwillig komme ich seiner Aufforderung nach. Ich lege die Gabel weg und ziehe meine Bluse aus dem Rock. Die Bluse ist weiß, hat einen hohen Stehkragen und wird vorn mit unzähligen weißen Perlknöpfen zugemacht. Ich beginne einen nach dem anderen aufzuknöpfen. Meine Finger sind plötzlich unbeholfen, und ich brauche länger als gewöhnlich. Die Knopflöcher kommen mir ungewohnt klein vor, meine Finger groß und ungeschickt. Ich schiebe jeden Knopf durch die kleine Öffnung. M. sieht mir zu und ißt nebenbei weiter. Als ich den letzten Knopf hinter mich gebracht habe, lasse ich die Bluse von meinen Schultern gleiten und auf den Boden fallen. Ich denke an Franny – wie sie auf diesem Stuhl gesessen und dasselbe für M. getan haben muß –, während ich nach hinten fasse, meinen BH aufhake und ihn ebenfalls auf den Boden gleiten lasse.

Er nickt. »Gut«, sagt er. »Du darfst jetzt weiteressen.«

Ich nehme meine Gabel und wende mich wieder meiner Lasagne zu. M. hat mir das schon oft befohlen – manchmal will er nur meine Brüste entblößt sehen, manchmal nur meinen Unterkörper –, aber es erregt mich jedesmal von neuem. Seine Macht über mich hat etwas Prickelndes; ich empfinde die erzwungene Nacktheit als zutiefst erregend. Ich möchte, daß er mich fickt, aber ich weiß, daß er es nicht tun wird, noch nicht, erst, wenn er selbst dazu bereit ist, und diese Verzögerung bewirkt, daß ich ihn noch mehr begehre.

Er streckt die Hand aus und streicht mir leicht über beide Brustwarzen. Sofort werden sie hart. Ich biege den Rücken etwas durch, recke ihm meine Brüste entgegen.

»Schön«, sagt er und wendet sich wieder seinem Essen zu.

Am liebsten würde ich ihn bitten, sie zu drücken und zu liebkosen, aber ich weiß, daß er es nicht tun wird. Er tut nie das, worum ich bitte, immer nur das, worauf er Lust hat. Ich

esse ebenfalls weiter, und meine harten Brustwarzen warten auf seine Berührung.

Es klingelt an der Tür, und M. fragt mich grinsend: »Möchtest du wieder aufmachen?«

Ich schüttele den Kopf. Wir hören Füße auf der Stelle treten, dann flüsternde Stimmen, schließlich sich entfernende Schritte.

»Soll ich dir noch eine Geschichte über Franny erzählen?« fragt er. Er greift nach der Weinflasche und schenkt uns beiden nach.

»Ja«, antworte ich, neugierig, was es wohl diesmal sein wird. Da ich jetzt weiß, daß wir nicht so schnell miteinander schlafen werden, beginnt sich mein Körper wieder zu entspannen.

Er ist mit dem Essen fertig und lehnt sich zurück. »Bald nachdem ich mit Franny im Schweinestall war, habe ich ihr erzählt, daß mich Tiere noch in anderer Hinsicht interessieren. Es war nach dem Essen, eine ähnliche Situation wie heute. Ihre Brüste waren genauso entblößt wie jetzt deine.«

Er nimmt einen Schluck aus seinem

Weinglas. »Natürlich waren ihre viel größer. Deine sind sehr hübsch, aber ich gebe zu, daß ich auf große Brüste stehe. Für meinen Geschmack können sie gar nicht groß genug sein.«

Ich werde rot – etwas, das mir nicht oft passiert –, weil mein Busen ziemlich klein ist. Da ich weiß, daß er Frauen mit großer Oberweite bevorzugt, bin ich mir meiner kleinen Brüste in seiner Gegenwart immer sehr bewußt.

Er streckt die Hand aus und streicht mit seinem Weinglas über meine Brustwarzen. Sofort werden sie wieder hart. »Oh, es gibt nichts, wofür du dich schämen müßtest«, sagt er. »Deine sind sehr schön, auch wenn sie klein sind. Und du liebst es, sie vor mir zur Schau zu stellen, stimmt's? Franny hat sich dabei immer unbehaglich gefühlt, aber du nicht. Ich wette, deine Pussy ist längst feucht, habe ich recht? Mein süßes Kätzchen sehnt sich nach einen guten Fick. Möchtest du, daß ich es dir besorge, Baby?«

Mein Kopf ist heiß, und ich habe das Gefühl, kein Wort herausbringen zu können. Ich begehre ihn so sehr, aber ich kann es nicht ausstehen, wenn er verlangt, daß ich es ausspreche. Manchmal erregt er mich ganz bewußt, bringt mich an den Rand eines Orgasmus und weigert sich dann weiterzumachen, bis ich ihn anflehe, mich zu ficken. Er genießt es, mich so zu sehen. Dann muß ich ihn anbetteln und ihm versprechen, alles zu tun, wenn er nur weitermacht. Ich erniedrige mich selbst, indem ich da mitspiele, aber ich tue es immer wieder. Meine Leidenschaft für ihn ist grenzenlos, und in seiner Gegenwart werde ich ganz klein. Wenn er möchte, daß ich bettle, dann tue ich es. Er hat mich total in der Hand. »Ja«, flüstere ich heiser. »Ich will, daß du es mir besorgst.«

Er lehnt sich in seinem Stuhl zurück und lächelt. »Ich weiß, Nora. Aber du wirst noch ein bißchen warten müssen. Ich möchte dir erst meine Geschichte erzählen.« Er nimmt

einen weiteren Schluck von seinem Wein. Einmal mehr habe ich das Gefühl, von ihm manipuliert worden zu sein.

»Nach dem Essen führte ich Franny ins Arbeitszimmer und zog ihr die restlichen Sachen aus.« Er zwinkert mir zu und sagt: »Du weißt ja, daß ich meine Frauen gern nackt sehe.« Wieder versuche ich mir vorzustellen, wie Franny nackt durch sein Haus wandert. Es funktioniert nicht. Ich habe Schwierigkeiten, sie als sexuelles Wesen zu sehen, und noch schwerer fällt es mir, sie mir als M.s sexuelles Wesen vorzustellen, als das Objekt, mit dem er seine Gelüste befriedigte. Wenn ich sie vor mir sehe, dann immer in einer strengen Schwesternuniform und weißen Schuhen mit dicken Sohlen. Mir ist bewußt, daß das kein realistisches Bild von ihr ist – wenigstens das habe ich von M. gelernt –, aber es ist das Bild, mit dem ich am besten klarkomme.

»Ich ließ sie auf der Couch Platz nehmen und sagte ihr, wie sehr sie mir im Schweinestall

gefallen habe, als die kleinen Ferkel an ihren Brüsten saugten. Ich erklärte ihr außerdem, daß es mich freue, wie gut sie sich mit meinem Hund verstehe. Franny mochte Rameau sehr gern. Sie fütterte ihn immer, und oft ging sie in den Garten, um mit ihm zu spielen. Abends machten wir oft lange Spaziergänge mit Rameau. Ich erklärte ihr, daß ich Tiere sehr lieben würde und daß ich sie mit einem Tier sehen wolle. Sie sah mich verwirrt an. Sie hatte keine Ahnung, wovon ich sprach. Ich sagte ihr, daß ich zusehen wolle, wie sie sich von einem Tier ficken ließ. Die arme Franny. Sie war so aufgeregt. Sie wußte, daß ich sie dazu zwingen würde, und sie brachte kein Wort heraus. Nackt und zitternd saß sie auf der Couch, biß auf ihrer Unterlippe herum und schüttelte den Kopf. Ich erklärte ihr, daß sie das auf jeden Fall für mich tun müsse. Sie begann zu weinen – das tat sie häufig –, und ich drückte sie an mich und tröstete sie, ließ mich aber trotzdem nicht erweichen, sondern erklärte ihr, daß das

etwas sei, das ich unbedingt sehen müsse. Ich sagte ihr, daß sie nicht darum herumkommen würde, daß ich aber ihr die Entscheidung überlassen würde, welche Art von Tier sie wolle, ein Schwein oder einen Hund. Sie schüttelte bloß den Kopf und klammerte sich an mich, als glaubte sie, daß ihr Kummer und ihre Tränen mich umstimmen würden. Nun, es war immer das Gegenteil der Fall. Ihre Furcht brachte jedesmal meine schlimmste Seite zum Vorschein. ›Entscheide dich‹, sagte ich. Sie antwortete, das könne sie nicht. ›Ich werde dir den Unterschied erklären‹, sagte ich. ›Das wird dir die Entscheidung erleichtern. Wenn du einen Hund willst, wirst du dich auf alle viere begeben müssen, und Rameau wird dich von hinten besteigen. Er ejakuliert fast sofort, gleich nachdem er angefangen hat, in dich hineinzustoßen – das ist bei allen Hunden so – aber sobald er seinen Saft in dich hineingeschossen hat, wird der Ansatz seines Schwanzes zu einen großen Knoten

anschwellen, so daß er in deiner Möse feststeckt. Er wird sein Bein über dich heben und sich um hundertachtzig Grad drehen, bis ihr Hintern an Hintern steht. Dabei wird sein Schwanz in deiner Möse steckenbleiben, bis der Knoten wieder abschwillt. Bei Rameau dauert das etwa eine halbe Stunde. Ich hätte also genug Zeit, mir euch beide in Ruhe anzusehen, ein paar Fotos zu schießen und mir gemächlich einen runterzuholen. Bei einem Schwein dagegen ist es ganz anders. Der Schwanz eines Schweines ist eine lange, steife Spirale wie ein Korkenzieher, und wenn der Eber kommt, braucht er etwa zehn Minuten, bis er alles in dich hineingepumpt hat. Er ejakuliert fast zwei Tassen voll Schweinesperma. Das würde dir bestimmt gefallen‹, sagte ich, ›ein schöner langer Schwanz, und er würde endlos in dich hineinspritzen und deine Möse mit einem Viertelliter Sperma füllen‹. Diese Vorstellung erschreckte die arme Franny. Ehrlich gesagt, ich habe noch nie einen Eber mit einer Frau

gesehen. Ich weiß nicht, ob das überhaupt funktionieren würde. Aber ich wollte mit ihr in den Schweinestall gehen und es zumindest versuchen. ›Wenn du dich nicht entscheiden kannst, entscheide ich für dich‹, sagte ich, aber sie schüttelte immer noch weinend den Kopf. ›Also gut‹, sagte ich. ›Ich nehme dir die Entscheidung ab. Ich werde dir sagen, mit welchem Tier ich dich sehen möchte. Ich will …‹ Da schrie sie: ›Einen Hund! Kein Schwein! Einen Hund! Einen Hund!‹ Die arme Franny. Sie drehte fast durch, war völlig verzweifelt. Sie wollte keines von beiden, aber ein Hund war in ihren Augen weit weniger erniedrigend. Ich hielt sie im Arm, bis sie zu weinen aufhörte. Dann befahl ich ihr, sich im Arbeitszimmer auf alle viere niederzulassen, und führte Rameau herein.« M. zuckt mit den Achseln. »Den Rest kannst du dir vorstellen«, sagt er.

Ich bin wie hypnotisiert von seiner Geschichte. Allerdings glaube ich kein Wort davon. Ein paar von den Geschichten, die er

mir über Franny erzählt, sind viel zu exotisch, um wahr zu sein. Bei so etwas hätte sie nicht mitgespielt – nicht Franny.

»Du lügst«, sage ich. »Sie hätte das nie getan, nicht einmal für dich. Du solltest deine Geschichten nicht so bizarr gestalten – das macht sie bloß unglaubwürdig.«

Er schnalzt leise mit der Zunge. »Du bist ein schwieriges Publikum«, sagt er und lächelt mich an. »Aber genug davon. Die Märchenstunde ist vorbei.« Er nimmt mich an der Hand und führt mich ins Arbeitszimmer. Dort angekommen, kniet er vor mir nieder und bindet meine Schuhe auf. Er streift sie mir von den Füßen und küßt nacheinander die Innenseite meiner Knöchel. Dann öffnet er den Reißverschluß an meinem Rock und läßt ihn auf den Boden gleiten. Er schiebt seine Finger unter das Gummiband meines Slips und zieht ihn mir langsam herunter. Ich hebe erst das eine Bein und dann das andere, um aus dem Slip zu steigen. Er drückt sein Gesicht auf meine haarlose Scham und küßt

fast ehrerbietig meine Schamlippen. Ich spreize leicht die Beine und spüre seine Zungenspitze auf der Klitoris. Ich greife in sein dunkles Haar und drücke ihn an mich, aber mit einer sanften Bewegung löst er sich von mir.

»Komm«, sagt er, »setz dich einen Moment auf die Couch.« Er läßt mich Platz nehmen. Dann geht er zu der gläsernen Schiebetür hinüber, schiebt sie auf und pfeift Rameau. Rameau kommt ins Zimmer getrottet. Er ist ein großer Hund, fast neunzig Zentimeter hoch, und wiegt wahrscheinlich an die hundertfünfzig Pfund. Und er ist ein schöner Hund. Die meisten dänischen Doggen, die ich bisher gesehen habe, hatten ein goldbraunes Fell, aber das von Rameau ist schwarz, kurz und glänzend. Er kommt zu mir her und schmiegt seine Schnauze an die Außenseite meines Beins. Ich streichle ihn, und er legt seinen großen Kopf auf meinen Oberschenkel.

M. kommt ebenfalls zur Couch herüber.

»Komm bloß nicht auf dumme Gedanken«, sage ich. »Ich werde Rameau auf keinen Fall ficken.»Wieder klingelt es an der Haustür, aber wir achten beide nicht darauf.

Er setzt sich und beugt sich herüber, um den Hund hinter dem Ohr zu kraulen. »Ich weiß«, erwidert er. »Rameau wird nämlich dich ficken. Erst wirst du dich auf alle viere begeben und dich von hinten von ihm ficken lassen. Und dann, wenn er sich entspannt hat und bereit ist, dich ein zweites Mal zu ficken, wirst du dich auf die Couch setzen und dich mit gespreizten Beinen zurücklehnen, und er wird dich von vorn besteigen. Ich möchte, daß du siehst, wie Rameau dich fickt. Ich möchte, daß du weißt, daß du von einem Hund gefickt wirst, und daß du es für mich tust.«

Ich schlage die Beine übereinander und schüttele den Kopf. »Vergiß es«, sage ich.

Aber M. lächelt bloß. Er sagt: »Rameau ist gut erzogen, und er hat schon lange keine menschliche Pussy mehr gehabt. Seit Franny nicht mehr. Ich werde dafür sorgen, daß er

dich ausgiebig leckt, bevor ich ihm erlaube, dich zu besteigen.«

41

Als ich aufwache, ist M. schon zur Arbeit aufgebrochen. Ich liege im Bett und denke über die letzte Nacht nach. Es erstaunt mich selbst, daß ich so wenig protestiert habe, daß meine Einwände so schwach waren. Mit dem Hund Sex zu haben war anders, als ich es mir vorgestellt hatte. Wie M. gesagt hat, ejakulieren Hunde fast sofort. Nachdem Rameau in mich eingedrungen war und mit seinen Stößen begonnen hatte, kam er wirklich schnell, innerhalb weniger Augenblicke. Insgesamt dauerte das Ganze keine zwanzig Sekunden. Trotzdem war es faszinierend, seine warme Zunge auf meinem Geschlecht zu fühlen, sein kurzes schwarzes Fell zwischen meinen Beinen zu spüren. Bevor M. Rameau gestattete, mich zu besteigen, stimulierte er mich mit den Fingern, spielte mit meiner Klitoris und meinen Brustwarzen, während der Hund mich leckte. Der Tabucharakter des Ganzen erregte mich ungemein, und als Rameau

seine Pfoten auf meinen Rücken stellte und Anstalten machte, mich zu besteigen, als er sich vorlehnte und mit seinen Beinen meine Taille umklammerte, protestierte ich nicht. M. führte den Penis des Hundes in mich ein und spielte weiter an meiner Klitoris herum. Ich kam gleichzeitig mit Rameau, und ich kam heftig. Es bereitete mir eine perverse Lust, etwas so Bizarres zu tun, etwas, das so weit jenseits aller Grenzen lag. Es ist schwierig, meine Reaktion zu beschreiben. Der Penis des Hundes war kleiner als der eines Mannes, und der eigentliche Geschlechtsakt war vorbei, kaum daß er begonnen hatte, aber meine Empfindungen dabei waren unvorstellbar erotisch – nein, nicht erotisch, pornographisch. In dem Augenblick, als ich fühlte, wie die Spitze von Rameaus Penis zwischen meinen Beinen nach dem Eingang suchte, wurde mein Körper von einer solch fleischlichen, brunftigen Lust durchzuckt, daß ich einen kurzfristigen Blackout hatte und nicht mehr wußte, wo ich war. Ich wurde

weggerissen, aber wohin, das weiß ich nicht – an irgendeinen primitiven, ausschweifenden und rein sexuellen Ort. Es war eine perverse Form von Sex, und sie war unvorstellbar lustvoll. Der Hund hat mich letzte Nacht zweimal gefickt, einmal von hinten und einmal von vorn, und dann war M. an der Reihe. »Du wirst lernen, ihn in den Mund zu nehmen«, sagte er, während er mich fickte. »Nein«, widersprach ich, »das kommt gar nicht in Frage«, aber M. packte mich bloß fest an den Hüften, pumpte noch härter in mich hinein und sagte: »Doch. Du wirst es tun.«

Ich stehe auf und gehe unter die Dusche. Ich habe schon gestern abend vor dem Zubettgehen geduscht, aber mir ist auch jetzt danach. Ich wasche mir zum zweiten Mal die Haare und rubble mich anschließend mit dem Handtuch trocken. Ich schaue aus dem Fenster, sehe Rameau auf dem Rasen liegen und frage mich, ob er ein fester Bestandteil unseres Liebeslebens werden wird, ober ob M. nur gelegentlich den Wunsch verspüren

wird, mich mit dem Hund zu sehen. Jetzt, im ernüchternden Licht des frühen Morgens wird mir klar, wie erniedrigend dieser Akt eigentlich ist – zumindest in M.s Augen. Er läßt es mich mit einem Tier treiben, um seine Herrschaft über mich zu demonstrieren.

Ich bin eine Hundefickerin. Als Rameau erst einmal angefangen hatte, mich zu lecken, habe ich jede Minute genossen. Ich bin doch ein ganz normaler Mensch, denke ich. Wie kann ich mich da von einem Hund ficken lassen? Als Rameau mich am Fenster stehen sieht, beginnt er mit dem Schwanz zu wedeln. Ich gehe in die Küche und gieße eine frische Kanne Kaffee auf. Auf dem Küchentisch liegt eine Videokassette, an die ein Zettel geklebt ist. »Viel Spaß damit – ich habe den Film als Andenken behalten«, steht da in M.s Handschrift.

Mit der Tasse in der Hand gehe ich ins Arbeitszimmer hinüber und lege die Kassette ein. Ich trinke einen Schluck Kaffee, schalte den Fernseher ein und setze mich hin, um mir

den Film anzusehen. Erst ist weder etwas zu sehen noch etwas zu hören, aber plötzlich erscheint das Bild: Franny, nackt und weinend auf allen vieren. Rameau steht hinter ihr, den Kopf zwischen ihren Beinen, und leckt ihre Genitalien. Die Kamera wandert um sie herum, so daß ich sie und den Hund von allen Seiten sehen kann.

»Bitte, Michael!« schluchzt Franny und blickt in die Kamera. »Zwing mich nicht, das zu tun!« Aber M. gibt ihr keine Antwort. Die Kamera umkreist sie erneut. Rameau nimmt den Kopf hoch, steigt auf ihren Rücken, umklammert ihre Taille mit seinen Pfoten und fängt an, in sie hineinzustoßen. Mit einem Schrei versucht Franny, ihm zu entkommen. Ich höre M. – der hinter der Kamera steht und für mich nicht zu sehen ist, dessen Anwesenheit aber trotzdem spürbar ist – in scharfem Ton rufen: »Nicht bewegen!« Sie gehorcht, ohne ein weiteres Wort zu sagen, schluchzt aber immer noch vor sich hin. Tränen laufen ihr über die Wangen, und ihr

Mund ist zu einem bestürzten, qualvollen O verzogen, einem grimmigen Zeichen ihrer Erniedrigung und Verzweiflung.

Ich schalte das Video aus. Ich kann mir das nicht weiter ansehen. Ihre Erfahrung mit Rameau war das Gegenteil von meiner. Trotz meines anfänglichen Zögerns habe ich bereitwillig mitgemacht. M. sorgte dafür, daß ich erregt war, er brachte mich so weit, Rameau zu begehren, und als der Hund mich bestieg, war ich dafür bereit. Bei Franny dagegen ging M. sadistisch, geradezu brutal vor. Er ergötzte sich an ihrer Erniedrigung. Nachdem ich dieses Video gesehen habe, erscheint mir meine Lust von gestern abend weniger erotisch. Es kommt mir vor, als hätte M. sie im nachhinein beschmutzt. Mir wird immer mehr klar, daß es zwischen Erotik und Erniedrigung eine feine Grenze gibt. Bei meiner Schwester hat er diese Grenze überschritten. Ich weiß jetzt, daß alles, was er mir über Franny erzählt hat, der Wahrheit entsprach. Der Schweinestall, das Urinieren,

der Sex mit dem Hund und alles andere – es war alles wahr. Parallelen. Noch mehr Parallelen. Ich bin mehr in Frannys Fußstapfen getreten, als ich gedacht hatte.

Ich spule das Video zurück und nehme es aus dem Recorder. Wenn Franny noch am Leben wäre, würde sie bestimmt nicht wollen, daß irgend jemand diesen Film sieht. Ich hole mir eine Schere und gehe in die Garage, um einen Hammer zu suchen. Ich habe vor, die Kassette zu zerstören, das Band in kleine Stücke zu schneiden und in die Mülltonne zu werfen. Ich hole mit dem Hammer aus, bereit, die Kassette zu zertrümmern, aber irgend etwas läßt mich innehalten. Das ist das einzige Video, das ich von Franny habe. Egal, wie schrecklich es sein mag, ich bringe es nicht übers Herz, es zu zerstören.

Ich gehe zurück ins Arbeitszimmer und lege das Video erneut in den Recorder ein. Ich schalte an, und diesmal zwinge ich mich, es mir bis zum Ende anzusehen. Ich habe das Gefühl, daß ich Franny das schuldig bin, daß

ich den Schmerz zusammen mit ihr erleben, die Erniedrigung mit ihr teilen muß, damit sie nicht so allein ist. Das Video ist einfach abscheulich, und obwohl ich hinsehe, ertappe ich mich immer wieder dabei, daß ich mein Augenmerk auf andere Dinge im Film richte – den braunen Teppich, Billys Krankenhausarmreif an ihrem Handgelenk, die weiße Haut ihres Körpers –, statt mich auf die qualvolle Szene zu konzentrieren und mir anzusehen, wie Rameau sie leckt und fickt.

Als es vorbei ist, lehne ich mich erschöpft zurück. Die Bilder schwirren durch meinen Kopf. Franny auf dem Boden, nackt und auf allen vieren. Dann Rameau, der sie besteigt. Ich massiere meine Schläfen. Irgendwo in meinem Hinterkopf spukt ein verschwommenes, undeutliches Bild herum. Irgend etwas stimmt nicht, aber ich weiß nicht, was. Etwas, das nichts mit Frannys erniedrigender Situation zu tun hat. Sie ist auf dem Boden, sie ist nackt, der Hund leckte ihre Genitalien. Frannys Kopf ist gesenkt,

Tränen laufen ihr über die Wangen, ihre Brüste hängen nach unten, ihre Haut ist so weiß, ihr Po … Was habe ich auf ihrem Po gesehen? Irgendeine Art von Mal . Striemen von seiner Peitsche? Nein. Etwas anderes, mehr wie ein Muttermal.

Ich stehe auf und lasse das Video rückwärts laufen. Kurz bevor Rameau auf ihren Rücken steigt, stoppe ich den Film und sehe mir die Szene noch einmal an. Da ist es – auf ihrer rechten Pobacke, eine Art Mal, eine Narbe, glaube ich. Sie ist kaum zu sehen, wie eine Wunde, die fast, aber noch nicht ganz verheilt ist. Normalerweise wäre die Aufmerksamkeit des Betrachters automatisch auf Rameau gerichtet, und wenn ich nicht anderswo hingesehen hätte, wäre mir die Narbe nie aufgefallen. Ich spule ein Stück zurück und sehe es mir noch einmal an. Ich kann die Narbe noch immer nicht genau erkennen. Ich sehe mir die Szene ein weiteres Mal an und drücke auf den Pausenknopf. Das Bild friert ein. Ziemlich weit unten auf der Außenseite

von Frannys Pobacke ist ein durchgestrichener Kreis zu sehen, das weltweite Zeichen für Nein. Es hebt sich kaum von ihrer Haut ab, ist nur die Andeutung einer Narbe, aber ich kann es trotzdem erkennen. Ich trete einen Schritt zurück. Ich weiß, was das heißt. Als Franny gefunden wurde, war ihr Oberkörper mit Schnitten übersät – Kreisen, Quadraten, Linien. Wegen der fortgeschrittenen Verwesung der Leiche konnte der Gerichtsmediziner die meisten der Zeichen nicht mehr identifizieren. Aber eines war noch zu erkennen: ein durchgestrichener Kreis.

M. hat Franny getötet. Als er das Video aufnahm, war die Wunde an ihrem Po schon so gut verheilt, daß sie ihm nicht auffiel. Und zu dem Zeitpunkt, als er sie tötete, war sie völlig verheilt, denn auf ihrem Po fand der Gerichtsmediziner weder Schnittwunden noch Narben. Aber hier, in dem Video, ist das Zeichen zu sehen, dasselbe Zeichen, das er später in ihren Bauch ritzte. Damit habe ich

den Beweis, daß M. Franny getötet hat. Beweis genug für mich, aber nicht für die Polizei. M. ist in dem Video nicht zu sehen, nur Franny und Rameau. Er wird abstreiten, daß das Band ihm gehört. Ich fühle, wie ich zu zittern beginne, nicht vor Kälte, sondern vor Wut. All die Emotionen, die sich im Lauf des letzten Jahres aufgestaut haben – die ganze Wut, die ganzen Schuldgefühle – flackern zu einem lodernden Feuer auf. Ich brenne auf Rache. Ich werde nicht zulassen, daß er ungestraft davonkommt. Dieses Mal nicht.

Während ich das Video zurückspule, versuche ich mich zu beruhigen, meine Gedanken zu ordnen und zu überlegen, was ich tun soll. Ich verlasse das Arbeitszimmer und gehe den langen Gang bis zu M.s Schlafzimmer hinunter. Bis jetzt war M.s Haus für mich mit sexueller Bedeutung aufgeladen. Das Wohnzimmer, das Arbeitszimmer, die Möbel – all das beschwor in mir Erinnerungen herauf, die mich auf zukünftige Erfahrungen mit ihm vorbereiteten. Sein Haus hatte für

mich etwas Phallisches, Fleischliches, ich sah darin unseren privaten Serail ausschweifender Lüste. Aber als ich jetzt durch die Räume gehe, sehe ich ein anderes Bild vor mir: ein Bild des Schmerzes und des Leidens. Frannys Video läßt mich nicht mehr los. Sie geht immer noch durch dieses Haus, durch diesen Gang. Ich höre ihre zögernden Schritte, und ihre stummen Schreie hallen in meinem Kopf wider. Ich werde dieses Haus nie wieder so sehen können wie bisher.

Ich gehe in M.s Schlafzimmer und ziehe mich an. Er hat meine Sachen von gestern abend eingesammelt – Bluse und BH aus dem Eßzimmer, Rock, Schuhe und Slip aus dem Arbeitszimmer –, alles sauber zusammengefaltet und auf das Fensterbrett gelegt. Sein Verhalten mir gegenüber ist aufmerksam und kultiviert, und während der letzten Wochen bin ich immer mehr von meiner ursprünglichen Meinung abgekommen, daß er ein grausamer, böser Mann ist. Anfangs war ich mir dessen so

sicher. Als ich ihn aber besser kennenlernte, begann ich mich zu fragen, ob ich mich vielleicht doch getäuscht hatte. Meine Bedürfnisse trübten meinen Blick. Ich wollte Franny verstehen, wollte herausfinden, wie sie wirklich war, und M. brachte sie mir näher. Ihm habe ich es zu verdanken, daß ich meine Schwester jetzt besser kenne als zu ihren Lebzeiten.

Aber irgendwann habe ich dabei meine Objektivität verloren. Ich habe aufgehört, ihn für einen grausamen Mann zu halten, weil ich ihn einfach nicht mehr so sehen wollte. Das war ein Fehler. Was für ein Mann – wenn nicht ein brutaler – würde eine Frau zwingen, es mit einem Hund zu treiben, und sich dann an ihren Tränen ergötzen?

Den ganzen Tag warte ich auf M., bereite mich auf seine Rückkehr vor. Ich gehe durch sein Haus und stecke alles, was mir gehört – die Kleider, die ich in seinen Schrank gehängt habe, mein Shampoo, meine Zahnbürste und mein Deo, den Roman, den

ich angefangen habe, aber nie zu Ende gelesen habe – in eine braune Einkaufstüte. Ich bin erstaunt über meine Beherrschung, meine Ruhe. Jetzt, da ich weiß, was ich zu tun habe, handle ich voller Entschlossenheit.

Ich öffne die Tür, die in den Garten führt. Rameau liegt auf dem Rasen. Als er die Tür aufgleiten hört, stellt er die Ohren auf. Es ist ein grauer, sonnenloser Morgen, und die Luft ist kühl und feucht. Ich spüre, wie ich eine Gänsehaut bekomme, und knöpfe schaudernd meinen Pulli zu. Rameau sieht mich aus großen braunen Augen an und wedelt mit dem Schwanz. Er wendet den Blick nicht von mir ab, bleibt aber liegen. Wir starren einander an. Ich kenne mich mit Hunden nicht besonders gut aus und frage mich, ob er sich an unsere gestrige Begegnung erinnern kann. Ich trete in den Garten hinaus. Sofort springt Rameau auf und kommt auf mich zugetrottet. Sein Körper ist geschmeidig und kräftig, und sein schwarzer Kopf reicht mir fast bis an die Hüfte. Reglos

steht er da, während ich ihn hinter den Ohren kraule, und als ich aufhöre, läßt er den Kopf sinken und beschnuppert meinen Oberschenkel. Ich fülle seine Schüssel mit frischem Wasser und sehe zu, wie er zu trinken beginnt. Dann gehe ich hinein und schließe die Tür hinter mir. Ich trage die Einkaufstüte ins Wohnzimmer hinüber, wo ich sie hinter einem Sessel verstecke, damit M. nicht merkt, daß ich vorhabe, ihn zu verlassen. Ich trete ans Fenster. Der bewölkte Himmel wirkt grau und trostlos. Draußen schnüffelt eine Katze in einem Blumenbeet herum. Plötzlich scheint ein Geräusch sie zu erschrecken, das ich nicht hören kann, denn sie blickt ruckartig hoch, flitzt quer über den Rasen und verschwindet hinter dem Auto eines Nachbarn.

Durch das Video von Franny und insbesondere durch das Zeichen auf ihrer rechten Pobacke, das mir verraten hat, daß M. ihr Mörder ist, muß irgend etwas in mir zerbrochen sein. Ich sehe mein Leben und

den kleinen Teil des Universums, den ich bewohne, jetzt viel klarer; wahrscheinlich habe ich seit der Ermordung meiner Schwester noch nie so klar gesehen. Wie konnte ich auch nur in Betracht ziehen, bei M. zu bleiben? Ich habe zuviel für ihn aufgegeben und muß erst wieder lernen – und zwar von Grund auf –, die Verantwortung für mich selbst zu tragen. Nur ich allein bin dazu in der Lage.

Er hat einen Fehler gemacht, als er mir das Video von Franny zeigte. Einen Fehler von monumentaler Bedeutung. Wie konnte er nur so dumm sein? Selbst wenn ich das Zeichen nicht gesehen hätte –, er hätte mir das Video nicht zeigen dürfen. Wie konnte er nur wollen, daß ich mir ansehe, wie er Franny seiner Psychofolter unterzog? Ich kann daraus nur schließen, daß er nicht versteht oder nicht verstehen will, daß sein Verhalten – sein Mangel an Moral, an Zurückhaltung – meiner Schwester gegenüber falsch war. Wenn er mir das Video nicht gezeigt hätte, wäre ich

vielleicht bei ihm geblieben. Ich hätte bei ihm bleiben können. O ja, das war durchaus im Bereich des Möglichen. Er hat mich mit Leichtigkeit verführt, mich genauso in Versuchung geführt wie Franny, aber im Gegensatz zu ihr habe ich seine Verführung genossen. Sehr sogar. Er hat mich auf eine außergewöhnlich lustvolle sexuelle Odyssee mitgenommen, und wenn ich das Video nicht gesehen hätte, wäre ich vielleicht für immer geblieben. Dieser Gedanke macht mir angst. Ich hätte unter seiner Herrschaft leben können. Ich hätte diesem Herrn als Sklavin dienen können.

Aber ich habe das Video gesehen, und jetzt ist alles anders. Selbst wenn er meine Schwester nicht getötet hätte, wie sollte ich nun noch bei ihm bleiben? Sein erschreckender Mangel an Zurückhaltung ist teuflisch. Er geht zu weit. M. hat Franny getötet, und ich werde ihren Tod rächen. Er wird für das, was er getan hat, bezahlen.

Ich beginne mit meinen Vorbereitungen. Er

wird nicht vor halb vier zurückkommen, ich habe also genügend Zeit. Ich gehe ins Bad und öffne das Arzneischränkchen. Ich nehme seine Schlaftabletten heraus und stecke sie in meine Tasche. Dann gehe ich in das hintere Schlafzimmer, das Erziehungszimmer, und zünde mehrere Kerzen an. Dies ist M.s Lieblingszimmer – ich gebe zu, daß es auch meines gewesen ist –, er hat mich oft hierher geführt. Ein paar unterschiedlich große Pappschachteln sind vorübergehend neben dem Bett gestapelt. Sie enthalten Papiere, Ordner und Bücher, die M. aus der Uni mit nach Hause gebracht, aber noch nicht sortiert oder abgelegt hat. Und im Schrank hängen meine Kleider – die Spielklamotten, die M. für mich gekauft hat. Wäsche aus Satin und Spitze, Bodysuits, Teddys, das Kostüm eines französischen Hausmädchens, ein braver Faltenrock mit passendem Strickjäckchen, Babydolls, wie kleine Mädchen sie tragen, Bustiers, G-Strings und Nylonstrümpfe, wie große Mädchen sie tragen. Ich nehme das

aus vier Teilen bestehende Vinyl-Set heraus und ziehe es an: Push-up-BH, fingerlose Handschuhe, deren Schäfte mir bis an die Ellbogen reichen, Strapsgürtel und G-String, alles aus glänzendem, wie naß aussehendem Vinyl. Ich setze mich aufs Bett und schlüpfe in schwarze Netzstrümpfe. Anschließend zwänge ich meine Füße in hohe schwarze Stöckelschuhe. Ich gehe in M.s Bad und lege Make-up auf. Als ich fertig bin, werfe ich einen Blick in den großen Spiegel: Mein Bauch ist flach, meine Oberschenkel sind fest. Ich sehe gut aus. Abgesehen von dem knallroten Lippenstift, trage ich nur Schwarz, vom Scheitel bis zur Sohle. So wird M. mich in Erinnerung behalten: als seine Sexsklavin in schwarzem Vinyl.

Ich kehre ins Erziehungszimmer zurück und zünde noch mehr Kerzen an. Sie flackern überall, auf sämtlichen Tischen, auf den Pappschachteln, auf dem Boden, und sie erfüllen den ganzen Raum mit Licht, genug Licht, um mit dem Camcorder gute

Aufnahmen machen zu können. Ich lege das Video von Franny in den Recorder ein und vergewissere mich, daß eine Kassette im Camcorder ist.

Ich gehe in die Küche und schenke uns beiden ein Glas Rotwein ein. Ich überlege, wie viele Schlaftabletten ich ihm ins Glas tun soll, und entscheide mich schließlich für eine einzige. Er soll nur schläfrig werden, nicht ohnmächtig. Ich breche die Kapsel auseinander und rühre das Pulver in den Wein. Dann schreibe ich ihm einen Zettel und lege ihn auf den Tisch. »Ich bin im Erziehungszimmer, Meister, und warte auf Dich.« Ich nehme die Weingläser und kehre zurück ins hintere Schlafzimmer. Im Kerzenlicht leuchtet der Raum bernsteinfarben. Alles ist bereit. Ich stelle M.s Glas auf den Tisch neben dem Bett, gleich neben den Schlüssel für die Handschellen. Dann lege ich mich aufs Bett, nippe an meinem Wein und warte.

Um halb vier höre ich M. an der Haustür. Der

Türknauf dreht sich klickend, die Tür schwingt auf. Jetzt steht er in der Diele. Wahrscheinlich hat er seine braune Aktentasche dabei. Mein Wagen steht in der Auffahrt, er weiß also, daß ich hier bin. Er zieht die Tür hinter sich zu. Ich höre, wie sie sich mit einem sanften, schabenden Geräusch schließt. Dann höre ich Schritte. Er wird als erstes ins Arbeitszimmer gehen, seine Aktentasche abstellen und einen sehnsuchtsvollen Blick zum Flügel hinüberwerfen. Am liebsten würde er sich sofort hinsetzen und ein, zwei Stunden spielen, wie er es normalerweise tut, wenn er aus der Uni kommt, aber vorher wird er nach mir sehen. M. ist so berechenbar. Er wird seine Jacke ausziehen, seine Krawatte abnehmen und dann in die Küche gehen, um sich etwas zu trinken zu holen. Dort wird er meinen Zettel finden und mißmutig die Stirn runzeln. Er hatte vor, auf dem Flügel zu spielen, nicht auf mir. Er wird den Zettel noch einmal lesen, er wird sich vorstellen, wie ich im Erziehungszimmer liege, mit Handschellen

an die Wand gekettet, und die Lust wird siegen. Er wird zu mir kommen.

Ich höre ihn durchs Haus gehen und den Gang herunterkommen. Wortlos steht er in der Tür und sieht mich an. Beim Anblick meines schwarzen BHs und des G-Strings zieht er anerkennend eine Augenbraue hoch. Er lehnt sich lässig gegen den Türrahmen und lockert mit einer Hand seine Krawatte – was die Krawatte betrifft, habe ich mich getäuscht, aber seine Jacke hat er bereits ausgezogen. Er trägt eine dunkle Hose, dazu ein blaßlila Hemd und eine gemusterte Krawatte aus italienischer Seide. Selbst wenn er angezogen ist, sieht man, daß er schlank und muskulös ist. Die Kleidung schmiegt sich wie angegossen an seinen gut erhaltenen neunundvierzigjährigen Körper. Er ist schlank, sinnlich – und tödlich.

»Ich habe mir gedacht, wir könnten ein bißchen spielen«, sage ich und nippe an meinem Wein. »Ich war unartig und muß bestraft werden.«

Langsam rollt M. seine Hemdsärmel hoch. Den Blick auf meinen Körper gerichtet, betritt er den Raum. Seine Mundwinkel verziehen sich zu einem lasziven Lächeln. Er nimmt das Weinglas vom Tisch, trinkt einen Schluck und starrt mich weiter an. Er nimmt noch einen Schluck, setzt sich neben mich und läßt seine Hand über mein Bein gleiten, die nackte Haut meines Oberschenkels, den Netzstrumpf.

»Wie unartig?« fragt er.

»Sehr«, antworte ich. »Ich muß ausgepeitscht werden.« Ich setze mich auf. »Aber erst möchte ich es dir mit dem Mund besorgen.« Ich gleite vom Bett. M. packt meine Hand.

»Wo willst du hin?« fragt er.

»Nirgendwohin. Ich wollte bloß den Platz mit dir tauschen. Ich möchte, daß du dich hinlegst, damit ich dir einen blasen kann.«

»Habe ich dir gesagt, daß du dich bewegen sollst?«

»Nein.«

Er stellt das Weinglas auf den Tisch und zieht

mich auf seinen Schoß. Er hält noch immer mein Handgelenk umklammert. »Vielleicht möchte ich dich erst auspeitschen.«

Mein Herz schlägt schneller. Ich antworte nicht. Hat er erraten, daß ich ihm etwas in den Wein getan habe? Nein, er kann es nicht geschmeckt haben – ich habe damals schließlich auch nichts gemerkt. Plötzlich kommt mir der Gedanke, daß er vielleicht die ganze Zeit von der Narbe auf Frannys Haut gewußt hat. Vielleicht wollte er mir auf diese Weise sagen, daß er sie getötet hat. Vielleicht erlebe ich gerade das Präludium zu meinem eigenen Tod.

»Okay«, sage ich. »Ich hole die Peitsche.« Ich höre das nervöse Flattern in meiner Stimme. M. sieht mich mit einem seltsamen Blick an – er weiß, daß etwas nicht stimmt. Er läßt mich nicht los. Ich warte, was er als nächstes tun wird.

Mit einem Ruck packt er mich beim Haar und zieht meinen Kopf nach hinten. Mein Weinglas fällt zu Boden. Ich atme schwer.

Mein Kopf ist so weit zurückgebogen, daß ich an die Decke starre. Ich weiß, wenn ich mich wehre, wird er meinen Kopf noch weiter nach hinten ziehen. Seine Hand gräbt sich in mein Haar und verdreht es, bis ich vor Schmerz aufstöhne.

Dann küßt er mich auf den Hals. Er küßt mich noch einmal und läßt mein Haar los. Seine andere Hand umklammert noch immer mein Handgelenk. Ich spüre die langsame Bewegung seiner Lippen und seiner feuchten Zunge auf meinen nackten Schultern und meinem Hals. Ich rieche seinen Schweiß, den salzigen Moschusduft seines Verlangens.

»Du siehst wirklich müde aus«, murmle ich. »Ich habe mir gedacht, es würde dir vielleicht guttun, wenn ich ihn eine Weile in den Mund nehme, damit du ein bißchen Kraft tanken kannst.«

M. sieht mich an. »So, hast du dir das gedacht?« Mit diesen Worten läßt er mein Handgelenk los.

Vorsichtig gleite ich von seinem Schoß und

knie mich hin. Ich mache den Reißverschluß seiner Hose auf und warte einen Augenblick, gespannt, ob er mich daran hindern wird. Er tut es nicht. Statt dessen steht er auf, damit ich ihm Hose und Schuhe ausziehen kann. Anschließend setzt er sich wieder. Ich nehme ihm die Krawatte ab und knöpfe sein Hemd auf. Ich falte alles sauber zusammen, wie er es mit meinen Sachen immer macht. Er rutscht auf dem Bett nach hinten, bis er mit dem Rücken an der Wand lehnt. Ich reiche ihm sein Weinglas.

»Hier«, sage ich, und er nimmt es. »Ich möchte, daß du dich entspannst«, erkläre ich mit einer Stimme, von der ich hoffe, daß sie sehr sexy klingt. »Schließ einfach die Augen, trink den Wein, und genieße es. Ich werde es dir besser und länger besorgen, als es dir je eine andere Frau gemacht hat.«

Ich beginne ihn langsam zu lecken. Sein Schwanz ist bereits hart, am Schaft pulsiert eine dicke blaue Vene, aber ich möchte das Gegenteil erreichen, ihn nicht erregen,

sondern entspannen. M. nippt mit geschlossenen Augen an seinem Wein. Ich sehe, wie sich seine Schultern entspannen, sein Körper locker wird. Sein Kopf bewegt sich träge von einer Seite zur anderen. Langsam, ohne das Tempo zu ändern, lasse ich meinen Mund von seinem Schwanz zur Innenseite seines Oberschenkels gleiten, einem weniger brisanten Teil seiner Anatomie. Ich verharre dort, streife leicht mit den Lippen über seine Haut. M. ist es egal, daß ich von seinem Schwanz abgelassen habe, er ist schon zu benebelt, um das überhaupt noch zu bemerken. Er trinkt seinen Wein aus. Ich wandere mit meinem Mund zu seinem anderen Oberschenkel hinüber, dann hinauf zum Bauch. Sein Penis ist inzwischen ziemlich schlapp. Er stöhnt tief und entspannt. Seine Finger öffnen sich, und das leere Weinglas rollt ihm aus der Hand.

»Leg dich hin«, sage ich.

M. stöhnt erneut. Dann fragt er schläfrig: »Was?« Er kriegt die Augen kaum noch auf.

»Leg dich hin«, wiederhole ich, während ich das Glas aufhebe und auf den Tisch stelle. »Dann hast du es bequemer.« Ich helfe ihm, sich auf dem Bett auszustrecken.

»Ich bin wirklich müde«, murmelt er. »Ich brauche bloß ein paar Minuten.« Er schließt die Augen.

Sanft massiere ich seine Waden und Oberschenkel und arbeite mich dann zu seinen Armen und Schultern hoch. Dabei streichen meine Hände nur ganz leicht über seine Haut. Die Massage soll ihn ja entspannen. Als ich glaube, daß er schläft, hebe ich einen seiner Arme über seinen Kopf. Er murmelt etwas, wehrt sich aber nicht. Die Handschellen hängen an der Wand. Sie sind an dicken, jeweils etwa sechzig Zentimeter langen Ketten befestigt, die in der Wand verankert sind. Langsam lege ich die erste Handschelle um sein Handgelenk und lasse sie zuschnappen. Die Kette hängt locker durch, er muß den Arm nicht strecken, so daß er nichts spürt. Seinen anderen Arm

unterziehe ich der gleichen Prozedur.

Ich trete einen Schritt zurück und sehe ihn mir an, wie er nackt und mit schlappem Schwanz daliegt. Frannys Mörder. Bei diesem Anblick empfinde ich nichts als Abscheu. Ich ziehe den Gürtel aus seiner Hose und schlinge ihn um seinen Hals. Dann hole ich zwei Stricke aus der Kommode und binde seine Beine am Bettrahmen fest. Ich gehe zum Videorecorder hinüber und schalte ihn an. Franny weint, während die Kamera sie umkreist und Rameau sie leckt. M. schläft noch immer. Ich drehe den Ton lauter.

Er schreckt hoch. Verwirrt starrt er auf den dröhnenden Bildschirm. Erst jetzt merkt er, daß seine Arme an die Wand gekettet sind. Er verdreht Kopf und Schultern, um besser sehen zu können, und bemerkt den Gürtel um seinen Hals. Er richtet seinen Blick wieder auf mich.

»Mach mich sofort los!« sagt er in strengem Ton. »Auf der Stelle.«

Er spielt noch immer den Erzieher. Er glaubt,

nach wie vor Macht über mich zu haben.

Ich stelle den Ton leiser. »Warum hast du mir das Video gezeigt?«

»Du wolltest nicht glauben, daß ich Franny wirklich dazu gebracht habe, es mit dem Hund zu treiben. Ich wollte, daß du weißt, daß ich immer die Wahrheit sage.« In seiner ruhigen Stimme schwingt keine Reue.

»Aber du hast mir nicht die Wahrheit gesagt«, erkläre ich. »Du hast mir nie die Wahrheit gesagt.«

»Schließ die Handschellen auf«, sagt er. »Je länger du sie dranläßt, desto härter werde ich dich bestrafen.«

Ich ignoriere ihn. Ich höre Franny weinen, und ich höre, wie ihr M. schreiend verbietet, sich von der Stelle zu bewegen. Seine Worte machen mich wütend. Ich stelle den Ton noch leiser. »Ich war mit allem einverstanden, was wir gemacht haben. Wenn ich auch manches nur widerwillig getan habe, war ich doch grundsätzlich einverstanden. Es war okay. Aber Franny war nicht einverstanden, sie

wollte nichts von alledem. Du hast ihr diese Dinge aufgezwungen. Du … du bist zu weit gegangen. Es muß gewisse Grenzen geben.«

Er lächelt über meine Worte und sieht mich mit selbstgefälliger Miene an. Er ist sich noch immer nicht bewußt, was für einen schweren Fehler er begangen hat. Er weiß nicht, daß sich zwischen uns eine unüberbrückbare Kluft aufgetan hat. »Grenzen«, sagt er milde. »Das ist ein bürgerliches Konzept.«

»Du kannst nicht einfach tun, wonach dir gerade ist.«

»Ich sehe keinen Grund, warum ich das nicht können sollte.«

»Weil du damit andere Menschen verletzt. Du hast Franny verletzt. Du hättest ihr diese Dinge nicht antun dürfen. Das war unmoralisch.« Meine Stimme bebt vor Wut.

Er stößt ein verächtliches Lachen aus. »Unmoralisch?« wiederholt er. »Es hat sie niemand gezwungen, bei mir zu bleiben. Sie hätte jederzeit gehen können. Sie ist freiwillig geblieben. Es war ihre Entscheidung, nicht

meine.«

»Sie konnte dir nichts abschlagen.«

»Und jetzt willst du mich für ihre Schwäche verantwortlich machen?«

»Ja«, sage ich, »du trägst die Verantwortung.« Ich höre, wie gepreßt meine Stimme klingt, spüre, wie die Wut in mir hochkocht, und bemühe mich, ruhig zu bleiben und die Selbstbeherrschung nicht zu verlieren. Ich würde ihn am liebsten tot sehen, und ich weiß, daß ich ihn in meinem momentanen Zustand ohne weiteres umbringen könnte. »Du warst der stärkere von euch beiden«, sage ich. »Du hättest an die Folgen deines Handelns denken müssen.«

»Folgen? Was für Folgen? Ich habe wegen der Dinge, die ich mit ihr gemacht habe, kein schlechtes Gewissen. Sie war schließlich erwachsen. Sie hat freiwillig mitgemacht.«

Er hat noch immer nicht begriffen, daß ich weiß, daß er Franny getötet hat. Er glaubt, daß ich wegen der Sache mit Rameau wütend bin, und wegen all der anderen

sadistischen Akte, die er Franny aufgezwungen hat. Ich funkle M. böse an. Kalt erwidert er meinen Blick.

Er sagt: »Sie hat ihre eigenen Entscheidungen getroffen. Vielleicht waren sie schlecht für sie, aber sie hat sie selbst getroffen. Warum sollte ich mich deswegen schuldig fühlen? Es hat mir Spaß gemacht, sie mit Rameau zu sehen – genau, wie es mir Spaß gemacht hat, dich mit ihm zu sehen. Ich weiß, was ich will, Nora, und ich nehme es mir. So einfach ist das.«

»Diesmal nicht«, sage ich und schüttele den Kopf. »Nicht mit mir. Beinahe wäre ich dir auf den Leim gegangen. Du hast gesagt, du liebst mich – und ich hätte dir beinahe geglaubt. Aber du liebst weder mich noch irgend jemanden sonst. Dazu bist du gar nicht fähig.«

Er sieht mich gelassen an. Ich verspüre den Drang, ihm etwas an den Kopf zu werfen, die selbstgefällige Gelassenheit aus seinem Gesicht zu schlagen. »Du mußt die Frauen

wirklich hassen«, sage ich. »Es reicht dir nicht, sie zu beherrschen – du mußt sie auch noch erniedrigen.«

Amüsiert hört er mir zu. Schließlich sagt er: »Was soll das werden, Nora? Ein Wutanfall? Du weißt, daß ich dich dafür bestrafen muß.«

Ich schüttele den Kopf. »Du hast es noch immer nicht kapiert, oder? Ich spiele dieses Spiel nicht mehr mit. Du kannst mich nicht bestrafen, wenn ich mich nicht an die Regeln halte.«

Ich trete näher an M. heran und lege die Hand auf seinen Kopf. Sein dunkles Haar fühlt sich weich und seidig an. »Du vergißt, wer von uns heute die Fesseln trägt«, sage ich. Meine Finger gleiten zu seinem Hals hinunter. »Du vergißt, daß du derjenige bist, der einen Gürtel um den Hals hat.«

Als ich den Gürtel berühre, sehe ich an M.s Mienenspiel, daß er endlich verstanden hat, wie ernst es mir ist. Er schweigt. Ich spüre, wie sein Körper sich anspannt.

»Dann ist es also vorbei?« fragt er

schließlich. »Du und ich sind fertig miteinander?« Ich höre eine Spur von Verärgerung in seiner Stimme. Er war tatsächlich eitel genug zu glauben, daß ich ihn nie verlassen würde, selbst wenn er mir das Video von Franny zeigte.

»Ja«, sage ich und gehe zum Fernseher hinüber. Er weiß es noch nicht, aber die Tatsache, daß ich ihn verlasse, ist die geringste seiner Sorgen. Es ist an der Zeit, ihm klarzumachen, daß ich weiß, daß er Franny getötet hat.

Er zieht die Augenbrauen hoch. »Na schön«, sagt er. »Dann ist es eben aus. Schließ jetzt die Handschellen auf.«

»Sieh dir das Video an«, entgegne ich. Franny blickt mit tränenüberströmten Wangen in die Kamera. Ich spüre, wie meine Wut von neuem hochkocht.

»Nimm mir die Handschellen …«

»Sieh hin!« schreie ich. Ich zittere am ganzen Körper und muß tief durchatmen, um nicht völlig die Beherrschung zu verlieren. Ich muß

mich jetzt zusammennehmen. Mehr als je zuvor.

Ich zeige ihm die Szene, in der das Zeichen auf Frannys Po zu sehen ist. Dann spule ich das Video zurück und lasse die Szene noch mal laufen.

»Du siehst es nicht, oder? Du hast einen Fehler gemacht, und jetzt wirst du dafür bezahlen.« Ich friere das Bild ein. »Sieh es dir genau an«, sage ich und deute auf die Narbe.

»Was?«

»Man kann es kaum erkennen. Es sieht fast aus wie ein Muttermal, aber Franny hatte keine Muttermale.«

M. starrt mit zusammengekniffenen Augen auf den Bildschirm.

»Es ist ein Kreis«, sage ich. »Ein durchgestrichener Kreis. Das gleiche Zeichen hat der Gerichtsmediziner auf Frannys Bauch gefunden.«

Ein Anflug von Panik huscht über M.s Gesicht – nur für einen kurzen Augenblick –, und er versucht sofort, ihn zu überspielen.

»Man erkennt doch gar nicht, was das ist«, sagt er. »Es könnte alles mögliche sein.«

»Ist es aber nicht. Es ist ein durchgestrichener Kreis. Genau so einen hast du in Frannys Bauch geritzt.«

Ich schalte den Fernseher aus. Ich gehe zum Camcorder hinüber und schalte ihn ein, kehre zurück zu M. und setze mich rittlings auf seine Brust. Ich spüre seine nackte Haut an meinen Oberschenkeln. »Du wirst mir jetzt erzählen, wie du Franny umgebracht hast«, sage ich. »Mit dem Video, das du von Franny aufgenommen hast, und dem, das ich jetzt von deinem Geständnis aufnehme, wirst du den Rest deines Lebens im Gefängnis verbringen – wenn du Glück hast. Sie könnten dich genausogut zum Tode verurteilen.«

M. sieht mich kalt an. »Wie kommst du darauf, daß ich dir irgend etwas erzählen werde?«

Ich ergreife die beiden Enden des Gürtels, den ich ihm um den Hals geschlungen habe. »Weil ich dich sonst umbringe.«

Er stößt ein kurzes, spöttisches Lachen aus.

Ich ziehe den Gürtel stramm, bis er keine Luft mehr bekommt. Er wehrt sich, und ich brauche meine ganze Kraft, um den Gürtel stramm zu halten. Ich bin nicht auf die Kraft vorbereitet, mit der er versucht, mich an meinem Vorhaben zu hindern. Bevor ich Zeit habe zu reagieren, reißt er seine linke Schulter hoch, dreht seinen Oberkörper und rammt mir den Ellbogen in die Rippen. Ein scharfer Schmerz durchzuckt meine Seite. Verblüfft schnappe ich nach Luft. Die durchhängenden Ketten lassen M. Raum genug zum Manövrieren. Er rammt mir ein zweites Mal den Ellbogen in die Seite. Die Wucht seines Schlages läßt mich von seiner Brust rutschen und gegen den Tisch fallen. Er stürzt krachend um, und alles, was auf dem Tisch stand oder lag, darunter auch drei Kerzen und M.s Weinglas, landet auf dem Boden. Die Schublade ist aufgegangen, und eine Schachtel Kondome, eine Tube Gleitmittel und mehre Burstwarzenklammern

sind herausgerutscht. Zwei von den Kerzen sind im Fallen ausgegangen, aber die dritte brennt noch. Der Teppich hat bereits ein kleines Brandloch. Ich trete die Kerzen mit meinen hohen Absätzen aus. Mir tut die ganze Seite weh, und meine Schulter ist ebenfalls lädiert. An der Stelle, wo ich gegen den Tisch geknallt bin, ist die Haut aufgeplatzt und blutet.

M. lächelt selbstgefällig. Ich streife die hohen Schuhe ab und schleudere sie quer durchs Zimmer. Dann trete ich ans Fußende des Bettes, packe den ausziehbaren Bettrahmen und zerre daran, bis M.s Arme so weit ausgestreckt sind, daß die Ketten, mit denen die Handschellen an der Wand befestigt sind, nicht mehr durchhängen. Ich spüre ein Stechen in der Seite. Schwer atmend ziehe ich noch einmal an und höre ihn aufschreien.

»Verdammt noch mal, Nora! Die Handschellen schneiden mir in die Haut.«

Ich trete neben ihn und schwinge mich wieder auf seine Brust. »So, jetzt versuchen wir es

noch mal«, sage ich. »Du erzählst mir jetzt, wie du Franny umgebracht hast, oder ich bringe dich um.« Ich greife nach dem Gürtel.

M. grinst verächtlich. »Das bringst du ja doch nicht fertig«, sagt er.

Ich ziehe den Gürtel strammer. »Laß es darauf ankommen«, erwidere ich.

»Wenn du mich umbringst, landest du im Gefängnis.«

Ich schüttele den Kopf. »Harris weiß, wie du bist. Ich werde ihm erzählen, daß du von mir verlangt hast, etwas wirklich Extremes, Gefährliches zu tun. Ich werde ihm erzählen, daß du mit deiner Atmung experimentieren wolltest und von mir verlangt hast, dich zu würgen. Natürlich wollte ich erst nicht, aber du hast gedroht, mich zu schlagen, wenn ich es nicht tue. Also habe ich mitgespielt. Leider habe ich dich zu lange und zu fest gewürgt. So ein Pech. Das hast du nicht überlebt. Es war ein Unfall.« Mir tun von M.s Attacke immer noch die Rippen weh.

»Sie werden trotzdem gegen dich ermitteln.«

»Vielleicht. Vielleicht auch nicht. Einen Mord werden sie mir nicht nachweisen können. Fahrlässige Tötung, das vielleicht. Das Risiko gehe ich ein. Hauptsache, du bezahlst für den Mord an Franny.« Ich ziehe den Gürtel so stramm, daß M. ihn spürt. »Jetzt schieß los.«

Er schweigt mit zusammengebissenen Zähnen. Sein ganzes Gesicht wirkt angespannt. Ich ziehe den Gürtel enger. Er beginnt nach Luft zu schnappen, und sein Gesicht läuft dunkelrot an. Unter mir bäumt sich sein Oberkörper leicht auf, aber er ist jetzt völlig durchgestreckt, und seine Versuche, sich zu wehren, sind nutzlos. Ich lockere den Gürtel.

»Bereit zum Reden?« frage ich, gebe ihm aber keine Gelegenheit zu einer Antwort. Ich weiß, daß er nicht so leicht aufgeben wird. Ich würge ihn noch einmal. Ich sehe den Trotz in seinen Augen und ziehe den Gürtel noch enger. Wieder wird sein Gesicht dunkelrot. Er starrt mich an, so lange er kann. Dann beginnen seine Augen zu wässern und

verdrehen sich nach hinten. Er hat den Mund weit aufgerissen. Kein Ton dringt aus seiner Kehle. Mein eigener Atem kommt stoßweise. Ich hatte nicht gedacht, daß es so schwer und anstrengend sein würde, einen Mann zu würgen. Ich ziehe weiter an dem Gürtel und bin nicht sicher, ob ich überhaupt wieder loslassen werde. Es wäre nur ein kleiner Schritt von hier bis zum Tod. Ein klein wenig länger, und er wäre tot.

Ich lasse los. M. hustet, schnappt keuchend nach Luft. Seine Lungenflügel geben pfeifende Geräusche von sich, als er Sauerstoff einsaugt.

»Wirst du jetzt reden?« frage ich, und er nickt keuchend, immer noch unfähig zu sprechen. Ich steige von seiner Brust und trete einen Schritt zurück. Nachdem er noch ein paarmal gehustet und sich geräuspert hat, saugt er in verzweifelten, tiefen Zügen Luft ein. Seine Halsmuskeln zucken. Jetzt wirkt er nicht mehr so selbstgefällig. Ich lasse ihm ein paar Minuten Zeit, sich zu erholen. Dann gehe ich

zum Camcorder hinüber, spule die Kassette an den Anfang zurück und schalte erneut auf Aufnahme – es besteht kein Grund, die Szene von eben auf Film zu bannen. Ich drehe mich zu M. um. Er liegt jetzt ruhig da und starrt mich an. Sein Blick ist haßerfüllt, wie ich es noch nie gesehen habe.

Er sagt: »Also gut, ich werde dir erzählen, was passiert ist. Aber es wird dir nichts bringen. In dem anderen Video bin ich nicht zu sehen, und dieses wird dir auch nichts nützen. Die Aufnahme entsteht unter Zwang. Außerdem werden Videoaufnahmen vor Gericht sowieso nicht zugelassen.«

Ich gebe ihm keine Antwort. Ich habe keine Ahnung, ob Videos zugelassen werden oder nicht, aber wenn Joe dieses Geständnis sieht, wird er dafür sorgen, daß M. ins Gefängnis wandert. »Schieß los!« sage ich.

M. zögert. Er verzieht trotzig die Lippen. Dann sagt er: »Binde erst meine Beine los.«

»Nein.«

»Ich habe schon einen Krampf. Wenn du

meine Beichte hören willst, mußt du meine Beine losbinden.«

Ich überlege. Ich habe keine Lust, mit ihm zu verhandeln – und sein Wohlergehen interessiert mich nicht –, aber ich stehe so kurz davor zu erfahren, wie Franny gestorben ist, daß ich versucht bin, ihm seinen Wunsch zu erfüllen. Die Ungeduld ist wie ein quälender Juckreiz, der nach Linderung verlangt. Ich kann keine Minute länger warten. Ich muß die Wahrheit wissen. Nachdenklich blicke ich auf M. hinunter. Solange seine Arme angekettet sind, kann er mir nichts tun. Ich binde seine Beine los und trete ein Stück zurück, falls er auf die Idee kommen sollte, nach mir zu treten.

»Okay«, sage ich. »Jetzt rede!«

»Ich werde reden. Aber wir werden es auf meine Weise machen. Ich werde dir erst ein paar Dinge erklären, bevor ich dir das mit Franny erzähle.«

»Alles andere interessiert mich nicht.«

»Zu schade. Du wirst es dir trotzdem anhören

müssen.«

Ich verschränke die Arme. M. spürt meine Ungeduld, und er glaubt einmal mehr, mich an der Kette zu haben. Ich fühle seinen kalten, harten Manipulationsversuch so deutlich, als wäre mein Hals durch schwere Edelstahlglieder mit seiner Hand verbunden. Ich will wissen, wie er Franny umgebracht hat, will alles darüber hören. Er weiß das, aber er hat keine Macht mehr über mich. Die Kette ist gerissen. Ich werde mir seine Erklärungen anhören, aber das wird am Ausgang der Geschichte nichts ändern. Ich werde sein Geständnis bekommen. Er wird ins Gefängnis wandern.

»Das ist nicht das Ende, das ich für uns geplant hatte«, sagt er. Sein Blick ist wieder selbstsicher, sein Gesicht eine leere Wand der Gleichgültigkeit, als wären wir niemals ein Liebespaar gewesen.

»Fang endlich an zu reden«, sage ich.

Zwischen seinen Brauen erscheint eine kleine Falte. Einen Moment lang wirkt er

zerstreut, als hätte er Schwierigkeiten zu entscheiden, womit er anfangen soll.

»Als erstes«, beginnt M., »möchte ich dir von Ian erzählen.«

Als er Ians Namen erwähnt, werde ich plötzlich von Schuldgefühlen überwältigt. Erst jetzt wird mir bewußt, was ich Ian angetan habe. Ich erkenne das Ausmaß meines Irrtums. Ungeduldig erwarte ich, was er mir über Ian zu sagen hat.

»Ja«, fährt er mit höhnischer Stimme fort. »Ich möchte, daß du weißt, daß Ian – den du immer als so edelmütig und gut gepriesen hast, als deinen treuen, liebevollen Ian – dich betrogen hat.«

Ich ziehe diese Möglichkeit kurz in Betracht, verwerfe den Gedanken aber sofort wieder. Ich hätte es gemerkt, wenn Ian mit einer anderen geschlafen hätte; ich hätte es gespürt. »Du lügst. Und selbst wenn es so wäre, hätte er es dir nicht erzählt.«

Er sieht mich gelassen an. »Ach nein? Weißt du denn nicht, daß er und ich Busenfreunde

waren? Alles andere hat er mir auch erzählt, warum also nicht auch das?«

Ich antworte nicht.

»Nun, du hast recht«, sagt er. »Er hat es mir nicht erzählt – das war auch gar nicht nötig. Weil ich nämlich derjenige bin, mit dem er dich betrogen hat. Dein süßer Ian hat zum ersten Mal einen Schwanz gekostet.«

»Du lügst.«

»Nora, Nora, Nora.« Er schnalzt höhnisch mit der Zunge. »Wann wirst du es je lernen? Du weißt doch, daß ich immer die Wahrheit sage.« Er lächelt. »Na ja, fast immer. Du verstehst sicher, warum ich dir nicht sagen konnte, daß ich Franny getötet habe. Aber alles andere, was ich dir erzählt habe, hat gestimmt.«

Ich gebe noch immer keine Antwort.

»Ich sehe schon, ich werde dich erst überzeugen müssen. Wie du willst.« Er streckt seine Beine. Dann sieht er mich an und sagt: »Ian ist nach dem Squashspielen gelegentlich mit zu mir gekommen – auf einen Drink,

manchmal auch zum Essen. Ich war ein so mitfühlender Zuhörer, während du ihm kaum noch Beachtung geschenkt hast. Er konnte einfach nicht verstehen, warum du dich immer mehr von ihm abgewandt hast. Er konnte nicht verstehen, warum du nicht mehr mit ihm schlafen wolltest. Der arme Ian. Er war völlig durcheinander. Als er das letzte Mal hier war – ein paar Tage bevor ihr euch getrennt habt –, gab ich ihm einen Scotch, und er schüttete mir sein Herz aus. Wirklich rührend.« M.s Ton ist sarkastisch, seine Stimme trieft vor geheucheltem Mitleid. »Ich habe ihm noch einen Drink gemixt und ihm erklärt, daß du ihn gar nicht verdient hättest. Er hat gesagt, er wünschte, er könnte mit dir genauso gut reden wie mit mir.« M. wirft einen Blick auf seine gefesselten Handgelenke, ehe er sich wieder mir zuwendet.

»Nun, den Rest kannst du dir denken. Eins führte zum anderen. Ein kleiner Kuß, eine kleine Umarmung. Ich erklärte ihm, daß ich mich ihm sehr verbunden fühlte und ihn wie

einen Bruder liebte. Er antwortete, daß es ihm genauso gehe. Als ich meine Hand auf seinen Schwanz legte, zögerte er erst ein bißchen, aber dann wurde er so hart, daß ich nicht lange reden mußte, bis er sich von mir einen blasen ließ. Noch ein paar Drinks, und er wurde immer lockerer. Dazu kam, daß er dich schon eine ganze Weile nicht mehr gefickt hatte. Du glaubst nicht, wie geil er war. Ich nehme an, man könnte sagen, daß du Ian schnurstracks auf meinen Schoß getrieben hast. Ich behielt ihn die ganze Nacht da. Und ich sorgte dafür, daß er immer genug intus hatte, um willig zu bleiben. Ich brachte ihn dazu, mir einen zu blasen, und besorgte es ihm in den Hintern. Dein Ian ist auch nicht mehr die süße Jungfrau, die er mal war.«

Ich schweige weiter. Ich weiß, daß er die Wahrheit sagt.

»Der arme Junge war schrecklich durcheinander. Am nächsten Morgen verschwand er, bevor ich aufwachte. Schlechte Manieren, wenn du mich fragst – er

hat mir nicht einmal einen Abschiedskuß gegeben. Am nächsten Tag hat er mich angerufen und mir erklärt, daß das Ganze ein großer Fehler gewesen sei. Er hat sich bei mir entschuldigt und gesagt, daß es ihm leid tue und daß er meine Zuneigung nicht erwidern könne. Was für ein Witz! Der Idiot hat nicht mal gemerkt, daß ich ihn vorsätzlich verführt habe.« M. lacht verächtlich. »Er hat sich fast in die Hose gemacht, weil er glaubte, meine Gefühle verletzt und mir falsche Hoffnungen gemacht zu haben.«

Endlich fühle ich mich wieder in der Lage zu sprechen. Ich weiß, daß er die Wahrheit sagt, aber ich habe Schwierigkeiten, diese Wahrheit zu akzeptieren. Ich weiß nicht, warum. Schließlich hat er Franny getötet – da dürfte es mich eigentlich nicht überraschen, daß er auch noch Ian eiskalt verführt hat. »Warum?« frage ich. »Warum hast du das getan?«

»Ich wollte nicht, daß ihr euch weiter seht. Du hast mir ständig erzählt, was für ein

wunderbarer Mann er ist. Nun – da hast du deinen ehrlichen, edelmütigen Ian. Er hat lieber mit dir Schluß gemacht, als dir die Wahrheit zu sagen. Genau, wie ich es vorhergesehen hatte.«

Er hat gar nicht mit mir Schluß gemacht, denke ich. Ich habe es zunächst so aufgefaßt, aber in Wirklichkeit wollte er nur eine Weile allein sein, um in Ruhe über das nachdenken zu können, was zwischen ihm und M. passiert war.

»Es bestand doch gar kein Grund dazu«, sage ich. »Ian und ich hatten uns deinetwegen sowieso schon auseinandergelebt. Es war nur noch eine Frage der Zeit; irgendwann hätten wir uns sowieso getrennt. Du hättest nicht mit ihm ins Bett gehen müssen. Es bestand überhaupt kein Grund dazu.«

Ich spüre, wie mir die Tränen in die Augen steigen – wegen Ian, meinetwegen, vor allem aber wegen Franny. »Es bestand kein Grund«, wiederhole ich, »überhaupt kein Grund.« Doch dann wird mir klar, daß M. gar

keinen Grund brauchte. Er hat es aus Trotz getan, aus Bosheit. Und genau deswegen erzählt er mir die Geschichte jetzt. Er ist rachsüchtig, er möchte mir so weh tun wie nur irgend möglich. Es steht nicht in meiner Macht, den Schaden wiedergutzumachen, den er Ian zugefügt hat, aber ich kann wenigstens Franny rächen. Er glaubt, daß ich ihn wegen ihres Todes nicht zur Rechenschaft ziehen kann, aber das ist ein Irrtum. Ein tödlicher Irrtum.

»Es bestand sehr wohl ein Grund«, sagt er. »Ich war gezwungen, mit ihm ins Bett zu gehen.« Er legt den Kopf schräg, genießt seinen Triumph. Dann fährt er fort: »Ein kleines Detail habe ich ausgelassen: Ich habe Ian eine Schlaftablette in den Drink getan. Weißt du, ich hatte an dem Abend einiges zu erledigen. Ich mußte Ian für eine Weile außer Gefecht setzen, lange genug, um seine Fingerabdrücke auf einige Gegenstände zu bringen, mir seinen Hausschlüssel auszuborgen und einen kleinen Trip nach

Sacramento zu machen.« Er lächelt. »Du bist so leicht zu manipulieren, Nora. Genauso leicht wie Franny. Und Ian. Ich wußte genau, daß du seine Wohnung durchsuchen würdest.«

Ich spüre einen Stich im Herzen. Ich habe Ian in solche Schwierigkeiten gestürzt, ihn des Mordes verdächtigt, meinen Verdacht der Polizei mitgeteilt und sie zu den Beweisen geführt, die seine Verhaftung beschleunigten. Und selbst nachdem ich zur Polizei gegangen war, hat Ian mir noch gesagt, daß er mich liebt. Bei ihm wurzeln Treue und Vertrauen viel tiefer als bei mir. Ich weiß jetzt, wie dumm es war, ihn gehen zu lassen, und ich fürchte, daß ich das mein Leben lang bereuen werde.

M. lächelt sein arrogantes Lächeln. Ich warte darauf, daß er weiterspricht.

»Bist du sicher, daß du den Rest hören möchtest?« fragt er schließlich. »Ich kann dir gern erzählen, was mit Franny passiert ist, aber was bringt dir das? Mein Geständnis wird vor Gericht nicht als Beweismaterial

zugelassen werden. Du wirst dich bloß ärgern und den Rest deines Lebens frustriert sein, weil du nichts mit deinem Wissen anfangen kannst.« Er hebt den Kopf und fragt: »Wäre es da nicht besser, die Wahrheit nicht zu kennen?«

Der besorgte Unterton in seiner Stimme ist geheuchelt, daran besteht kein Zweifel. »Nein.«

»Gut«, antwortet er und läßt den Kopf wieder aufs Kissen sinken. Ich entdecke einen Ausdruck der Befriedigung auf seinem Gesicht, so als habe er es mir ohnehin erzählen wollen. Er tut, als hätte er auch diesmal das Sagen. Nach unserem Gespräch zu urteilen, könnte man meinen, unsere Rollen wären genau andersherum verteilt – ich in Fesseln, er ein freier Mann –, aber ich weiß, daß M., wenn er die Wahl hätte, nicht mit einem Geständnis herausrücken würde.

»Sehr gut«, sagt er. »Ich habe gehofft, daß du so antworten würdest. Weißt du, ich bin richtig froh, daß ich dir erzählen kann, was

passiert ist. Ich muß es endlich mal jemandem erzählen – genau wie du über deine Abtreibung und die Sterilisation reden mußtest. Das kannst du doch verstehen, nicht wahr? Natürlich kannst du das. Schließlich war ich dein Beichtvater. Jetzt sei du meiner. Indem du mir zuhörst, tust du mir einen großen Gefallen. Du wirst mich von meinen Schuldgefühlen befreien.«

Er zieht eine Augenbraue hoch. »Aha«, sagt er. »Deine Miene verrät mir, daß du mich gar nicht für fähig hältst, so etwas wie Schuld zu empfinden. Was die Art angeht, wie ich Franny behandelt habe, bereue ich tatsächlich nichts – insofern hast du recht –, aber daß sie sterben mußte, tut mir leid. Es war ein bedauernswerter Unfall.«

Seine Formulierung läßt mich zusammenzucken: ein bedauernswerter Unfall. »Wenn du glaubst, daß du bei mir Vergebung finden wirst, hast du dich getäuscht«, sage ich.

»Nicht *finden*, Nora. Ich werde sie mir

nehmen. Seine Sünden einzugestehen ist der erste Schritt zur Absolution. Das weißt du doch. Und wer sollte mir die Beichte abnehmen, wenn nicht du? Eine Ironie des Schicksals, findest du nicht? Ich gebe dir die Wahrheit, die du suchst, und du gibst mir – ohne es zu wollen – meinen Seelenfrieden.« Er grinst höhnisch.

»Erinnerst du dich, daß ich dir erzählt habe, Franny hätte mir nichts abschlagen können? Das entsprach nicht der Wahrheit. Es gab ein paar Dinge, die zu tun sie sich weigerte, darunter einige sehr gefährliche Sachen. Daß sie ablehnte, hat mir etwas mehr Respekt vor ihr eingeflößt – auch wenn ich ihr das nie gesagt habe. Ganz im Gegenteil, ich habe sie teuer für ihren Ungehorsam bezahlen lassen. Sie hat sich mit ihrer Weigerung ziemlich viele Peitschenhiebe eingehandelt. Aber nachdem ich mit ihr gebrochen hatte, erklärte sie, daß ich in Zukunft alles mit ihr tun dürfe. Ich glaube, sie bildete sich ein, daß ich der einzige Mann war, der sie jemals lieben

würde. Sie wollte mich einfach nicht loslassen. Ihr Tagebuch endet zwei Wochen vor ihrem Tod, du weißt also nicht, wie sie danach war. Sie rief mich jeden Tag an, manchmal fünf-oder sechsmal, und entpuppte sich als richtige Nervensäge. Mein Gott, war sie hartnäckig! Ich versuchte, freundlich zu sein, aber nichts, was ich sagte, hielt sie ab. Sie kam zu allen möglichen und unmöglichen Zeiten hierher, ohne daß ich sie darum gebeten hatte, und flehte mich an, ihr noch eine Chance zu geben und wieder mit ihr zu schlafen. Es wurde mir einfach zuviel. Schließlich kam mir der Gedanke, daß ich sie vielleicht zur Vernunft bringen konnte, indem ich die Sache auf die Spitze trieb und sie zwang, die wenigen Dinge zu tun, die sie mir verweigert hatte. Vielleicht würde sie dann endlich einsehen, daß wir nicht zusammenpaßten. Daß ich der falsche Mann für sie war. Ich packte einige Sachen in einen schwarzen Matchsack und fuhr zu ihrer Wohnung hinüber. Es war mein erster Besuch

dort. Sie war sonst immer zu mir gekommen. Ich befahl ihr, sich auszuziehen und auf den Boden zu legen. Dann nahm ich das Klebeband aus der Tasche.«

Er starrt nachdenklich an die Decke. Nach ein paar Sekunden spricht er weiter. Seine Stimme ist jetzt leiser. »Klebeband ist normalerweise nicht zum Fesseln von Menschen gedacht. Die Sorte, die ich verwendet habe, klebt besonders fest. Es ist sehr schmerzhaft, wenn man das Zeug wieder von der Haut reißt, aber ich wollte ihr eine Lektion erteilen. Ich habe erst ihre Handgelenke gefesselt und das Klebeband dann um den Fuß der Couch gewickelt. Als nächstes habe ich ihre Fußgelenke aneinandergeklebt. Ich zog ein Skalpell aus der Tasche und legte es der Länge nach auf ihren Bauch. Ich erklärte ihr, daß ich verschiedene Muster in ihren Bauch ritzen würde. Ich hatte das schon einmal gemacht, auf ihrem Hintern, wie du ja aus dem Video weißt, aber danach hatte sie sich immer

geweigert, sich schneiden zu lassen. Sie hatte Angst vor dem Messer. Wie dem auch sei, ich glaubte, es würde ausreichen, das Messer auf ihren Bauch zu legen. Ich dachte, sie würde schon beim Anblick des Messers klein beigeben. Aber dem war nicht so. ›Tu es, Michael‹, sagte sie. ›Dann weißt du endlich, wie sehr ich dich liebe.‹ Auf ihrer Stirn bildeten sich Schweißperlen. Sie hatte Angst, aber sie würde nicht klein beigeben – nicht, wenn sie tatsächlich der Überzeugung war, daß sie mich auf diese Weise dazu bringen konnte, sie zu lieben. Ich klebte ihr den Mund zu und begann mit dem Schneiden. Erst ritzte ich eine Raute um ihren Nabel. Trotz des Klebebandes war ihr Stöhnen deutlich zu hören. Ich riß das Band von ihrem Mund und fragte, ob sie genug habe. Sie schüttelte den Kopf, erklärte, sie würde alles tun, wenn ich nur bei ihr bliebe. Also klebte ich ihr den Mund wieder zu und begann von neuem zu schneiden. Andere Formen, Kreise, Quadrate, Sterne, jede Menge Linien und –

ja, auch das – einen durchgestrichenen Kreis. Tränen strömten ihr übers Gesicht. Sie schrie erbärmlich, auch wenn ihre Schreie durch das Klebeband nur gedämpft zu hören waren. Trotzdem wollte sie nicht aufgeben. Zweimal riß ich ihr das Band vom Mund, um sie zu fragen, ob ich aufhören solle. Beide Male antwortete sie: ›Ich liebe dich. Ich werde dich nie gehen lassen.‹ Es war zum Verrücktwerden. Wer hätte gedacht, daß Franny, die ängstliche Franny, zu solchem Starrsinn fähig war? Und zu solcher Verzweiflung?«

M. schweigt. Ich denke an das, was er vor langer, langer Zeit zu mir gesagt hat. *Nicht Neugier, sondern Starrsinn hat der Katze das Leben gekostet. Eine Lektion, die Franny nie gelernt hat.* Er dreht den Kopf zur Seite und reibt seine Stirn an seinem ausgestreckten Arm. Der leere Blick seiner Augen sagt mir, daß er an jenen Tag denkt. Vor seinem geistigen Auge sieht er Franny noch einmal dort liegen. Mein Magen

verkrampft sich, und ich merke, daß ich die Hände zu Fäusten geballt habe und meine Knöchel weiß hervortreten. Ich sehe Frannys Bild ebenfalls vor mir, aber alles, was ich tun kann, ist dastehen und zuhören.

»Wie dem auch sei, das Ganze war ziemlich blutig, aber die Schnitte waren nicht tief – und sie wollte mich einfach nicht bitten aufzuhören. Schließlich holte ich eine Schock-Box aus meinem Matchsack. Das ist eine Art handbetriebener Generator. Ich hatte ihn mir mit der Post schicken lassen. Sie hatte das Ding schon einmal gesehen und mich darüber reden hören. Elektrofolter. Ich hatte das schon seit Monaten an Franny ausprobieren wollen, aber sie hatte Angst vor Strom, noch mehr als vor dem Schneiden, und hatte sich beharrlich geweigert. Ein letztes Mal riß ich ihr das Klebeband vom Mund. Sie weinte, war fast schon hysterisch. Die Tränen liefen ihr über die nassen Wangen. Ich wartete, bis sie sich beruhigt hatte, dann sagte ich: ›So würde es von nun an immer sein, Franny. Ich würde tun,

wozu ich gerade Lust habe, ohne nach deiner Zustimmung zu fragen. Hast du denn immer noch nicht genug? Siehst du nicht, daß ich nicht der richtige Mann für dich bin?‹ Sie hatte inzwischen zu weinen aufgehört, aber ihre Brust bebte immer noch, und einen Moment lang glaubte ich, sie würde aufgeben. Dann holte sie tief Luft, und da sah ich es in ihren Augen – den Starrsinn. Tief in ihrem Unterbewußtsein wollte sie, glaube ich, daß ich ihr weh tat. Ich glaube, sie hatte das Gefühl, den Schmerz zu verdienen – wahrscheinlich versuchte sie immer noch, die Sache mit Billy wiedergutzumachen. ›Ich werde alles tun‹, flüsterte sie, von den erstickten Schreien schon ganz heiser. ›Alles. Ich brauche dich.‹ Ihre Fügsamkeit machte mich rasend. Ich wollte sie einfach nicht mehr in meinem Leben haben. Wieder klebte ich ihr den Mund zu. Dann verkabelte ich ihre Brustwarzen, legte an jede eine Elektrode und jagte einen Stromstoß durch ihren Körper.«
Er blickt an die Decke und schüttelt langsam

den Kopf. Als er weiterspricht, wird er noch leiser. »Ich weiß nicht, wie das passieren konnte. Es hätte sie nicht töten dürfen. Die Spannung war ganz niedrig. Sie hatte auch keine Brandwunden am Körper. Ich wollte ihr nur angst machen, das ist alles; ihr bloß einen Schock versetzen. Sie sollte endlich einsehen, daß ich nicht der geeignete Mann für sie war. Sie sollte aufhören, mich fünf-, sechs-, ja manchmal siebenmal am Tag mit ihren Anrufen zu belästigen.«

Er schweigt. Ich auch. Das Rätsel ist gelöst. Endlich. M. hat sie getötet, und zwar mit Strom. Er behauptet, es sei ein Unfall gewesen, und aus irgendeinem Grund glaube ich, daß er die Wahrheit sagt. Das Ganze dringt nur langsam zu mir durch. Ich fühle mich, als stünde ich außerhalb meines Körpers und beobachtete die Szene aus weiter Ferne. Ich höre seine Worte, aber ich kann nicht darauf reagieren.

Er sagt: »Jetzt weißt du, wie sie gestorben ist. Ihr Herz hörte einfach auf zu schlagen. Es

passierte so schnell, innerhalb von Sekunden, und ich wußte nicht, was ich tun sollte. Ich versuchte sie wiederzubeleben, aber ich hatte das noch nie gemacht, und es gelang mir nicht. Ich riß ihr das Klebeband vom Gesicht und atmete in ihren Mund. Ich drückte in regelmäßigen Abständen auf ihren Brustkorb, versuchte ihr Herz wieder zum Schlagen zu bewegen. Ich mühte mich lange ab, mindestens eine halbe Stunde, vielleicht auch fünfundvierzig Minuten, ich weiß es nicht. Es kam mir endlos vor. Nichts funktionierte. Im Grunde wußte ich wohl schon nach den ersten fünf Minuten, daß sie tot war, aber ich konnte nicht aufhören, konnte sie nicht sterben lassen. Ich versuchte es abwechselnd mit Beatmen und Pumpen, Beatmen und Pumpen, immer wieder.« M. spricht langsam. »Als ich schließlich aufhörte, lehnte ich mich einfach zurück und sah sie an. Erst da wurde mir das Ausmaß dessen, was ich getan hatte, bewußt. Wie hatte sie bloß sterben können? Wie war das passiert? Ich hatte nie die

Absicht, sie umzubringen. Es war ein Unfall.«

Er zögert, ehe er weiterspricht: »Inzwischen habe ich viel über Elektrizität gelesen. Die Spannung hat die elektrischen Impulse ihres Herzens gestört und einen Herzstillstand verursacht. Sie hatte keine Herzprobleme, und der Stromstoß war ganz schwach. Es war ein dummer Zufall, der nie hätte passieren dürfen. Aber er ist passiert… er ist passiert.«

M. lacht nervös. Dann fährt er fort: »Na ja, mir war klar, wie die Sache aussah. Die Polizei würde nie glauben, daß es ein Unfall war. Niemand würde mir glauben, daß Franny mit dem Schneiden und dem Strom einverstanden gewesen war. Ich klebte ihr ein letztes Mal das Band über den Mund. Die Schnitte auf ihrem Körper, das viele Blut, das Klebeband – es sah aus wie vorsätzlicher Mord, das Werk eines Psychopathen, eine willkürliche Tat. Auf diese Fährte wollte ich auch die Polizei lenken. Sie sollten glauben, ein Psychopath sei durch die Stadt gezogen.«

Ich fühle mich immer noch weit entfernt von M. und dem, was er sagt. Seine Worte schweben durch den Raum, und ihre Bedeutung wird durch das diffuse Licht und den Duft der Kerzen abgeschwächt. Beinahe hätte er den perfekten Mord begangen. Mit einer Waffe, die keine Spuren hinterläßt. »Woher hast du gewußt, daß die Todesursache durch eine Autopsie nicht nachzuweisen sein würde?« frage ich ihn.

»Das habe ich nicht gewußt. Als die Zeitungen schrieben, die Ursache ihres Todes sei unklar, war ich der festen Überzeugung, daß die Polizei absichtlich Informationen zurückhielt. Ich nahm an, daß dir und der Polizei bekannt war, wie sie gestorben war. Ich hatte keine Ahnung, daß die Sache alle vor ein Rätsel stellte.«

Er hatte keine Ahnung. Der Gerichtsmediziner war völlig ratlos, und M. wußte nicht einmal, daß er die Behörden vor ein Rätsel gestellt hatte. »Du bist sehr gewissenhaft vorgegangen«, sage ich, und

mein ruhiger Tonfall gibt mir zu denken. Die ganze Zeit war ich wie besessen von Frannys Tod, und jetzt, da ich die Antworten auf meine Fragen habe, bin ich unfähig, darauf zu reagieren. Fast kommt es mir so vor, als sei ich über die Tatsache, daß ihr Tod ein Unfall war, enttäuscht – als würde die Realität meinen Vorstellungen von einem kaltblütigen Mord nicht gerecht.

»Die Polizei hat keine Fingerabdrücke von dir gefunden«, sage ich. »Keine Haare, keine Teppichfasern von deinen Schuhen. Wie hast du das hingekriegt?«

»Es war reines Glück, ganz einfach. Nichts als Glück. Als ich zu ihr fuhr, ging gerade ein Frühlingsschauer nieder.« Wieder lacht er nervös. »Fast schon ein Gewitter, für die Jahreszeit völlig untypisch. Es war bitterkalt, und die Dachrinnen flossen über. Bevor ich losfuhr, zog ich meine Gummistiefel und meinen Regenmantel an. Und ich setzte einen Hut auf. Den Regenmantel und die Stiefel hatte ich immer in der Garage aufbewahrt, um

keine Nässe und keinen Schmutz ins Haus zu tragen. Da ich die Stiefel noch nie im Haus angehabt hatte, klebten an den Sohlen auch keine Fasern von meinem Teppich. Und Fingerabdrücke gab es deswegen keine, weil ich die ganze Zeit Handschuhe trug. Als ich bei Franny eintraf, vertauschte ich als erstes meine Wollhandschuhe mit Gummihandschuhen. Auch das war reines Glück – ich war nicht auf die Idee gekommen, mir wegen irgendwelcher Fingerabdrücke Gedanken zu machen. Ich hatte oft Latexhandschuhe getragen, wenn ich Franny bestrafte. Es war ein psychologischer Schachzug, der sie einschüchtern sollte. Sie sollte mit dem Schlimmsten rechnen. An dem Tag gab es allerdings noch einen Grund. Ich wußte, daß ich sie schneiden würde, wenn sie nicht klein beigab. Ich wollte mich nicht blutig machen, deswegen zog ich die Handschuhe an. Was die fehlenden Haare betrifft – ich habe weder den Mantel noch den Hut abgelegt. Ich hatte nicht vor, länger als ein

paar Minuten zu bleiben. Ich wollte sie ja bloß erschrecken. Trotzdem saugte ich hinterher den Teppich sehr gründlich, um sicherzustellen, daß ich keine Haare hinterließ. Dann wechselte ich den Staubsaugerbeutel und steckte den gebrauchten in meinen Matchsack. Ich sah mich ein letztes Mal im Raum um – alles schien in Ordnung zu sein. Dann fiel mein Blick auf Franny. Sie trug Billys Krankenhausarmreif am Handgelenk. Ich weiß nicht, warum, aber ich nahm ihn ihr ab und steckte ihn in meine Tasche. Als ich nach Hause kam, zog ich alle meine Sachen aus. Ich warf alles in eine große Tüte – Klamotten, Skalpell, Stiefel, Handschuhe, Schock-Box, Staubsaugerbeutel, alles, bis auf das Klebeband und den Armreif – und ließ die Tüte verschwinden. Das Klebeband und den Armreif vergrub ich im Garten. Ich weiß nicht, warum ich die Sachen behielt – als Erinnerung daran, was ich getan hatte, nehme ich an. Die Klebebandrolle, die du in meinem

Schrank gefunden hast, war eine andere. Ich habe noch ein paar Dinge von ihr behalten – den Pulli, die Brille, die Ohrringe, ein paar Fotos, das Video mit Rameau –, aber als ich anfing, mich mit dir zu treffen, habe ich die Sachen mit ins Büro genommen. Jedenfalls gab es keine Beweise, nichts, was mich mit dem Mord an Franny in Verbindung gebracht hätte. Ich wußte, daß ich in ihrem Tagebuch erwähnt werde, und habe überlegt, ob ich ihre Disketten verschwinden lassen sollte, entschied mich dann aber dagegen. Ich würde mich dadurch nur verdächtig machen, vor allem, wenn die Polizei irgendwo in ihrer Wohnung weitere Kopien fand. Ein Psychopath würde sich nicht die Mühe machen, Computerdisketten zu stehlen. Außerdem ist auf den Disketten nichts, was mich überführen konnte. Sie beweisen nur, daß ich eine Vorliebe für harten Sex habe. Und daß Franny freiwillig mitgemacht hat.«

Nachdenklich richtet er seinen Blick in die Ferne, auf den Raum jenseits der Tür. Als er

sich mir wieder zuwendet, sagt er: »Wenn es an dem Tag nicht geregnet hätte, säße ich jetzt wahrscheinlich im Gefängnis. Ich hätte meine Wollhandschuhe nicht angehabt – meine Fingerabdrücke wären auf der Haustür gewesen. Es war das einzige Gewitter in jenem Frühling. Am nächsten Tag verzogen sich die Wolken, und die Sonne kam heraus.«

Ich nicke, während ich diese Information verarbeite. Noch immer habe ich das Gefühl, neben mir zu stehen. »Was ist mit der Holzschnitzerei?« frage ich ihn. »Ich meine die, die Ian angeblich Franny geschenkt hat.«

»Ich habe sie in einem Geschäft in Sonoma gekauft.« Er versucht, mit den Schultern zu zucken, aber die Ketten lassen ihm nicht genug Bewegungsfreiheit. »Ich wollte, daß du dich in meiner Gegenwart wohl fühlst, und es war so leicht, den Verdacht auf Ian zu lenken. Zu leicht. Ich hatte das eigentlich gar nicht geplant. Es traf sich gut, daß er Franny gekannt hatte. Als du ihn erst einmal in Verdacht hattest, warst du dir meiner Schuld

nicht mehr so sicher.«

»Und Mark Kirn?«

M. wirft mir einen amüsierten Blick zu. »Du solltest der Polizei wirklich mehr Vertrauen schenken, Nora. Natürlich hatten sie den richtigen Mann. Die Beweise, die gegen ihn vorlagen, waren eindeutig.« Er grinst süffisant. »Aber es war ein ziemlicher Spaß, dich nach San Quentin rennen zu sehen.«

Die brennenden Kerzen haben den Raum aufgeheizt. Ich habe das Gefühl, von der warmen Luft erdrückt zu werden. »Du hast hinter den anonymen Briefen gesteckt. Und die Briefe und Fotos geschickt. Du bist in mein Haus eingebrochen, während ich schlief.«

M. nickt.

»Wie bist du an meinen Hausschlüssel gekommen?«

»Das war einfach – genau so, wie ich an den von Ian gekommen bin. Ich habe mir damals im März einen Nachschlüssel machen lassen. An dem Tag, an dem ich dich betäubt und

eingewickelt habe.«

M. hatte die ganze Zeit einen Schlüssel zu meinem Haus. Und ich habe mir eingebildet, in der Torrey Street sicher zu sein.

»Und du warst auch derjenige, der mich vor dem Supermarkt beinahe überfahren hätte.«

»Nein«, entgegnet er schnell. »Das war ich nicht. Das war wahrscheinlich ein Versehen – oder ein Junge, der sich einen Scherz erlaubt hat. Ich wollte dir nie schaden. Nie.« Er lächelt. »Aber es hat mir gut in den Kram gepaßt.«

Plötzlich müde, streiche ich mir das Haar aus der Stirn und schlage dann die Hände vors Gesicht. Voller Entsetzen denke ich an das, was ich Ian angetan habe.

M. sagt: »Nora, ich wollte sie nicht töten. Es war ein dummer Zufall. Das Gerät sollte ihr nur einen Schlag verpassen, einen Schock, ich wollte nicht, daß ihr Herz stehenbleibt.«

Ich höre ihn seufzen, aber es ist keine Reue, sondern Ungeduld – als wäre es jetzt, da er mir die Wahrheit gesagt hat, an der Zeit, sich

wieder anderen Dingen zuzuwenden. Für ihn scheint die Sache damit ausgestanden zu sein. Er spricht weiter.

»Du kannst dir sicher vorstellen, warum ich nicht die Polizei alarmiert habe. Sie hätten mich mit Sicherheit festgenommen – warum hätte ich mir durch einen Unfall mein Leben zerstören lassen sollen?«

Endlich dringen seine Worte ganz zu mir durch. Ich habe nicht mehr das Gefühl, alles aus weiter Ferne zu erleben. Seine Worte haben wieder ihren gewohnten, harten Klang. Ich nehme die Hände vom Gesicht. »Du hast Franny ermordet«, sage ich.

Seine Miene wirkt gelassen, kalt und unergründlich. Ruhig sagt er: »An deiner Stelle würde ich nicht diesen moralischen Ton anschlagen. Ein Tod ist ein Tod. Egal, ob die Ursache ein Unfall oder eine Abtreibung ist, am Ende läuft es auf dasselbe hinaus.«

»Nein«, widerspreche ich hitzig. »Es läuft nicht auf dasselbe hinaus.«

M. fährt fort, ohne auf meinen Einwand zu

achten. »Du hast ein Menschenleben auf dem Gewissen, genau wie ich. Wir sind beide Mörder, Nora. Nur, daß meine Tat nicht beabsichtigt war, deine dagegen schon. Sag du es mir – wer von uns beiden trägt mehr Schuld? Ich weiß es nicht. Ich empfinde Reue. Ich wünschte, ich könnte ungeschehen machen, was an jenem Tag passiert ist, aber ich kann es nicht. Es war ein Unfall. Und Franny selbst war auch nicht ohne Schuld. Sie hat der Sache mit dem Strom zugestimmt. Sie hat selbst zu ihrem Tod beigetragen.«

M.s Worte machen mich zornig. »Du verstehst es sehr gut, die Wahrheit zu verdrehen«, sage ich. »Du kannst dir noch so gute Argumente zurechtlegen und behaupten, sie trage eine Mitschuld an ihrem Tod, aber das ändert nichts an den Tatsachen.« Wie die duftenden Kerzen, deren Flammen sich der Decke entgegenstrecken, flammt auch meine Wut wieder hoch. »Du hast sie mißbraucht, sie mit dem Messer gequält, sie getötet – und du wirst dafür bezahlen.«

Er lächelt kalt. »Was sollen die leeren Drohungen, Nora? Die Polizei kann mir nichts anhaben, nicht einmal mit diesem sogenannten Geständnis. Dieses Video beweist höchstens, daß ihr Tod ein Unfall war. Du kannst nichts dagegen tun.«

Ich höre den Spott in M.s Stimme, die Verachtung. Sein höhnischer Ton macht mich so wütend, daß ich am liebsten den Gürtel packen und ihn würgen würde, bis ihm sein Spott zu den Ohren herauskäme.

»Du kannst nichts dagegen tun«, wiederholt er. Im selben höhnischen Ton.

»Darauf würde ich mich nicht verlassen«, sage ich, während ich mich auf das Bett zubewege. Mir ist bewußt, daß ich im Begriff bin, die Beherrschung zu verlieren. »Du wirst den Rest deines Lebens im Gefängnis verbringen.«

»Ich werde keinen einzigen Tag dort verbringen.«

Meine Wut kocht hoch, reißt an den Zügeln, mit denen ich sie unter Kontrolle halte. »Wenn

die Polizei kommt«, sage ich laut, gleich werde ich schreien, »wenn sie dich hier so ausgestreckt liegen sehen – wer weiß, vielleicht lassen sie sich mit deiner Verhaftung ein bißchen Zeit, wenn sie erst einmal die beiden Videos gesehen haben.«

Ich reiße die neunschwänzige Katze von der Wand und kehre damit zu M. zurück. »Vielleicht werden sie dich erst mit einer dieser Peitschen bearbeiten«, sage ich und halte sie hoch. »Oder mit dem Stock. Wie würde dir das gefallen? Ich wette, du hast selbst noch nie Schmerz empfunden, oder? Du fügst ihn bloß gern anderen zu.«

M. stößt ein kurzes Lachen aus. »Du siehst lächerlich aus«, sagt er.

Ich höre seine Verachtung. Für ihn ist das Ganze bloß ein Spiel – und Frannys Tod ein bedauernswerter Unfall. Mein Arm zittert vor Wut – einer neuen, mörderischen Wut. Ich lasse die Peitsche mit voller Wucht auf ihn niedersausen, und sie landet mit einem lauten, scharfen Klatschen auf seinen Lenden

und Oberschenkeln. Sofort bilden sich auf seiner Haut rote Striemen. Stöhnend reißt M. die Beine hoch, um seine Genitalien zu schützen. Er starrt mich an. Seine Augen sind vor Wut ganz dunkel.

»Das gefällt dir nicht, was?« sage ich, nun ebenfalls in spöttischem Ton. Ich lasse die Peitsche fallen und hole den Bambusstock. Wieder schlage ich mit ganzer Kraft auf ihn ein. Auf seinem rechten Oberschenkel bleibt ein langer roter Abdruck zurück. Er verzieht vor Schmerz das Gesicht, schreit aber nicht. Plötzlich passiert etwas in mir, etwas Wildes, Atavistisches. Ich genieße den Schmerz auf seinem Gesicht. Ich will mehr davon sehen. Ich will, daß er gequält aufschreit, genau wie Franny.

Ich schlage ihn immer wieder, und jeder neue Hieb läßt meine Wut noch höher lodern. M. windet sich auf dem Bett, tritt mit den Füßen, kann mir aber nicht entkommen. Seine Haut platzt unter dem Stock auf. Immer mehr dünne rote Striche sind zu sehen. Ich trete einen

Schritt vor und hole ein weiteres Mal aus. Dabei wird mir zu spät bewußt, daß ich zu nahe am Bett stehe. M. tritt mit dem Fuß nach meinem Oberschenkel. Ich mache einen Satz nach hinten und krache in die Pappschachteln, von denen gleich mehrere umfallen. Ich starre M. an. Mein Herz rast.

Kalt erwidert er meinen Blick. Sein Gesicht ist vor Entrüstung und Verachtung ganz starr, sein Körper blutig und von Striemen übersät. Meine Brust hebt und senkt sich; ich zittere am ganzen Körper. Ich weiß nicht, wer das eben war – die Person, die in unkontrollierter Wut auf ihr Opfer einschlug, nichts anderes im Sinn, als einen anderen Menschen zu zerstören. Voller Ekel vor mir selbst und vor M. schüttele ich den Kopf. Dann lasse ich den Stock fallen. »Ich rufe jetzt die Polizei«, sage ich und gehe zur Tür.

»Nur zu!« sagt M. Er atmet schwer, und seine Stimme klingt leidend. »Ich bin ohne meine Zustimmung angekettet worden. Du bist diejenige, die ins Gefängnis wandern wird.«

Ich verlasse den Raum. Im Gang höre ich, daß M. mich ruft, aber ich ignoriere ihn und gehe ins Schlafzimmer. Zögernd nehme ich den Hörer ab. M. hört nicht auf zu rufen. Er behauptet, das Zimmer stehe in Flammen. Erst halte ich das für einen Trick, mit dem er mich davon abhalten will, die Polizei zu rufen, aber dann lasse ich den Hörer doch sinken und gehe langsam den Gang hinunter. Als ich nur noch wenige Meter von der Tür entfernt bin, rieche ich es. Ich stürze hinein.

Die Pappschachteln in der Ecke neben dem Bett stehen in Flammen.

»Die Kerzen«, sagt M., als er mich sieht. Er bemüht sich, ruhig zu bleiben. Er blutet überall. »Die Schachteln haben Feuer gefangen, als du sie umgeworfen hast.« Ich erinnere mich daran, mehrere Kerzen auf die Schachteln gestellt zu haben, als ich den Raum heute nachmittag vorbereitet habe. Das Feuer ist noch klein, wie ein Lagerfeuer.

Hastig sehe ich mich im Zimmer um. Ich halte nach einer Decke Ausschau, mit der ich die

Flammen ersticken kann. Einmal, nachdem M. mich ausgepeitscht hatte, wurde mir sehr kalt, und er hüllte mich in eine blaßgrüne Wolldecke. »Wo hast du die Wolldecke?« frage ich, während ich sämtliche Schubladen aus der Kommode reiße.

»Schließ die Handschellen auf, Nora!« sagt M. Ich höre die unterdrückte Panik in seiner Stimme. »Vergiß die Decke! Schließ die Handschellen auf!«

Die Schubladen krachen zu Boden. Ich finde weder eine Decke noch sonst irgend etwas, das schwer genug wäre, um die Flammen auszuschlagen. Ich stürze zu M. hinüber, um die Handschellen aufzuschließen, bleibe dann aber wie angewurzelt stehen. Der Schlüssel lag auf dem Tisch neben dem Bett, aber der Tisch ist auf die Seite gekippt, und alles, was sich darauf befand – einschließlich des Schlüssels – ist über den Boden verstreut. Ich kann den Schlüssel nirgends entdecken.

»Mach schon!«

»Ich muß erst den Schlüssel finden.« Ich

gehe auf alle viere und suche den Boden ab. »Er war auf dem Tisch«, sage ich. Ich schiebe die Schachtel mit den Kondomen beiseite. Dann sehe ich unter dem Weinglas und der Gleitmitteltube nach. Nichts. Ich stelle den Tisch auf, aber der Schlüssel bleibt verschwunden. Ich werfe einen Blick unter das Bett. In einer Ecke entdecke ich die sauber zusammengelegte Wolldecke. Ich suche nach dem Schlüssel.

»Nora!«

Ich blicke auf. Das Feuer hat sich ausgebreitet und nähert sich dem Fußende des Bettes. Ich greife nach der Decke und beginne auf die Flammen einzuschlagen. Funken fliegen und entzünden den Saum der Vorhänge. Schnell züngeln die Flammen über den Stoff und lodern bis zur Zimmerdecke. Im Raum ist es bereits glühend heiß, und das Feuer frißt sich weiter, wird immer größer, intensiver, tödlicher. Die Decke bringt nichts. Ich trete zurück, werfe einen Blick zu M. hinüber und sehe sein angstverzerrtes

Gesicht.

»Der Feuerlöscher!« rufe ich und stürze aus dem Raum. Ich reiße ihn aus dem Besenschrank in der Küche und renne zurück. Im Türrahmen erstarre ich vor Schreck, überwältigt von dem Anblick, der sich mir bietet. In den wenigen Momenten, die ich weg war, hat sich das Feuer fast auf das Doppelte ausgebreitet. Die Ecke, in der es sich entzündet hat, sieht aus wie ein riesiges Freudenfeuer. Goldrote Flammen schießen nach oben, und sämtliche Pappschachteln brennen lichterloh. Flammen lecken über die Wände. Der Teppich hat ebenfalls Feuer gefangen, die Decke ist vom Rauch schon ganz schwarz. M., dessen Gesicht zu einer Maske der Angst verzerrt ist, sieht zu, wie sich die Flammen auf das Fußende des Bettes zuschlängeln. Sie sind nur noch wenige Zentimeter davon entfernt.

Ich entsichere den Feuerlöscher und sprühe rund um das Bett herum. Zischend quillt das weiße Pulver aus der Flasche. Ich sprühe

weiter auf die Flammen neben dem Bett. Dann ziele ich auf die Schachteln. Es kommt nur noch ein spärlicher Strahl. Ich drücke noch einmal. Nichts. Ich werfe einen Blick auf die Anzeige. Sie ist im roten Bereich. Der Feuerlöscher ist leer.

Ich schleudere ihn weg, rolle den Teppich so weit wie möglich zusammen, damit sich das Feuer nicht über den ganzen Boden ausbreitet, und renne aus dem Zimmer. Ich höre M. hinter mir herschreien. Er glaubt, daß ich ihn seinem Schicksal überlasse. Ich haste ins Schlafzimmer und greife nach dem Telefon. Ich fange an, die 911 zu wählen, zögere dann aber. Ich könnte ihn einfach verbrennen lassen. Er hat den Tod verdient. Ohne ihn wäre die Welt ein besserer Ort. Zum zweiten Mal an diesem Tag spiele ich Gott und überlege, wieviel M.s Leben wert ist. Aus dem hinteren Zimmer dringen seine verzweifelten Schreie zu mir herüber. Plötzlich ist mir klar, wie ich mich entscheiden muß: Ich bin kein Scharfrichter.

Ich wähle die 911, gebe alle nötigen Informationen durch und knalle den Hörer auf die Gabel. Ich reiße die Decke vom Bett. Auf dem Rückweg höre ich, wie M. meinen Namen ruft und mich anfleht, ihn nicht verbrennen zu lassen.

Als ich ihn erreiche, sehe ich, daß das Feuer inzwischen die Hälfte des Raumes beherrscht. Die Hitze ist kaum mehr zu ertragen, die Luft voller Rauch, so daß das Atmen immer schwerer wird. Ich werfe die Bettdecke auf das Feuer neben dem Bett und ersticke die Flammen neben M.s Füßen. Die Bettdecke fängt Feuer. Ich versuche vergeblich, die Flammen mit der Hand zu löschen. Ratlos weiche ich zurück. Ich weiß nicht mehr, was ich tun soll. M.s Schreie hallen in meinen Ohren wider. Ich sehe mich um. Da ist nichts, womit ich das Feuer löschen könnte. Ich könnte einen Eimer Wasser holen, aber das würde nichts helfen. Ich bräuchte einen Schlauch. Das Feuer kriecht erneut auf das Bett zu und bewegt sich

außerdem in Richtung Tür.

»Tu etwas!« schreit M. Er hat sich so weit wie möglich zur Seite gedreht und läßt seine blutigen, striemenbedeckten Beine über die Bettkante hängen. Seine Arme sind ganz durchgestreckt. Die Haut an seinen Handgelenken ist blutig, von den Handschellen aufgeschürft. Er zerrt an den Ketten, versucht verzweifelt, die Bolzen aus den Wänden zu reißen. Ein sinnloses Unterfangen, sie sind fest verschraubt, aber M. ist nicht mehr in der Lage, klar zu denken.

»Mein Werkzeug!« ruft er. »In der Garage! Mein Werkzeugkasten!«

Dafür ist es zu spät. Das Fenster ist durch das Feuer versperrt, und die Flammen haben die Tür fast erreicht. Innerhalb weniger Minuten, vielleicht auch nur Sekunden, werden wir beide gefangen sein. Dann gibt es kein Entkommen mehr.

Mein Blick fällt auf das Schwert an der Wand. Ich reiße es herunter.

In einem Anfall von Resignation sagt M. mit

heiserer Stimme: »Das wird nicht funktionieren. Die Kette ist zu dick.«

»Ich weiß«, antworte ich, während ich auf ihn zutrete.

M. hustet, weil er vor lauter Rauch kaum mehr Luft bekommt. Er sieht mich verständnislos an. Noch weiß er nicht, wofür ich das Schwert brauche. Dann huscht eine neue Welle der Panik über sein Gesicht. Er glaubt, daß ich ihn töten will.

Ich stehe über M. und sehe auf ihn hinunter. Wenn ich jetzt nichts unternehme, werden wir beide verbrennen. Während ich mir ins Gedächtnis rufe, wie er Franny hat leiden lassen, trete ich näher an die Wand, damit ich direkt über seinen Unterarmen zu stehen komme. Mit beiden Händen hebe ich das Schwert über den Kopf.

Ein Ausdruck des Entsetzens breitet sich über M.s Gesicht aus. Genauso muß Franny ihn angesehen haben, als sie starb. »Nein!« schreit er, als ihm klar wird, daß ich nicht vorhabe, ihn zu töten. »Nein!«

Ich lasse das Schwert niedersausen und befreie M. vom Bett.

42

Ich denke ziemlich oft über das Thema Gerechtigkeit nach, gnadenlose Gerechtigkeit: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Habe ich M. die Hände abgehackt, um ihn zu retten oder um ihn zu bestrafen? Ich kann die Frage nicht beantworten. Als ich das Schwert niedersausen ließ, waren meine Gedanken bei Franny, aber wenn ich nicht gehandelt hätte, wäre er im Feuer umgekommen. Ich rede mir gern ein, daß ich anders bin als M. und nicht eine Art Doppelgängerin von ihm: kalt, manipulierend, grausam. Aber vielleicht sind wir einander ähnlicher, als ich mir einzugestehen wage. Ich habe die Fähigkeit, wie M. zu sein, soviel weiß ich, aber das ist ein Teil von mir, den ich lieber unterdrücke. An jenem Nachmittag hätte ich ihn zweimal töten können – und verspürte auch den heftigen Wunsch, es zu tun –, aber zweimal machte ich einen Rückzieher. Ich habe M. nicht stranguliert, und ich habe ihn auch nicht im Feuer sterben lassen.

Ich habe M. seitdem nur noch einmal gesehen, im Krankenhaus. Seine Arme endeten unterhalb der Ellbogen in weiß bandagierten Stümpfen. Er beschuldigte mich, ihm die Hände aus Rache abgetrennt zu haben. Vielleicht. Aber wenn ich länger darüber nachdenke, weiß ich, daß ich keine andere Wahl hatte.

Die Feuerwehr kam nur wenige Minuten später, zu spät, um M. zu helfen, aber rechtzeitig, um sein Haus zu retten. Das Feuer hat nur das Erziehungszimmer zerstört. Ich selbst habe mir die Hände verbrannt – nur Verbrennungen zweiten Grades, die Haut war roh und warf Brandblasen –, aber das wurde mir erst bewußt, nachdem die Feuerwehr eingetroffen war.

Die beiden Videos, die einzigen Beweise dafür, daß M. Franny umgebracht hat, sind zerstört. Er wird für den Mord an ihr nie gerichtlich belangt werden können. Aber ich glaube an ein Karma, daran, daß böse Menschen letztendlich leiden werden, wenn

nicht in diesem Leben, dann in einem anderen. Man kann nicht ungestraft solch teuflische Taten begehen. Im Universum herrscht so etwas wie Ordnung – ohne diesen Glauben kann ich nicht leben –, und obwohl M. nicht ins Gefängnis muß, hat ihn doch ein Schicksal ereilt, das für ihn schlimmer ist als der Tod. Sein Leben mit der Musik – der einzige Teil seines Lebens, der ihm wirklich etwas bedeutete – ist zerstört. Er wird nie wieder Klavier spielen können.

Gegen mich wurde keine Anklage erhoben. Der Staatsanwalt kam zu dem Schluß, daß die Fesselung in beiderseitigem Einverständnis erfolgte und daß ich dann in guter Absicht gehandelt habe, um M. vor dem Tod durch Verbrennen zu retten. M. behauptete, ich hätte ihn unter Drogen gesetzt und ohne seine Zustimmung in Ketten gelegt, aber am Ende stand sein Wort gegen meines. Die verkohlten Überreste des Raumes, die Fußeisen und Handschellen und die Hebevorrichung legten nahe, daß er sich

freiwillig an sadomasochistischen Handlungen beteiligt hatte. Hinzu kam, daß er dem Staatsanwalt keine plausible Erklärungen dafür liefern konnte, wieso ich ihn unter Drogen gesetzt haben sollte: Er konnte ja nicht sagen, daß ich mich für den Mord an meiner Schwester rächen wollte. Ich warte jetzt ab, ob sein Anwalt einen Zivilprozeß gegen mich einleiten wird.

Wegen des Mordes an Franny wird niemand strafrechtlich verfolgt. Es ist nun schon mehrere Wochen her, daß der Staatsanwalt die Ermittlungen gegen Ian eingestellt hat. Ich habe Joe Harris von M.s Geständnis erzählt, und M. hat wie erwartet alles abgestritten. Noch wichtiger aber ist, daß es Ian gelungen ist, ein Alibi beizubringen. Er war an dem Tag, an dem Franny starb, mit einem Freund in Desolation Wilderness wandern. Man braucht dort einen speziellen Besucherpaß, auf dem jeweils das Datum vermerkt ist. Ian und sein Freund hatten es versäumt, sich einen zu besorgen. Zum Glück konnte sich

der Ranger, dem sie in die Arme gelaufen waren, an sie erinnern. Es war sein erster Tag in diesem Job, und er ließ Milde walten und beschränkte sich auf eine mündliche Verwarnung. In der ganzen Aufregung wegen der Verhaftung hatten weder Ian noch sein Freund an den Vorfall gedacht. Wenn ihnen die Sache später nicht wieder eingefallen wäre, oder der Ranger sich nicht an sie erinnert hätte, säße Ian heute im Gefängnis. Obwohl er nicht länger als Verdächtiger in Frage kommt, ist sein Ruf ruiniert. Ich fühle mich persönlich verantwortlich für das Leid, das ich ihm zugefügt habe, und wünschte, ich könnte seinen Schmerz lindern.

Heute sitze ich am Computer und beginne mit dem letzten Teil von Frannys Geschichte. Bereits als ich mit dem Schreiben anfing, dachte ich an eine Veröffentlichung. Ursprünglich war dieses Projekt, von dem M. nichts wußte, als schriftliche Abrechnung mit ihm gedacht und sollte ihn als Frannys Mörder

bloßstellen. Aber es ist etwas sehr viel Größeres daraus geworden, eine Gedenkschrift, die an das Leben und Sterben meiner Schwester erinnern soll, eine Aussöhnung nach dem Tod.

Nach sechs Stunden mache ich eine Pause. Ian geht mir nicht aus dem Kopf. Es gibt so vieles, was ich ihm sagen muß. Ich habe unzählige Male versucht, mit ihm Kontakt aufzunehmen, aber er hat alle meine Versuche abgewiesen. Er will nichts mehr mit mir zu tun haben, was ich ihm natürlich nicht verdenken kann. Ich hinterlasse ständig Nachrichten auf seinem Anrufbeantworter, aber er ruft nie zurück. Ich habe ihm mehrere Briefe geschrieben, aber er antwortet nicht. Ich habe sogar Maisie gebeten, ein gutes Wort für mich einzulegen, aber er weigert sich, mit ihr über mich zu sprechen.

Am Spätnachmittag beschließe ich, nach Sacramento zu fahren. Die Sonne versucht schon den ganzen Tag, hinter flachen, grauen Wolken hervorzulugen; jetzt hat sie es

geschafft, sich zwischen ihnen hindurchzuzwängen, und wirft schlanke, schräge Strahlen über die Stadt. Ich gehe in die Garage. Neuerdings bezahle ich den halbwüchsigen Sohn einer Nachbarin dafür, daß er sich um Frannys Cadillac kümmert. Der Wagen ist frisch gewaschen, gewachst und überholt; ich habe mich zwar schon ein paarmal hineingesetzt, bin aber bisher noch nie damit gefahren. Ich stecke den Schlüssel ins Zündschloß und lasse den Motor warmlaufen. Gnädig übertönt sein tiefes Brummen die ängstlichen Stimmen in meinem Kopf. Der Auspuff bläst frostige Wolken in die Luft.

Ich stoße rückwärts aus der Garage und fahre die Rosario hinauf, um dann links in die Montgomery einzubiegen. Hupend winke ich einem Nachbarn, dessen Namen ich nicht kenne, einem älteren Mann in einem kurzen Plaidmantel, der seinen flauschhaarigen Pudel spazierenführt. Ich fahre die Straße hinauf, habe aber eher das Gefühl, in einem

Kahn einen Fluß hinaufzusegeln. Ich bin an die Größe des Cadillacs nicht gewöhnt, seine schwarze, glänzende Riesigkeit erstaunt mich immer wieder aufs neue. Jedesmal, wenn ich in letzter Zeit in die Garage ging und mich in den Wagen setzte, war mir, als schrumpfte ich ein paar Zentimeter. Ich fühlte mich wie ein kleines Kind, das kaum über das Lenkrad sehen kann und Schwierigkeiten hat, mit dem Fuß das Gaspedal zu erreichen. Natürlich bildete ich mir das alles nur ein – meine Füße reichen problemlos an die Pedale heran –, aber der Cadillac hat noch immer eine überwältigende Wirkung auf mich.

Ich fahre die Interstate 80 in Richtung Osten, lasse mich vom nachmittäglichen Verkehr dahintreiben. Bilde ich mir das nur ein, oder weichen mir die anderen Wagen tatsächlich aus? Ich scheine mehr Platz einzunehmen, als ich sollte – aber nein, ich bin noch ein gutes Stück diesseits der weißen Fahrbahnmarkierung. Ich drehe das Fenster einen Spalt auf und lasse die eisige Luft ins

Wageninnere blasen. Die Kälte weckt meine Lebensgeister, und ich fühle mich fast ein wenig aufgedreht, als hätte ich gerade eine Tasse heißen, starken Kaffee getrunken.

Ich fahre über die Brücke, umrunde das Regierungsgebäude und parke schließlich vor Ians Haus. Meine Reifen zermalmen das braune, trockene Laub im Rinnstein. Ich drehe den Zündschlüssel. Ein langes, klapperndes Geräusch ist zu hören, ehe der Motor endgültig schweigt. Zusammengekauert bleibe ich hinter dem Lenkrad sitzen, will noch ein bißchen Zeit gewinnen. Ein Windstoß fährt in die Äste des Baumes, unter dem ich parke, und ein paar braune Blätter segeln auf den Asphalt. Der Baum ist fast kahl, seine nackten Äste strecken sich wie flehend gen Himmel. Ich klettere aus dem Cadillac.

Ian ist nicht zu Hause, aber ich suche meinen Schlüssel heraus und öffne mir – zum zweiten Mal – selbst. Ich habe ihn seit Wochen nicht mehr gesehen, das letzte Mal im September, kurz vor seiner Verhaftung. Ich hoffe, es ist

noch nicht zu spät.

Während ich auf der Couch auf ihn warte, überlege ich, was ich sagen werde. Abgesehen von dem Georgia-O'Keeffe-Druck, sind die Wände noch immer kahl und makellos weiß. Ich schließe die Augen, aber der Kuhschädel scheint sich in die Innenseiten meiner Lider eingebrannt zu haben. Wo soll ich anfangen? Ich bin nicht mehr der Mensch, der ich noch vor einem Jahr war, das muß ich ihm als erstes sagen. M. weiß so viel mehr über mich – kennt meine Geheimnisse, meine wunden Punkte – als Ian. Dabei ist Ian der Mensch, in den ich mein Vertrauen hätte setzen sollen. Ich weiß, daß es an der Zeit ist, mein Leben in Ordnung zu bringen und die Freiheit wiederzuerlangen, die ich so widerstandslos an M. abgetreten habe.

Als ich höre, wie sich der Schlüssel im Schloß dreht, öffne ich die Augen. Die Tür schwingt auf, und Ian kommt herein. Sein Körper – blond, stämmig, immer ein wenig

linkisch, das genaue Gegenteil von M.s geschmeidiger, fast eleganter Erscheinung – füllt den ganzen Türrahmen aus. Er trägt seinen Gangsteranzug, denselben grauen Nadelstreifenanzug, den er bei unserer letzten Begegnung trug, kurz vor seiner Verhaftung. Der Anzug ist verknittert, die offene Jacke sitzt schief. Er knallt die Tür zu und macht zwei Schritte in den Raum, ehe er mich bemerkt. Ich sehe die Überraschung auf seinem Gesicht augenblicklich in Verärgerung umschlagen.

»Ich weiß, daß ich hier eigentlich nichts zu suchen habe«, sage ich schnell und stehe auf. »Aber ich mußte dich unbedingt sehen und bin hergekommen, obwohl ich wußte, daß du wahrscheinlich bei der Arbeit bist.«

Er runzelt die Stirn, der Blick seiner blauen Augen ist mißtrauisch. »Du hättest anrufen sollen.«

»Ich hatte Angst, daß du sagen würdest, ich soll nicht kommen. Ich fürchtete, du würdest mich nicht sehen wollen.«

»Stimmt. Gib mir meinen Schlüssel zurück.«

Er sieht müde aus. Sein Gesicht wirkt verhärmt, seine Schultern sind gebeugt. Er kommt zu mir herüber und streckt die Hand aus. Selbst sein Gang, der früher so federnd und voller Leben war, wirkt schwerfällig.

»Gib mir den Schlüssel«, sagt er.

Ich mühe mich ab, den Schlüssel von meinem Schlüsselring zu bekommen. Ich sehe die Qual in seinem Gesicht, das Mißtrauen. »Laß es mich erklären«, sage ich. »Ich gebe dir den Schlüssel zurück, aber laß es mich erklären. Bitte.«

»Warum sollte ich dir zuhören? Ich hatte deinetwegen schon genug Probleme. Du kannst sagen, was du willst, ich werde dir das nie verzeihen.« Seine Stimme klingt hart und zynisch. Es ist die Stimme eines verbitterten Menschen. Er hat so viel auf einmal verloren, seinen guten Ruf, seine Freundin, seinen besten Freund, seine Unschuld – und alles nur meinetwegen.

»Ich erwarte nicht, daß du mir verzeihst«,

sage ich. »Ich will dir nur sagen, was passiert ist. Du hast mich einmal geliebt. Gib mir eine Minute, damit ich es dir erklären kann, dann gehe ich.«

Seufzend fährt Ian sich mit der Hand übers Gesicht. Er wirkt müde, wie erschlagen. Schließlich geht er quer durch den Raum und zieht seine Jacke und Krawatte aus. Nachdem er beides über einen Stuhl gehängt hat, sieht er zu mir herüber. Er bleibt dort stehen, am anderen Ende des Raumes, so weit wie möglich von mir entfernt.

»Ich ziehe zurück nach Sacramento«, sage ich. »Und ich fange wieder an zu arbeiten.« Ich schweige einen Moment. Ich weiß nicht recht, was ich als nächstes sagen soll. Zweifellos hat Ian bereits seine eigenen Schlüsse gezogen. Die Zeitungen haben ziemlich ausführlich über das Feuer berichtet. Es war von »Praktiken« die Rede, »zu denen auch Fesselungen gehörten«. Bei einer solchen Gelegenheit sei im Haus ein Feuer ausgebrochen, und ich hätte M. »das Leben

gerettet«, indem ich ihm die Hände abhackte. Soweit ist Ian informiert. Aber wie soll ich ihm erklären, wie es dazu gekommen ist? Wie sage ich ihm, was M. und ich alles miteinander getan haben?

Ich fange mit etwas Leichterem an. Ich erzähle ihm von M.s Geständnis. Daß er mir gegenüber zugegeben hat, Franny getötet zu haben. Ich erzähle ihm, wie Frannys Tagebuch mich dazu brachte, M. zu verdächtigen, und wie ich mich in der Hoffnung, ihn entlarven zu können, systematisch in sein Leben drängte. Dann gestehe ich Ian, daß ich mit M. ein Verhältnis hatte, was er inzwischen längst erraten haben dürfte. Er zuckt nur ganz leicht zusammen und zieht gequält die Nase kraus, als ich ihm das sage. Aber er unterbricht mich nicht. Die sexuellen Details lasse ich aus – das spare ich mir für später auf.

»Ich habe viele Fehler gemacht«, sage ich. »Mein Urteilsvermögen war getrübt.«

Er steht immer noch auf der anderen Seite

des Raumes und hört mir zu. Dabei zupft er gedankenverloren an seiner Unterlippe herum.

»Aber mein größter Fehler«, fahre ich fort, »war, daß ich dir nicht vertraut habe.« Dann erzähle ich ihm von all den Jahren, in denen ich keinem Menschen vertraut habe. Ich fülle die Lücken in meiner Geschichte. Ich erkläre ihm, daß ich mich geändert habe. Dann gehe ich zu ihm hinüber und schlinge die Arme um ihn. Sein Körper versteift sich bei meiner Berührung, und ich spüre, wie er zurückweicht. Ich klammere mich fester an ihn, lege den Kopf an seine Schulter. »Gib mir eine zweite Chance«, sage ich, obwohl ich weiß, daß ich eigentlich in der Lage sein sollte, allein zurechtzukommen. Aber ich kann es nicht. Nicht jetzt. Ich brauche Ians Stärke und Ehrlichkeit.

Er seufzt, und ich sage noch einmal: »Bitte! Gib mir eine zweite Chance.« Und diesmal hebt er einen Arm und legt ihn ganz leicht auf meinen Rücken. Es ist eine sehr vorsichtige

Umarmung, und ich denke mir, daß es nach allem, was wir durchgemacht haben, vielleicht doch nicht nötig ist, allein zurechtzukommen.

Bevor ich schließe …

Manchmal, wenn ich ein Buch lese oder mir im Kino einen Film ansehe, habe ich den Eindruck, daß im Leben alles geordnet und klar verläuft, daß Tugend belohnt und Schlechtigkeit verfolgt wird. Nicht so im wirklichen Leben. Die Unschuldigen werden bestraft, die Schuldigen kommen ungestraft davon. Obwohl die Polizei alle Anklagen gegen Ian fallengelassen hat, wird er von manchen Kollegen und Freunden nach wie vor mißtrauisch beäugt. Sie scheinen immer noch im Zweifel zu sein, ob er nicht vielleicht doch ein Mörder ist. Was M. betrifft, könnte man natürlich argumentieren, daß der Verlust seiner Hände für ihn Strafe genug ist. Ansonsten aber ist er straffrei ausgegangen. Er lebt immer noch in Davis und genießt als Professor nach wie vor einen guten Ruf.

Inzwischen ist fast ein Jahr vergangen, seit ich anfing, M. zu verfolgen. Meine Reise – wenn man es so nennen kann – ist beendet, und ich habe mein normales Leben

wiederaufgenommen. Dutzende von Umzugskisten stehen in meiner Doppelhaushälfte in der Torrey Street herum. Jeden Tag packe ich mehrere Kisten voll, verschließe sie mit Klebeband und staple sie an der Wand, wo sie auf die Möbelpacker warten, die sie Ende des Monats abholen werden. Ich habe in Sacramento eine neue Wohnung gefunden, und nächste Woche nehme ich meine Arbeit beim *Bee* wieder auf. Es wird nicht leicht sein – alle dort wissen von meiner Affäre mit M. –, aber ich habe mit dem Herausgeber gesprochen, und er ist einverstanden, daß ich zurückkomme. In meiner Auffahrt steht Frannys alter Cadillac: schwarz, glänzend und riesig. Eigentlich ein Monstrum. Es ist ein Wagen, in den man erst hineinwachsen muß; ein Wagen, der um einen herumwächst. Man kann sich darin sicher fühlen, wohlbehütet. Wegen seines Gewichts und seiner soliden Bauweise ist es sehr unwahrscheinlich, daß er bei einem Unfall den kürzeren zieht. Anders als diese

neuen Kleinwagen – diese Spielzeugautos –, die aus einem Hauch von Blech gemacht zu sein scheinen und beim kleinsten Aufprall zusammengedrückt werden. Inzwischen fühle ich mich ungeheuer wohl, sobald ich mich hinter das Lenkrad des Cadillac setze. Bei jeder Fahrt bewundere ich seine Anmut. Endlich kann ich verstehen, wieso Franny diesen Wagen so geliebt hat: Er gibt einem einfach ein gutes Gefühl. Ich fahre ihn nicht immer – bei manchen Gelegenheiten ziehe ich meinen Honda vor –, und vielleicht werde ich ihn eines Tages verkaufen. Vorerst aber genieße ich es, ihn zu besitzen.

Ian und ich kommen einigermaßen zurecht. Ich habe ihm sämtliche Details meiner Affäre mit M. erzählt. Mir wird klar, daß es nicht anders ging. Eine Weile hatte ich in Betracht gezogen, ihm die Wahrheit zu verschweigen, aber das wäre falsch gewesen. Ich weiß nicht, ob unsere Beziehung die Wahrheit überleben wird, aber ohne diese Wahrheit wäre sie sowieso zum Scheitern verurteilt. Nur, wenn

wir ehrlich zueinander sind, können wir überleben – das hat Ian mir beigebracht. Die zersetzende Kraft der Lüge schwächt den Unterbau einer Beziehung, weil jede einzelne Lüge ein kleines Stück vom Fundament des gegenseitigen Vertrauens abträgt, bis kaum mehr etwas von Wert übrig ist. Ian weiß das. Wie erwartet, hat er mir alles über sich und M. erzählt. Lügen liegt ihm nicht, was erneut beweist, daß er ein besserer Mensch ist als ich. Und er hat die Wahrheit auch nicht beschönigt. Er hat nicht behauptet, von M. verführt worden zu sein, sondern mir erzählt, daß es eine gemeinsame Entscheidung gewesen sei – wenn auch eine, die er am nächsten Morgen bereits bereut habe. Er befürchtete, meine Liebe zu verlieren, wenn er mir die Wahrheit erzählt, aber er hat sie trotzdem erzählt – während ich feige danebenstand und mein eigenes schmutziges Geheimnis für mich behielt. Meine Beichte stand zu dem Zeitpunkt noch aus. Mein Verrat war viel größer als seiner.

Ich weiß nicht, wohin mein Weg mich führen wird. Ich sehe inzwischen ein, wie närrisch es von mir war, mich mit M. einzulassen, aber noch immer spüre ich die Versuchung. Er hat mir ganz neue Türen zur Lust eröffnet, und nachdem ich einmal hindurchgetreten war, gab es kein Zurück mehr. M. hat mich geschaffen wie Pygmalion seine Elfenbeinstatue der Aphrodite; und wie Eliza nach ihren Erfahrungen mit Henry Higgins kann ich nicht dorthin zurückkehren, wo ich hergekommen bin. Nachts schließe ich die Augen und träume von dem Mann, der mich zum Gehorsam zwang, von der Lederpeitsche, die mich bei der Stange hielt, von den Fesseln, die mein Fleisch im Zaum hielten, von den Befehlen, die meine Seele an die Kandare nahmen, von dem primordialen Bedürfnis, das – tief und dunkel und heidnisch – Lust mit Schmerz vereinte. In meinen Träumen zucke ich unter seinen Befehlen zusammen, aber trotzdem unterwerfe ich mich seiner Macht und sehne

mich noch immer nach ihm. Meine Bedürfnisse und Wünsche sind selbst mir unerklärlich. M. hat einmal gesagt, ich müsse lernen, meine intellektuellen Neigungen mit denen meines Instinkts in Einklang zu bringen. Das muß ich tatsächlich erst lernen, aber ich weiß nicht, ob Ian das je verstehen wird. Er versucht es, aber es fällt ihm sehr schwer. Er kann die Gespaltenheit meiner Wünsche nicht nachvollziehen: daß ich im Beruf befehlen, im Bett aber gehorchen will. Vielleicht wird er mich eines Tages verlassen. Wahrscheinlich wäre es für ihn das beste. M. hat in mir Leidenschaften erweckt, von denen ich gar nicht wußte, daß sie existieren. Vielleicht gehöre ich einfach nicht zu einem Mann wie Ian und er nicht zu einer Frau wie mir.

Ich habe die ersten paar Seiten dieser Geschichte noch einmal gelesen – es kommt mir vor, als wäre ein halbes Leben vergangen, seit ich sie geschrieben habe. Ich weiß, daß mein Ton inzwischen weniger hart klingt. Durch meine Gratwanderung zwischen

Erotik und Sadomasochismus habe ich entdeckt, daß die Grenzen – zumindest für mich – verschwimmen. Ich kann beides nicht mehr voneinander trennen. Aber ich weiß auch, wie gefährlich es ist, zu nahe am Abgrund zu stehen und sich in die Gewalt eines Mannes zu begeben, der keinerlei Moralkodex kennt. Nur Frannys Video hat mich vor dem endgültigen Sturz in den Abgrund bewahrt. Ihre Erniedrigung zwang mich, über die Notwendigkeit gewisser Grenzen nachzudenken, sie zwang mich zu der Erkenntnis, daß M. nicht der Mensch ist, dem man sich bedenkenlos unterwerfen darf. Er kennt keine Moral, und das macht ihn gefährlich.

Noch vor einem Jahr hätte ich behauptet, daß zwischen Gut und Böse eine klare Trennlinie existiert. Ich hätte gesagt, daß das Böse in den Bereich der Unterwelt gehört und daß böse Menschen jenseits jeder Anständigkeit existieren. Inzwischen bin ich mir da nicht mehr so sicher. Ich glaube, daß wir unter der

Oberfläche unserer Menschlichkeit alle eine dunkle Seite haben. Bei manchen ist sie wild und extrem, bei anderen weniger stark ausgeprägt, aber sie ist immer da und liegt in einem ständigen Kampf mit unserer zivilisierten Seele. Am Tag des Feuers bin ich mit meiner eigenen dunklen Seite konfrontiert worden. Ich habe M.s Einfluß gespürt.

Nietzsche hat geschrieben: »Wer mit Ungeheuern kämpft, mag zusehn, daß er nicht dabei zum Ungeheuer wird. Und wenn du lange in einen Abgrund blickst, blickt der Abgrund auch in dich hinein.« Erst jetzt, nachdem M. aus meinem Leben verschwunden ist und ich die Dinge aus einer gewissen Distanz sehe, ist mir klargeworden, daß ich M.s dunklerer Seite erlegen bin. Wie dumm ich doch war, als ich mit meiner Jagd auf ihn begann! Ich glaubte, mich ihm nähern zu können, ohne Schaden davonzutragen. Mein Sinn für Integrität und Gerechtigkeit würde mich vor seinem Einfluß schützen, dachte ich in meiner Naivität. Aber er hat

mich nicht ungeschoren davonkommen lassen. Meine Narben – die körperlichen wie die psychischen – beweisen es.

Meine Reise mit M. begann als eine Suche nach der Wahrheit, und ich habe die Antworten gefunden, nach denen ich gesucht habe, aber Frannys Reise war noch viel schlimmer als meine. Ohne Absicht stolperte sie mitten hinein in das Herz eines bösen Mannes. Für sie war es eine Reise ohne Wiederkehr. Ich werde mein Leben lang bedauern, daß ich nicht zur Stelle war, um sie zurückzuhalten, als sie ihrerseits allein und zitternd am Rand des Abgrunds stand.

Nora C. Tibbs
Davis, Kalifornien

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel »Topping from Below« bei St. Martin’s Press, New York

15. Auflage
Deutsche Erstausgabe 12/96
Copyright © der Originalausgabe 1995 by Laura Reese
All rights reserved
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 1996
by Wilhelm Goldmann Verlag, München, in der
Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: Design Team München
Umschlagfoto: Barnaby Hall
Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Redaktion: Ge / Susanne Wallbaum
Herstellung: Str.
Made in Germany
eISBN 978-3-64109852-0

www.goldmann-verlag.de
www.randomhouse.de